Universitäts- und Landesbibliothek Bonn

Ehrenbuch der Burschenschaft Alemannia zu Bonn

Burschenschaft Alemannia <Bonn>

Dortmund, [1922]

urn:nbn:de:hbz:5:1-14940

Visual Library

Ab
1227
895



Ehrenbuch

der

Burschenschaft

Alemannia

zu

Bonn



Revision

Der
Universitäts-Bibliothek zu Bonn
geschenkt
von
Dr. Philippi
Dortmund

Ab4'1227/895
A+B4/G1227/0895

Ag 1227
895

Ehrenbuch
der
Bonner Burschenschaft Allemannia
1914—1919.

An des Rheines hellem Strande
Weht ein Banner stolz und kühn,
Schwarz-rot-gold; dem Vaterlande
Will, von Knechtschaft frei und Schande,
Echte Burschen es erziehn.



Ehrenbuch

der

Burschenschaft

Alemannia

zu

Bonn



22.8619

Burschen heraus!
Lasset es schallen
Von Haus zu Haus!
Wenn es gilt für's Vaterland,
Treu die Klingen dann zur Hand,
Und heraus mit mut'gem Sang,
Wär' es auch zum letzten Gang!
Burschen heraus!

Universitäts-Bibliothek
Bonn

Ihr toten Brüder, schon tausendmal
Ging auf und unter der Tag,
Seit Euer Leib in letzter Qual
Auf blutiger Erde lag.
Schon grünt zum vierten Male der Wald,
Seit Deutschlands Schwert zerbrach.
Unser Auge ward trüb, unser Herz ward alt
In Grimm und Scham und Schmach.

Unser Herz ward alt, doch es weiß, es weiß:
Die Euch und uns vereint,
Die deutsche Treue, sie brennt noch heiß,
Unerstickt von Tod und Feind.
Sie führt uns den Pfad durchs geknechtete Land
Und blutenden Volkes Not,
Die Treue zum schwarz=rot=goldenen Band
Und zur Fahne schwarz=weiß=rot.

Das eine heißt uns Jugendtag
Und schimmernde Nacht am Rhein
Und froher Herzen Zusammenschlag
Für alles, was gut und rein.
Die andre heißt uns der Väter Saat,
Von Tränen und Segen schwer,
Und stahlharter Mut zu kühner Tat
Weit über Land und Meer.

Die Jugend starb und das Reich versank,
Doch das strahlende Morgenlicht,
Das Euer brechendes Auge trank,
Wir lassen, wir lassen es nicht,
Bis das verträumte deutsche Herz
Wieder schlägt in freiem Gefild
Und blank sich wieder sonnenwärts
Hebt der deutsche Schild.

Brüder, wir blicken aus Dunkel und Not
In Euer verklärtes Gesicht.
Eure Leiber nahm uns der Schlachtentod,
Eure Seele nahm er uns nicht.
Eure Gräber liegen vom Wind verweht
In fremder Erde weit,
Doch Eure sieghafte Seele geht
Mit uns durch Schmach und Leid.

April 1922. Otto Oppermann



Gefahr,
ihr habt
zum To
von den

Zum Geleit!



Das Heldengedenkbuch unserer Burschenschaft soll mit einem stolzen, trotzigen „dennoch!" beginnen. Mag auch unser Volk der Übermacht äußerer Feinde erlegen sein, mag auch eine verblendete Revolution uns an den Abgrund des Verderbens gezerrt haben, mögen auch dunkle Gewalten von innen her unseren nationalen Wesenskern zu zersetzen drohen —: wir werden dennoch nicht zu jenen gehören, die alle Hoffnung fahren lassen. Noch gibt es genug echt deutsche Männer, welche, ungebrochen an Leib und Seele, wie unser Deutschordensritter den giftigen Drachen niedertreten und mit ihrem unerschütterlichen Losungswort „dennoch!" für den Sieg des Lichtes zu streiten entschlossen sind. Mit diesem „dennoch!" im Herzen wollen auch wir gehärteten Blickes in unsere sturmzerfetzte, nächtige deutsche Zukunft schauen; und mit diesem gleichen „dennoch!" wollen wir der 54 Bundesbrüder gedenken, die ihr Leben für das Vaterland dahingegeben haben. —

Als in den Augusttagen 1914 der Sturm der Begeisterung durch die deutschen Lande brauste und die waffenfähigen Söhne unseres Volkes sich um ihren Kaiser scharten, da zogt auch ihr hinaus in das Feld — die älteren, im Hinblick auf Weib und Kind und mit vollem Verständnis für die bevorstehenden furchtbaren Kämpfe und Strapazen, ernst und mit ruhiger Entschlossenheit; die jüngeren mit glänzenden Augen, unbekümmert um die kommenden Dinge, den Tag des Abmarsches sehnsüchtig erwartend — alle aber, alt und jung, durchglüht von demselben Geist, der vor 100 Jahren die preußischen Männer und Jünglinge beseelte, dem Vaterlande zu helfen in der Stunde der Gefahr, koste es, was es wolle. Keiner von euch ist aus der rechten Bahn gewichen, ihr habt euren dem Könige und dem Vaterland geschworenen Treueid gehalten bis zum Tode. Wenn man sich in die nachfolgenden Lebensbilder versenkt, die zumeist von den Lieben daheim oder von Freundeshand geschrieben sind, wenn man ferner

einen Blick hineinwirft in eure Briefe aus dem Felde, dann steht man erschüttert vor dem schlichten, wahren Heldentum, das aus allem herausleuchtet. Furchtlos und treu habt ihr gelebt, furchtlos und treu seid ihr gestorben, das Vaterland über alles stellend, über Weib und Kind, über seliges Liebesglück, über eine lachende Zukunft.

Ihr träumtet von deutschen Volkes und Reiches neuem, hohem Aufstieg und opfertet in dem stolzen Troste, ihn mitzubegründen, Euer Leben. Es ist anders gekommen — das Reich liegt in Trümmern, in den Adern unseres Volkes rast fiebernde Krankheit. Und „dennoch!" — mag es heute auch noch so scheinen, als ob eure Treue ein Irrwahn, euer Opfertod sinnlos und umsonst gewesen sei, nein: einmal soll und wird doch jene Morgenröte anbrechen, wo aus dem modernden Gräbersaum, welcher Deutschlands zerstückelte Grenzen vom Kanal bis zum afrikanischen Wüstensande, von den Tälern des Kaukasus bis zum wälderdunklen Land der tausend Seen weit umzieht, eine neue deutsche Zukunftsernte emporwächst.

„Des Lebens grauer Same sein
muß ich im Sterben — — —",

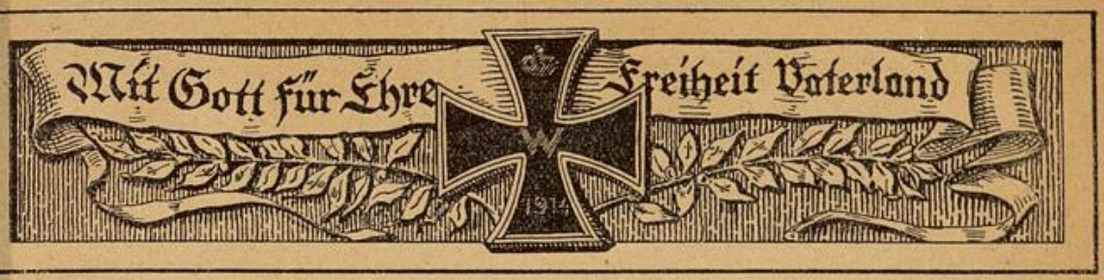
dieses Wort gilt auch für euch; auch ihr seid nicht umsonst dahingesunken, auch aus euren Gräbern wird neues Leben emporblühen. Und so wollen wir euch an uns vorüberziehen lassen nicht in hoffnungsloser Totenklage, sondern voll heiter-stolzen Gedenkens und voll frohgemuten Glaubens an eine neue deutsche Zukunft. Möge euer Bild durch dieses Buch in unserer Burschenschaft weiterleben: euch selbst, den Toten, zum ehrenden Gedächtnis, den lebenden und kommenden Alemannengeschlechtern aber als ernste Mahnung, euch nachzuleben und, wenn es sein muß, auch nachzusterben.

Ehre, Freiheit, Vaterland!

Gedenktafel auf der Diele des Schänzchens in Bonn.



Wer
älteste S
tiefere
knüpft,
insofern
auftrete
zusamm
und wie
vorschw
des Für
Br
Zeugnis
heran,
außerge
folgende
Friedrich
Persönli
Fähigkei
Aufgabe
unreifen
den Au
gegeben
legenen
und Rei
mütige
ein erhe
der sich
andächti
stand; s
dieser g
bis zum



Artur Bruch.

S. S. 93.

Wenn wir die lange Reihe unserer gefallenen Bundesbrüder beginnen lassen mit Artur Bruch, so geschieht das zunächst nur deswegen, weil er unter ihnen das älteste Semester ist. Aber fast möchte es scheinen, als ob diesem äußeren Zufall eine tiefere Bedeutung innewohne. Denn mit dem Namen Bruch ist ein Ereignis verknüpft, welches nach außen hin den Höhepunkt alemannischer Geschichte bedeutet, insofern unsere Burschenschaft damals als Führerin der deutschen Studentenschaft auftreten durfte, und welches ferner diese letzteren zu einer so erhebenden Einmütigkeit zusammenfaßte, wie sie seit dem Wartburgfeste noch nicht wieder erlebt worden war und wie sie uns heute als höchstes Ziel nationalstudentischer Arbeit fast unerreichbar vorschwebt. Es ist die Huldigungsfahrt nach Friedrichsruh zum 80. Geburtstage des Fürsten Bismarck.

Bruch war 1871 zu Hellental in der Eifel geboren und hatte in Barmen das Zeugnis der Reife erworben. Ostern 1893 kam er zu uns. Es rückten damals Ereignisse heran, welche große Anforderungen an die Aktivitas stellten. Denn 1894 sollte in außergewöhnlichem Rahmen das 50jährige Stiftungsfest gefeiert werden, und im folgenden Wintersemester galt es, die Vorbereitungen für die Huldigungsfahrt nach Friedrichsruh zu treffen. Da wurde Bruch von seinen Bundesbrüdern als die geeignete Persönlichkeit zum Sprecheramte berufen. Er hat das Vertrauen, welches man in seine Fähigkeiten setzte, gerechtfertigt und mit Umsicht, Gewandtheit und Tatkraft beide Aufgaben glänzend gelöst. Seiner überzeugenden Beredsamkeit, die jugendlich-unreifem Phrasentum bereits entwachsen war, sowie seinem geschickten und gewinnenden Auftreten, welches bei aller Festigkeit in den Hauptfragen Nebensächlichkeiten gegebenenfalls klug zu opfern wußte und manche Spannung schließlich durch überlegenen Humor löste, verdanken wir es, daß die zahlreichen kleinen Eifersüchteleien und Reibungen innerhalb der Studentenschaft geglättet wurden und so die große einmütige Huldigungsfahrt auch wirklich zustande kam. Selten hat sich unserem Volke ein erhebenderes Schauspiel geboten. Schier endlos war der farbenprächtige Zug, der sich durch Hamburgs altehrwürdige Straßen bewegte. Schier unendlich war die andächtig erschauernde Ehrfurcht, als man endlich vor dem gewaltigen Reichsgründer stand; schier unendlich waren der Jubel und die Begeisterung, welche der Verlauf dieser großartigen Kundgebung in den Herzen aller Teilnehmer vom jüngsten Fuchs bis zum ergrauten Alten Herrn aufflammen ließ. „Die Scheiden klirrten, es blitzte ein

rasselnder Speerwald. Und nun wird das Hurra gesungen, mächtig schwellend ausgehalten, dann nicht mehr gesungen, nein gejubelt, gejauchzt in allen Tönen mit unwiderstehlicher Gewalt, wie ein reißender Bergstrom unaufhaltsam, ohne Ende. Von neuem setzt die Musik ein, die vorderen Reihen singen mit, umsonst, alles wird niedergebraust, fortgerissen von der elementaren Wucht, bis sich endlich, endlich die Wogen ebnen."

Mochte auch der deutsche Reichstag in geschmackloser Unreife und armseliger Kleinheit dem Alten im Sachsenwalde zu diesem seinem 80. Geburtstage ein einfaches Zeichen menschlicher Teilnahme und nationalen Dankes versagen — den greisen Fürsten umbrauste an diesem Tage dennoch eine solche Fülle von Begeisterung, Treue und Dankbarkeit, wie er sie reiner und hingebender vielleicht noch nie erlebt hatte, als hier von der deutschen Studentenschaft. Ihr erwählter Führer und Sprecher vor dem eisernen Recken aber war der Bonner Alemanne Artur Bruch.

Dieser Tag von Friedrichsruh ist der Höhepunkt im Leben Bruchs geblieben. Gewiß, in unserer Burschenschaft hat er auch in den folgenden Semestern noch eine große Rolle gespielt: er bekleidete das Amt des ersten Ehrenrichters, wurde infolge schwieriger Verhältnisse für kurze Zeit noch einmal wieder Sprecher und nahm auch an der Neubearbeitung unserer Satzungen hervorragenden Anteil. Aber dann versank der Name wieder, der mehrere Jahre hindurch als ein Stern erster Größe am Himmel unserer Burschenschaft gestrahlt hatte; nein, er versank nicht nur, es haftete ihm vielmehr allmählich ein bitterer Klang von enttäuschten Hoffnungen an.

Denn Bruch scheiterte in seinem Berufe. Er hatte ohne besondere Neigung das Studium der Theologie eingeschlagen, aber er brachte es nicht über das erste theologische Examen hinaus und wurde schließlich Erzieher am Pädagogium zu Godesberg. Er bewährte sich in dieser Stellung vorzüglich, ebenso wie beim Militär, wo er als tüchtiger Soldat und Offizier von nicht gewöhnlicher Eignung galt — doch immerhin: es war ein Knick in sein Leben gekommen, eine Zukunft lag kaum noch vor ihm. Bei den mancherlei glänzenden Fähigkeiten, welche die Natur ihm mit auf den Weg gegeben hatte; eine wichtige war ihm versagt geblieben: nämlich sich selbst ein Ziel zu setzen und es in steter, pflichtmäßiger Arbeit zu erringen. Er gehörte zu jenen Menschen, welche ihre Kräfte erst dann zu entfalten vermögen, wenn ihnen ein Werk aus Neigung und Gegenwart erwächst oder wenn sie durch äußere Verhältnisse plötzlich hineingestellt werden. —

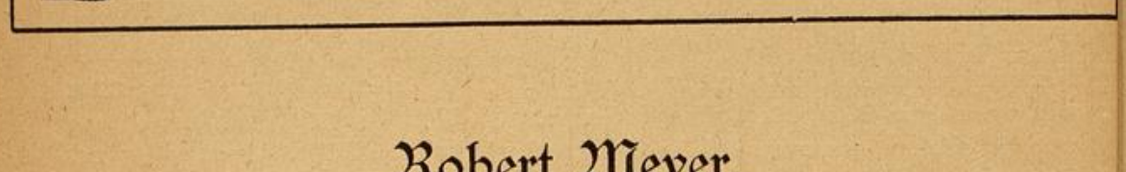
Die Berichte über sein ferneres Leben sind unklar und lückenhaft. Den Anschluß an die Burschenschaft verlor er immer mehr. Er hatte inzwischen die Mitte der Dreißiger erreicht, als er seine Stellung in Godesberg aufgab, heiratete und ein Gut übernahm, um daselbst ein Erziehungsheim zu begründen. Aber leider erwiesen sich die damit verknüpften Hoffnungen als trügerisch. Das Gut ging verloren, die Ehe auseinander. Dunkle Schatten fielen auf seinen Lebensweg und ließen manche an ihm irre werden.

Da brach der Krieg aus. Auch der Hauptmann der Reserve Artur Bruch rückte ins Feld. Das dunkle Rätsel, das über seinem letzten Lebensabschnitt lagert, es lagert auch über seinem Tode. Hat der Notzeit heiliges Feuer und das Auge in Auge mit dem Tode auch diese Seele von Staub und Schlacken geläutert und ihr echtes Kern-

metall wieder aufglühen lassen? Wir wissen es nicht, aber wir dürfen es glauben. Nach dem einen Bericht soll Bruch 1914 bei Sedan vermißt, nach dem anderen 1916 in den schweren Kämpfen um Verdun gefallen sein.

Dein Lebensweg, auf den schon in jungen Jahren so hoffnungsverheißender Glanz fiel, er ist kein Weg nach oben geworden, Artur Bruch. Aber dennoch: wir haben dich an die Spitze dieses Buches gestellt. Denn dieser dein Weg vom Licht zur Nacht — ist er heute nicht auch der Weg unseres deutschen Volkes? Und wie wir trotz der Schatten, welche uns dein Bild verdunkeln, glauben, daß der Kern deines Wesens dennoch echt war, so glauben wir auch, daß in unserem Volke unter all den Verzerrungen und Verirrungen dieser Jahre doch noch die echtbürtige deutsche Wesensart heimlich schlummert. Und wie du angesichts des Schlachtentodes von jenen schwachen Stunden, welche keines Menschen Alltag verschonen, wieder genesen bist, so wird auch für unser wundes, krankes, mit sich selbst zerfallenes deutsches Volk einstmals jenes große „Stirb und Werde!" anbrechen, wo es in heiliger Wandlung alle durchlittene Schwachheit von sich schütteln und zu neuem Leben erwachen wird.

W. Brauß u. K. Schulze-Westen



Robert Meyer.

W. S. 94/95.

Bereits mit 17 Jahren bezog Robert Meyer Herbst 1894 mit seinem langen, etwas eckigen und ungelenken Körper die Bonner Hochschule, wurde gegen den heftigen Widerstand seines Vaters, eines alten Korpsstudenten, aus Überzeugung Burschenschafter und aus innerstem Trieb Alemanne. Wegen Differenzen mit dem Vater trat er nach einem Semester aus und wurde erst in seinem dritten Semester wieder aktiv. Robert Meyer war ein eigenartiger Mensch; er war selbstbewußt und schon in sehr jungen Jahren ein durchaus gefestigter, selbständiger Charakter, leicht anstoßend im Verkehr, sein Recht und seine Meinung stark betonend, heftig in seinen Äußerungen, von stärkstem nationalen Willen und Empfinden beseelt, mit stark antisemitischer Richtung: daher „der Jude" genannt; später vielfach „Säbelmeyer", weil er in kurzer Zeit vier Säbelpartien mit der Bonner Turnerschaft ausfocht. In seinem Fuchsvers heißt es:

„Geht nachts nach Haus die Meyerei,
So singt sie Anstich mancherlei,
Auch kontrahieren tut sie,
Denn literweis will Blut sie
In der Alemannia."

Bezeichnend für ihn ist folgende kleine Geschichte: Gegen Ende seiner aktiven Zeit bekam er mehrere Säbelkontrahagen auf einmal. Die Zeit, sie auszufechten, fehlte im alten Semester. Er fuhr deshalb bei Beginn des folgenden auswärtigen Semesters, das er in München verleben wollte, zum Pauken nach Bonn. Da er seiner Mutter, die wegen der Kampffreudigkeit ihres Sohnes schon manche Sorge gehabt hatte, jede Beunruhigung fernhalten wollte, nahm er seinen „Bädeker" zur Hand und schilderte darnach in den schönsten Farben die Sehenswürdigkeiten seiner neuen Musenstadt. Die verfaßten Briefe ließ er in bestimmten Zeitabschnitten von München aus durch einen alten Herrn abschicken. Als er nach glücklich geschlagener Schlacht seiner Mutter über Wahrheit und Dichtung jener Briefe Aufklärung gab, hatte sie helle Freude. Sie kannte ihren Sohn Robert, an dem sie so innig hing, wie auch er an ihr. Seinen studentischen Sinn hat er immer behalten, seinen Idealen blieb er stets treu.

Robert Meyer war ein leidenschaftlicher Wanderer. Mit seinem Freunde Thoenes hat er viele Fußtouren durch die Vogesen und Südfrankreich gemacht. Seine Art erschloß sich nicht leicht, man mußte ihn studieren, um zu erkennen, welche Gemütstiefe sich unter einer etwas rauhen Schale barg. Er war immer treu und hilfsbereit,

rückhaltlos offen und von vornehmster Gesinnung. Sein durch scharfen Verstand und umfassendes Wissen gesteigertes Selbstbewußtsein schliff sich im nachstudentischen praktischen Leben etwas ab.

Am 14. Dezember 1902 wurde er zum Gerichtsassessor ernannt, und war als solcher zunächst bei dem Amtsgericht in Elberfeld tätig. Bald ging er zur Provinzialverwaltung nach Düsseldorf über und wurde bereits nach einem Jahre zum besoldeten Hilfsarbeiter bei der Stadtverwaltung in Oberhausen gewählt. Mitte 1905 übernahm ihn die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes zu Berlin und entsandte ihn im Spätherbst desselben Jahres nach Kamerun. Er arbeitete dort unter dem Gouverneur v. Puttkamer und war zunächst Bezirksrichter, dann selbständiger Justizreferent an der Zentrale und schließlich Bezirksamtmann des Hauptzollhafens der Kolonie Kribi.

Sein Naturtrieb zum Wandern und Erforschen schreckten vor bedeutenden körperlichen Anstrengungen und Gefahren nicht zurück. Während seines zweijährigen Aufenthaltes in Kamerun als Regierungsassessor und Bezirksamtmann vollführte er mit wenigen Eingeborenen in mehrtägiger Expedition eine Besteigung des großen Kamerunberges, erreichte als erster Europäer den meist in Nebel getauchten Gipfel und stellte mit der Entdeckung des nach ihm auf der offiziellen Karte benannten „Robert-Meyer-Krater" den vulkanischen Charakter des Berges wissenschaftlich fest. „Voll Stolz auf Deutschlands herrliche Kolonie" — so schreibt er einem Konfuchs — „trank ich am Rande des Kraters in schäumendem Wein ihr Gedeihen."

Nach Beendigung seiner afrikanischen Tätigkeit bereiste er noch den Kongostaat und die portugiesischen Kolonien. Im September 1907 nahm er seine Entlassung aus dem Kolonialdienst und verlobte sich alsbald mit Fräulein Lisa Joutz aus Frankfurt am Main. Aus seiner Ehe entsprossen drei Kinder, von denen ihm der Sohn durch den Tod wieder entrissen wurde. Im Oktober 1907 wurde er an Jarres' Stelle zum Beigeordneten in Düren ernannt. Er verlebte daselbst die schönsten Jahre seines Lebens.

Bei Ausbruch des Krieges zog er, trotz hochgradiger Kurzsichtigkeit, derentwegen ihn der Arzt durchaus als dienstuntauglich erklären wollte, als Frontoffizier freiwillig ins Feld. Er starb am 27. Januar 1915 bei Uffholz im Elsaß den Heldentod, am Abend vor seinem ersten Heimaturlaub. In seinem letzten Briefe, den er am 20. Januar 1915 an seinen Freund Thoenes schrieb, heißt es wörtlich:

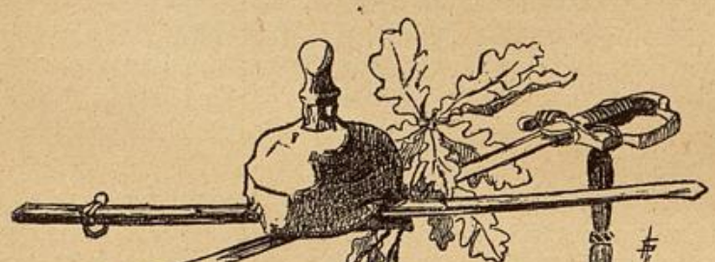
„Wir sind seit November in Trab, haben ständig sehr schwere Wochen durchgemacht, eigentlich nie herausgekommen. Daß ich lebendig durchkommen werde, halte ich nach den bisherigen Erfahrungen für ziemlich ausgeschlossen. Wie Du wohl gehört hast, hat unser Regiment seit einigen Monaten die Ehre und das Vergnügen gehabt, immer gerade dorthin geschickt zu werden, wo etwas los ist. Wir werden alle Augenblicke als Sturmbock gebraucht und sind zu diesem Zweck auch der „fliegenden Division Fuchs" zugeteilt worden, die Flandern und das Oberelsaß bereits mit Erfolg bereist hat. Natürlich haben wir ständig ungeheure Verluste, bisher über 3300 Mann. Offiziere, die den Feldzug von Anfang an mitgemacht haben, gibt es nur noch einen, und von den im September nachgeschobenen bin ich der letzte. Wie durch ein Wunder

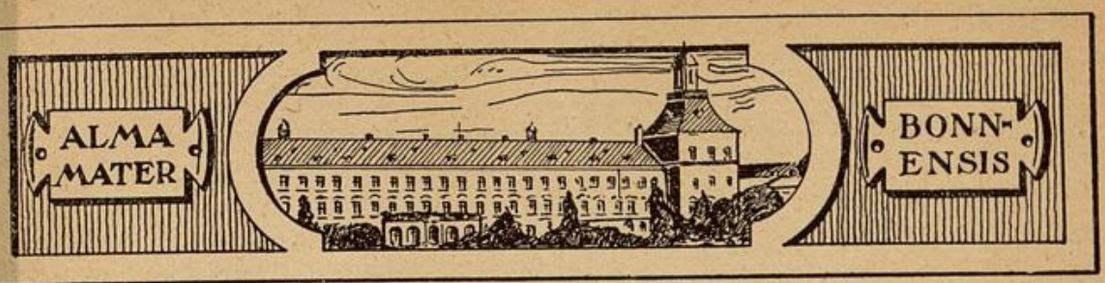
bin ich bisher den Kugeln entgangen. Daß ich aus dem grauenhaften Straßenkampf in Steinbach mit heiler Haut entronnen bin, kann ich selbst kaum glauben. Im übrigen bin ich auf Steinbach sehr stolz: bei dem Sturm am 14. Dezember, den mein Bataillon machte, war ich der erste Offizier im Ort und hatte mit meinen 35 Leuten 250 Gefangene gemacht. Zum Eisernen Kreuz I. Klasse (das andere habe ich seit Oktober) bin ich schon zweimal vorgeschlagen. Hauptmann bin ich seit Weihnachten. Na, nun Schluß! Sollten wir uns nicht mehr sehen, so behalte mich in gutem Andenken."

Robert Meyer gehörte zu jenen Menschen, deren tiefen inneren Wert man nur bei näherem Kennenlernen voll zu würdigen vermag. Er war ein Mann von Charakter und entschieden außergewöhnlicher Befähigung. Jedes Strebertum war ihm im tiefsten Grunde verhaßt. Das ging so weit, daß es häufig klüger von ihm gewesen wäre, wenn er auf die Eitelkeit und die sonstigen Schwächen seiner lieben Mitmenschen etwas mehr Rücksicht genommen hätte. Er hat auf fachwissenschaftlichem, insbesondere auf sozialem Gebiet, eine Reihe von Schriften veröffentlicht, die sehr beherzigenswerte neue Wege weisen.

Alle, die ihn näher gekannt haben, werden ihn nie vergessen. Die Alemannia hat in ihm ein treues Mitglied und einen wertvollen Menschen verloren.

Aus den Berichten von G. Vogel A! und K. Thoenes A!





Albert Leicher.

W. S. 95/96.

Albert Leicher wurde am 19. August 1876 in Naunstadt im Taunus geboren. Sein Vater war Landmesser. Er besuchte zunächst die Schule in Usingen, sodann in Wiesbaden. Der Burschenschaft Allemannia wurde er im Wintersemester 1895 bis 1896 durch seinen Freund und Konpennäler Karl Nöggerath zugeführt. Daher sein Fuchsvers:

„Der große Seicher Nöggerath
Hat mich zum Schänzchen hingebracht,
Ich aber, Albert Leicher,
Ich bin der große Schweiger
In der Allemannia."

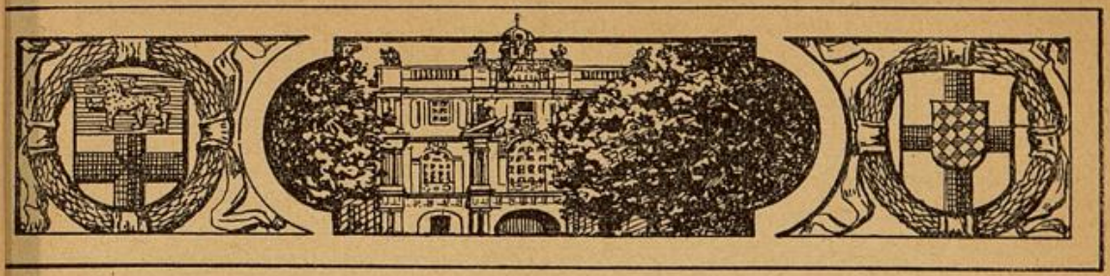
Als Fuchs soll er sich in der Tat durch große Schweigsamkeit ausgezeichnet haben, später änderte sich das Bild aber sehr erheblich. Im Wintersemester 1896 bis 1897, seinem dritten Semester, wurde er Sprecher und nahm sich des Amtes gleich mit seiner ganzen Tatkraft an. Was ihn besonders auszeichnete, war ein außergewöhnliches Organisationstalent im Verein mit starker Willenskraft und guter Rednergabe. Sein Einfluß in der Burschenschaft, vor allem auf die jüngeren Semester, war außerordentlich groß; aber auch nach außen verstand er es, die Burschenschaft ausgezeichnet zu vertreten. Wenn Leicher an einer studentischen Versammlung teilnahm, sei es in der Bonner Vertreterversammlung oder im A. D. C., stets konnte man sicher sein, daß unserer Burschenschaft der Vortritt zugebilligt wurde. Waren seine Ausführungen auch nicht immer überzeugend, so war seine Überredungskunst doch derart blendend, daß selten ein Gegner gegen ihn aufkam. Eine besondere Glanzleistung war seine Tätigkeit bei der Durchführung des Gedankens der Bismarcktürme, dessen Priorität uns von dem Berliner V. d. St. streitig gemacht wurde. Auch während seines vierten Semesters blieb Leicher, trotzdem er Jurist war, als Sprecher in Bonn. Er hat diese Semester vollständig der Burschenschaft geopfert.

Seine Mensuren waren tadellos, doch nicht immer vom Glück begünstigt. Sehr viel belacht wurde sein p. p. mit dem Franken Kraus; vor demselben beschwerte er sich in der Versammlung darüber, daß der Paukwart ihm als Sprecher einen so kümmerlichen Gegner gegeben habe; als er dann von diesem elendiglich abgestochen wurde, war des Gelächters kein Ende. Die Episode ist im Bierzeitungsalbum in biblischem Stil als Kampf Davids mit Goliath verherrlicht.

Nach beendetem Studium wurde Leicher als Referendar in Limburg a. d. Lahn und Frankfurt a. Main beschäftigt. Im Jahre 1906 vermählte er sich mit Elisabeth Reining und bestand in demselben Jahre sein Assessorexamen. Er fand zunächst eine Anstellung an der Staatsanwaltschaft zu Frankfurt, sodann wurde er 1907 nach kurzer Ausbildungszeit zum Regierungsassessor und Spezialkommissar in Jülich ernannt. Im folgenden Jahre siedelte er nach Barmen über und übernahm die Rechtsanwaltspraxis seines Freundes und Bundesbruders Hans Harney.

Als 1914 der Krieg ausbrach, zog Albert Leicher bereits am zweiten Mobilmachungstage als Leutnant und Führer einer M.-G.-K. ins Feld. Am 6. September 1914 wurde er durch einen Lungenschuß schwer verwundet. Die Ausheilung erforderte längere Zeit. Erst im Frühjahr 1916 rückte er als Hauptmann von neuem aus, und zwar diesmal nach Rußland. Er fiel am 4. Oktober 1916 in Wolhynien. Eine Granate schlug in seinen Unterstand ein, als er bemüht war, seinen Nachfolger zu orientieren, da er selbst in den Großen Generalstab berufen war.

Ehre seinem Andenken!



Otto Rickes.

S. S. 96.

Die letzten Kämpfe der großen Winterschlacht in Masuren (Februar bis April 1915) hatten wir hinter uns. Ich hatte mit noch drei Burschenschaftern als Sanitätsoffizier der Sanitätskompagnie der 42. Division an ihnen teilgenommen. Jetzt, gegen Mitte April 1915, sammelte sich die Division in Wilkowischki zum Abtransport. Wir erfreuten uns der Genüsse eines von der Etappe eingerichteten Offizierkasinos, eines Institutes, das uns, die wir seit der Mobilmachung ständig mit dem Feinde in Fühlung gewesen waren, unbekannt geblieben war. Eines Tages kamen meine Kameraden vom Frühschoppen und erzählten, daß sie einen Bonner Alemannen namens Otto Rickes im Kasino getroffen hätten, der Kompagnieführer bei dem zu unserer Division gehörenden Infanterie-Regiment 97 sei. Rickes war mir bis dahin persönlich unbekannt. Ich suchte ihn gleich auf und wir freuten uns der bundesbrüderlichen Begegnung. Die Alemannia ließ uns sofort in Herzlichkeit und Offenheit vertraut werden, und wir erzählten uns von unseren Schicksalen und Lebenswegen. So berichtete er mir, daß er 1877 als Sohn eines Kaufmanns in Birkenfeld geboren und zuletzt Regierungsassessor und Hilfsarbeiter im Ministerium zu Oldenburg gewesen sei. Hier habe er eine Gattin, die er kurz vor Ausbruch des Krieges in zweiter Ehe heimgeführt habe, nachdem er sieben Jahre Witwer gewesen sei. Seine erste Gattin sei nach einjähriger sorgenvoller Ehe an einem qualvollen Krebsleiden gestorben. Jetzt erwarte ihn das Glück zu Hause, da seine Frau der Geburt eines Kindes entgegensehe. Wir waren damals Monate lang von aller Kultur abgeschlossen gewesen, hatten seit Januar keine Zeitung mehr gelesen und glaubten, daß die Kämpfe, aus denen wir kamen, eine entscheidende Niederlage für den Russen bedeuteten, und gaben uns der Hoffnung hin, daß Rickes zur Taufe des erwarteten Sprößlings wieder daheim sein werde. Er war im Frieden Oberleutnant der Landwehr gewesen, war einberufen und Ende September 1914 nach unseren verlustreichen Kämpfen an der Somme mit einem Ersatztransport zum Regiment 97 gekommen und seit der Zeit Führer der dritten Kompagnie. Vor Lihons an der Somme hatten wir, ohne es zu wissen, den Winter über dicht beisammen in Stellung gelegen, waren Ende Januar mit den gleichen Transporten zum Osten gekommen und hatten von Tilsit aus durch den Augustowoer Forst bis vor Grodno die Kämpfe mitgemacht, die unter dem Namen „Winterschlacht in Masuren" zusammengefaßt werden. Rickes hatte Anfang Februar mit einer überkriegsstarken Kompagnie von 270 Gewehren den Vormarsch angetreten und führte infolge

der Kampf- und Marschverluste vor Grodno als einziger Offizier die Reste von sieben Kompagnien seines Regimentes mit knapp hundert Gewehren.

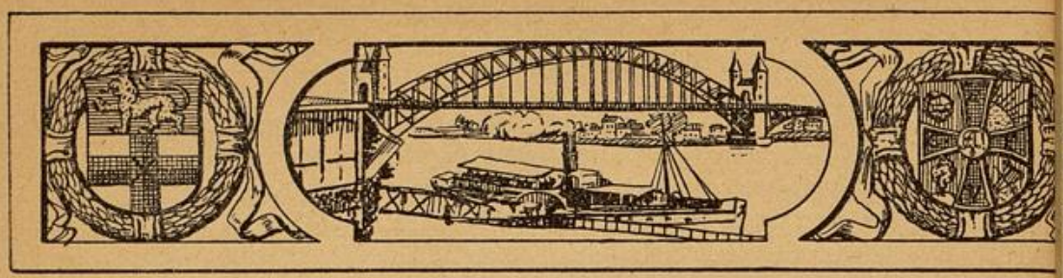
Von Wilkowischki wurden wir nach Augustowo verladen und kamen vor dieser Stadt in Stellung. Das Leben hier wird von Walter Flex in seinem „Wanderer zwischen beiden Welten" geschildert, denn um diese Zeit traf der Bubenreuther Flex als Leutnant beim Regiment 138 ein, dem Schwester-Regiment der 97er. Rickes und ich trafen uns nun, da wir voneinander wußten, häufiger, und ich lernte ihn immer mehr als eine reife Persönlichkeit von ruhig-sicherem, vornehmen Auftreten schätzen. Wie ich heute erfahre, haben seine Mitschüler in Prima von ihm den Eindruck gehabt, daß er dem griechischen Mannesideal der Kalokagathia sehr nahe gekommen sei. Ich selbst wurde, da bei der Sanitätskompagnie nichts zu tun war, zur Seuchenbekämpfung dem Korpshygieniker 21. A.-K. nach Augustowo zugeteilt und zur Unterbringung und Verpflegung dem Feldlazarett 1 des 21. A.-K. zugewiesen, wo unser Bundesbruder Ludwig Schulte als Oberarzt tätig war. Ende Mai traf hier auch Otto Rickes als Leichtverwundeter ein. Bei Besichtigung des vordersten Grabens seiner Kompagniestellung hatte Iwan der Schreckliche auf ihn geschossen. Das Infanteriegeschoß hatte den Sturmriemenknopf des Helmes getroffen, war hierdurch abgelenkt und hatte, den ledernen Helmkopf zweimal durchschlagend, die Kopfschwarte aufgerissen. Dieser Abfuhr verdankte er sein Eintreffen in Augustowo, wo ihn auch die Nachricht von der Geburt seines Sohnes erreichte. Konnte man es ihm verdenken, daß er sich da nach Hause sehnte? Wir freuten uns daher mit ihm, als er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit einen mehrwöchigen Urlaub erhielt. Mit der Mahnung, seinen Schmiß nur ja recht langsam heilen zu lassen, setzten wir ihn auf den Zug. Ja, wir hofften sogar, daß er wegen inzwischen ausgebrochenen Friedens gar nicht wieder zu kommen brauchte.

Ich fuhr bald darauf selbst zum ersten Male auf Urlaub und sah darum Rickes erst wieder zu Beginn der Wilnaer Schlacht. Mehrmals hatte ich hier Gelegenheit, ihm beim Vorgehen seiner Kompagnie die Hand zu drücken und Glück auf den Weg zu wünschen. Dieses Glück blieb ihm dann vorläufig auch noch hold. So erinnere ich mich, daß ich Ende September 1915 auf meinem Truppenverbandplatz bei Pewena die Kompagnieführer der drei anderen Kompagnien seines Bataillons als Schwerverwundete liegen hatte. Es hieß, Rickes sei gefallen. Er strafte aber das Gerücht dadurch lügen, daß er sich bald in alter Frische wieder einfand. Der 2. Oktober 1915 kann als Schluß der Wilnaer Kämpfe bezeichnet werden. Unser Korps ging in Stellung etwa 120 km östlich Wilna zwischen Postawy und Narotschsee. Schon am 3. Oktober versuchte der Russe die frisch aufgeworfenen Gräben zu stürmen, wurde aber abgeschlagen. Während des ganzen Winters wiederholte er in kleineren Unternehmungen den Versuch als Auftakt der großen Offensive vom Frühjahr 1916, die Flex im 31. Heft des Sammelwerkes „Der große Krieg in Einzeldarstellungen" beschrieben hat. Das Regiment 97 lag in der Gegend der sogenannten Duki-Enge, südlich des Sadewe-Sees. In der Nacht des 22. Oktobers 1915 machte der Russe wiederum eine gewaltsame Erkundung und drang in die Gräben des ersten Bataillons der 97er ein. Rickes lag mit seiner Kompagnie in Bataillons-Reserve, er drang durch den Laufgraben vor. Es kam zum Handgemenge. Er erhielt einen Kopfschuß und war sofort tot. Mit ihm

starben viele seiner getreuen Musketiere den Heldentod. Der Russe wurde in der folgenden Nacht wieder aus der Stellung geworfen und Rickes mit den gefallenen Kameraden, soweit ich mich erinnere etwa 70 bis 80, in der Duki-Enge bestattet.

Walter Flex, der ihn von Bonn her kannte, schmückte einige Tage später das Kreuz des frischen Grabes mit dem schwarz-rot-goldenen Band.

W. Brauß



Otto Stäps.

S. S. 96.

Otto Stäps wurde geboren am 14. November 1878 auf dem Gute Böing in Derne bei Kamen, wo er, umhegt von der Liebe und Fürsorge seiner Eltern, mit seinen Geschwistern eine äußerst glückliche Jugendzeit verlebte. Die Freuden des Landlebens haben sich ihm in reichem Maße offenbart, und mit dem frühzeitigen Durchstreifen von Wald und Feld ist in ihm der Grund gelegt worden zu einer freudigen Naturliebe, zu einer Empfänglichkeit des Auges und des Herzens für alle, auch die kleinsten Schönheiten in Gottes Natur. Er lernte jeden Vogel am Fluge erkennen, kannte jedes Tier mit seinen Eigentümlichkeiten, und das Erwachen der schlummernden Natur im Frühling war ihm immer wieder ein Wunder und eine Offenbarung. Diese Freude an der schönen Gotteswelt ist in ihm lebendig geblieben bis zuletzt und hat ihn in den Ferien und freien Tagesstunden fleißig zum Wanderstab greifen lassen.

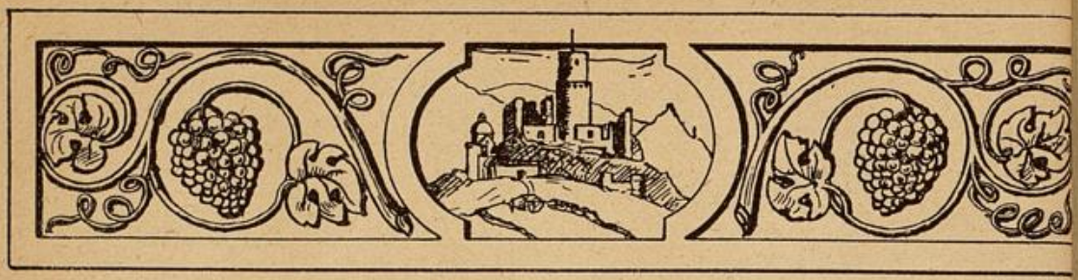
Otto besuchte zunächst die Dorfschule in Heeren und kam dann auf die Rektoratschule zu Kamen, wo er vier Jahre lang im Hause seiner späteren Schwiegereltern, die seinen Eltern nah befreundet waren, zu Mittag aß. Beim Eintritt in die Untersekunda bezog er das Archigymnasium in Soest, und machte dort, 17 Jahre alt, sein Abitur. Nunmehr widmete er sich in Bonn dem juristischen Studium, sprang als Fuchs bei der Alemannia ein und verlebte eine fröhliche Studentenzeit. Nach weiteren Studien, auch in Berlin, machte Otto im Juni 1899 sein Referendarexamen und trat bald darnach als Einjährig-Freiwilliger in das Inf.-Regt. 167 in Kassel. Nach Beendigung der militärischen Dienstzeit begann die informierende Tätigkeit für den juristischen Beruf, der er sich mit großem Interesse, mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit widmete. Am 26. Januar 1905 machte er sein Assessorexamen mit dem Prädikat „gut". Einige Tage darauf verlobte er sich mit Fräulein Lenzmann aus Kamen. Nach 1½ jähriger Assessorentätigkeit in Duisburg, Werl und Oberhausen wurde er am 1. Juli 1906 als Gerichtsassessor in Dortmund angestellt. Im Herbst desselben Jahres heiratete er. Am 20. Mai 1908 erhielt er seine Ernennung zum Landrichter in Dortmund. Am 23. April 1914 wurde er als Hilfsrichter an das Oberlandesgericht Hamm berufen. Er blieb in dieser Tätigkeit bis zum Ausbruch des Krieges.

Otto war über alle Maßen glücklich in seinem Beruf, der ihn mit größter Zufriedenheit erfüllte. Er war Jurist mit Leib und Seele, sein Wirken berechtigte zu den schönsten Hoffnungen für seine weitere Laufbahn. Aber wie so anders sollte es kommen! Der Krieg riß auch Otto Stäps aus seiner ihm so lieben geistigen Beschäftigung und

drückte ihm die Waffen in die Hand. Mit größter Begeisterung beteiligte er sich an Deutschlands gewaltigem Ringen, getreu dem Burschenschafter-Wahlspruch „Ehre, Freiheit, Vaterland". Um durch militärische Übungen nicht in seiner Anstellung als Richter behindert zu sein, hatte er sich zu gegebener Zeit nicht als Reserveoffizier wählen lassen, und so zog er zunächst als Vizefeldwebel nach Mülheim a. Rh. und bildete bei dem Res.-Regt. 16 Rekruten aus. Nach einigen Wochen rückte er als Offizierstellvertreter mit seinem Regiment zum westlichen Kriegsschauplatz ab. Weihnachten 1914 erfolgte seine Beförderung zum Leutnant d. L., und sein Bataillonskommandeur schmückte ihn zu seiner großen Freude gleichzeitig mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse, einer damals noch seltenen Auszeichnung. Kurze Zeit darauf wurde er Kompagnieführer. Nach einjähriger Trennung von seiner Familie gönnte er sich den ersten Heimatsurlaub, dem nach wenigen Monaten der zweite und letzte folgte: Getragen von dem unerschütterlichen Vertrauen, daß Deutschland siegreich aus dem Weltkrieg hervorgehen würde, und in der Überzeugung, daß kein persönliches Opfer für des Vaterlandes Freiheit und Ehre zu groß sein könne, hat er mit größter Tapferkeit und unermüdlichem Pflichteifer den ernstesten Gefahren und schwersten Strapazen getrotzt; und manche Kugel ist gnädig an ihm vorbeigegangen, bis am 5. April 1916 auch ihn der Heldentod ereilte. Ein schweres Geschoß aus französischem Steilfeuergeschütz drückte den Stollen ein, in den er sich während des Granathagels mit seinen Kameraden begeben hatte, und begrub mit ihm noch zwei andere Offiziere und zwei Burschen, darunter auch seinen treuen Burschen Kallwitz, mit dem er bis dahin alle Leiden und Freuden des Krieges geteilt hatte. Auf dem Kriegerfriedhof in Consenvoye fand Otto Stäps seine letzte Ruhestätte, die treue Kameradenhände ihm geschaufelt und hernach liebevoll bepflanzt und geschmückt haben. „Der teure Verstorbene," so schreibt sein Bataillonskommandeur, „war mir während des ganzen Krieges eine vortreffliche Stütze. Seine unerschütterliche Ruhe, seine Kaltblütigkeit und sein unermüdlicher Pflichteifer in schwierigsten Lagen haben mich ihn als Soldaten hochschätzen lernen. Als Freund stand er mir nahe in seiner stets gleichbleibenden Liebenswürdigkeit, in seiner fröhlichen und zukunftsfreudigen Lebensauffassung und mit seiner wahrhaft innerlich vornehmen Gesinnung. Was ich an ihm verloren habe, werden Sie, gnädige Frau, mit Ihren beiden lieben Kindern selbst am besten ermessen können."

Mit seinem Tode war ein Leben beendet, das aufgebaut war auf einer vorbildlichen Treue im Kleinen und im Großen und auf einer nie versagenden Herzensgüte. Eine glückliche Verschmelzung von Ernst und Humor gaben dem festen, zielbewußten Charakter sein äußeres Gepräge, und mit der Freude an allem Schönen in der Kunst paarte sich ein ernster Sinn und tiefes Interesse für alles Wissenschaftliche. Sein Heim war seine Welt, seine Frau in innigster Verbundenheit des Herzens und der Seele seine beste Kameradin, mit der er jeden Gedanken teilte, seine beiden Jungen seines Lebens Sonnenschein und seine Freude. Für alle bedeutet sein Tod den herbsten und unersetzlichsten Verlust; aber wer im Leben nur Liebe gesät hat, dem folgt die Liebe auch über das Grab hinaus und erhält den Toten lebendig inmitten der trauernden Seinen.

Frau Else Stäps.



Wilhelm Haeuseler.

S. S. 97.

Landrichter Wilhelm Haeuseler wurde am 25. September 1879 in dem aus der vaterländischen Geschichte wohlbekannten Städtchen Fehrbellin in der Mark Brandenburg als ältester Sohn eines Amtsgerichtsrats geboren. Er verlebte dort die Kinderjahre, besuchte die Volksschule des Orts und wurde nebenher vom Vater für das Gymnasium vorbereitet, das er Ostern 1890 in dem unweit seiner Geburtsstadt gelegenen Neuruppin als Quartaner bezog. Gut begabt und gewissenhaft ging er spielend durch die Klassen und bestand Ostern 1897, noch nicht achtzehnjährig, die Reifeprüfung, unmittelbar nach dem Tode des inzwischen an das Amtsgericht in Neuruppin versetzten Vaters.

Durch einen Vetter, unsern Bundesbruder Oberregierungsrat Lorenz, wurde ihm der Weg nach Bonn in die Alemannia gewiesen, bei der er im Sommersemester 1897 als Fuchs einsprang. Im Studium entschied er sich für Jura. Leider war es ihm, infolge der durch den frühen Tod des Vaters in der Familie eingetretenen Notlage, nicht möglich, länger als drei Semester in Bonn zu bleiben. Die kurze Zeit in Bonn hat er immer zu einem der schönsten Abschnitte seines Lebens gerechnet. Mit lebhafter Anteilnahme verfolgte er in späteren Jahren die weitere Entwicklung der Burschenschaft und bedauerte stets, daß er das Schänzchen nur bei großen Stiftungsfesten aufsuchen konnte. Einen Ersatz in dieser Beziehung fand er in dem Berliner Alemannenkreis, mit dem er bis zuletzt in engstem Zusammenhang stand.

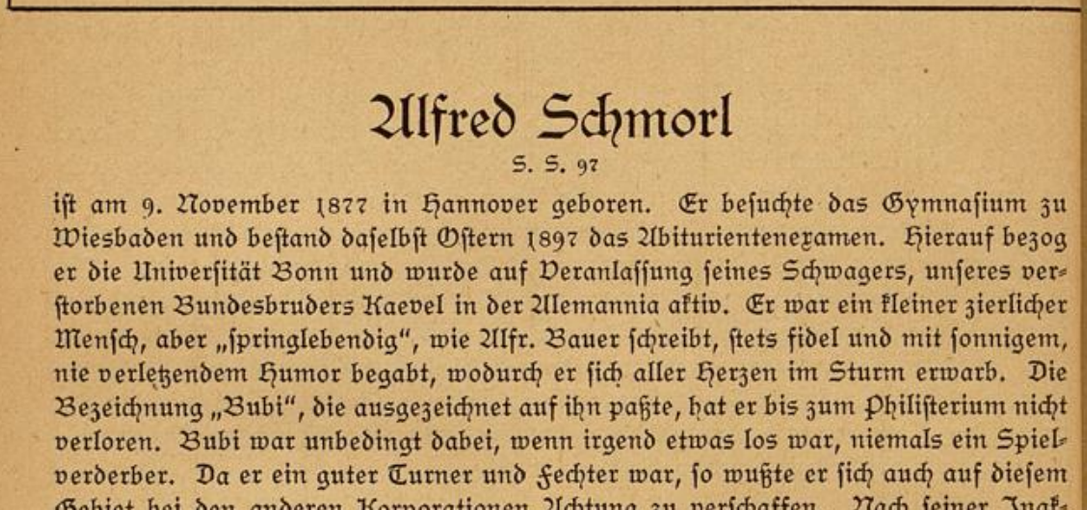
In Berlin vollendete er sein Studium und bestand im Herbst 1900 das Referendarexamen. Zu gleicher Zeit trat er als Einjährig-Freiwilliger beim Inf.-Regt. Nr. 24 in Neuruppin ein, das ihm von der Gymnasialzeit her wohl vertraut war. Sein von frühester Jugend an durch Turnen, Schwimmen, Märsche und Sport ausgebildeter, scheinbar schmächtiger und doch so sehniger Körper ließ ihn zusammen mit der Freude am Soldatentum die Anstrengungen des Dienstjahres leicht bewältigen. Mit derselben Freude machte er später die erforderlichen Offiziersübungen, wurde am 18. Oktober 1902 zum Leutnant, am 18. Oktober 1911 zum Oberleutnant der Reserve befördert.

Nach Beendigung des Dienstjahres arbeitete er als Referendar zunächst in Neuruppin und Fehrbellin und zuletzt am Kammergericht zu Berlin, nach Ablegung des Assessorexamens am Landgericht zu Charlottenburg, bis er am 22. April 1910 seine Bestallung zum Amtsrichter in Berlin-Weißensee erhielt. Im Mai 1914 wurde er

dann als Landrichter an das Landgericht III in Berlin versetzt und verheiratete sich im gleichen Monat mit der ältesten Tochter des verstorbenen Oberstleutnants Viebeg in Erfurt.

Wenige Wochen darauf rief ihn der Krieg unter die Waffen. Schon acht Tage nach der Mobilmachung rückte er als Oberleutnant der Reserve und Führer der 3. Kompagnie des Res.-Inf.-Regts. Nr. 24 von der Garnison Neuruppin aus ins Feld auf den belgischen Kriegsschauplatz. Das Armeekorps, dem sein Regiment zugeteilt war, hatte zunächst die Aufgabe, die auf Antwerpen zurückgeworfene belgisch-englische Armee in Schach zu halten und die Gegend nördlich von Brüssel vom Feinde zu säubern. Infolgedessen beschränkten sich die ersten Wochen auf Erkundigungsmärsche und kleinere Gefechte, bis Mitte September der Vormarsch und Ende September der Angriff auf Antwerpen begann. Bei diesen Kämpfen, vor allem beim Übergang über die Nethe, erwarb er sich das Eiserne Kreuz. Er sollte es nicht lange tragen. In schnellen Märschen ging's nach Antwerpens Fall zur Yser. Beim Sturm auf das belgische Dorf Pervyse (auf der Linie Neuport-Dixmuiden) ist er am 30. Oktober 1914 aller Wahrscheinlichkeit nach gefallen. Bestimmte Nachrichten über seinen Tod waren nicht zu ermitteln. Einige Monate nach seinem Tode, im April 1915, wurde ihm der Sohn Siegfried geboren, der einmal, so hoffen wir, mitberufen ist, unserm Vaterlande den Weg zur Freiheit und neuer Größe zu bahnen.

Gerh. Haeuseler



Alfred Schmorl

S. S. 97

ist am 9. November 1877 in Hannover geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Wiesbaden und bestand daselbst Ostern 1897 das Abiturientenexamen. Hierauf bezog er die Universität Bonn und wurde auf Veranlassung seines Schwagers, unseres verstorbenen Bundesbruders Kaevel in der Allemannia aktiv. Er war ein kleiner zierlicher Mensch, aber „springlebendig", wie Alfr. Bauer schreibt, stets fidel und mit sonnigem, nie verletzendem Humor begabt, wodurch er sich aller Herzen im Sturm erwarb. Die Bezeichnung „Bubi", die ausgezeichnet auf ihn paßte, hat er bis zum Philisterium nicht verloren. Bubi war unbedingt dabei, wenn irgend etwas los war, niemals ein Spielverderber. Da er ein guter Turner und Fechter war, so wußte er sich auch auf diesem Gebiet bei den anderen Korporationen Achtung zu verschaffen. Nach seiner Inaktivierung ging er nach Berlin; im Wintersemester 1899 kehrte er nach Bonn zurück und mietete sich auf dem alten Zoll ein, wo er als begüterter Mann das Fürstenzimmer bezog, um sich nunmehr auf den Referendar vorzubereiten. Leider aber war die Ablenkung, die der alte Zoll bot, sehr groß. Schmorl hatte seinen Terrier auf Pensionate dressiert; sobald eines erschien, meldete der Köter, Bubi mußte natürlich die Arbeit unterbrechen und die Parade abnehmen. Im Wintersemester 1899 bis 1900 wurde er noch einmal aktiv. Infolge eines inneren Konfliktes in der Burschenschaft mußte der Posten des Sprechers mit einem zuverlässigen Mann besetzt werden. Schmorl trat in die Bresche und lenkte die Geschicke der Burschenschaft mit großer Gewandtheit, wobei ihm sein scharfer Verstand, seine natürliche Redegewandtheit und Schlagfertigkeit in der Debatte zur Hilfe kam. Viel belacht wurde zu jener Zeit eine Mensur mit dem Sprecher der Märker; dieser, ein baumlanger Hüne, beschaute geringschätzig seinen Gegner und bat um eine weitere Partie, sobald er den Knirps erledigt hätte. Zum Gaudium aller Beteiligten jedoch wurde er von Bubi derart zugerichtet, daß seine Kommilitonen ihn auf den Kopf stellen mußten, um ihn aus der durch Blutverlust verursachten Ohnmacht wieder zum Dasein zu erwecken. Auch als Sekundant war Bubi geschätzt, teils wegen seiner Geschicklichkeit, teils wegen seines guten Mundwerks. Als er einmal zu unvorsichtig einfiel, erhielt er selbst einen Schmiß in den Nacken, worauf Reuter ein recht gutes Bierzeitungsgedicht machte, dessen Schluß lautete:

„Drum merk dir's, mei Lieber,
Wenn Männer sich raufen,
Da hat so a kloans Buberl
Net derzwischen zu laufen." —

Im Frühjahr 1901 bestand Schmorl die Referendar- und im April 1906 die große Staatsprüfung. Am 1. Juni 1906 vermählte er sich mit Hedwig de Niem, Tochter des Landgerichtsdirektors, jetzigen Landgerichtspräsidenten a. D. de Niem, damals in Wiesbaden, jetzt in Limburg a. d. Lahn. Im Jahre 1909 trat er als Hilfsarbeiter beim Landeshauptmann von Nassau in Wiesbaden ein und wurde im Mai 1911 zum Landesrat ernannt. Bei der Mobilmachung am 1. August 1914 bat er den Landeshauptmann um die Erlaubnis, sich freiwillig melden zu dürfen, was dieser jedoch mit dem Hinweis ablehnte, daß er unabkömmlich sei. Als seine dringenden Bitten keinen Erfolg hatten, erklärte er seinem Vorgesetzten, daß er alsdann ohne Erlaubnis am folgenden Tage ins Heer eintreten werde. Hierauf wurde ihm die Erlaubnis erteilt. Schmorl hatte nicht gedient. Eine Armverrenkung, die schlecht geheilt ihm den linken Arm hatte fast verkümmern lassen, hatte er durch zähe Energie mit den Jahren soweit gebessert, daß er als vollgesundheitlich angesehen werden konnte. Er wurde zur Feldartillerie ausgehoben und kam bereits nach knapp vier Wochen zur Front im Westen. Sein hohes Pflichtgefühl trieb ihn dazu, über das unbedingt Erforderliche hinaus seine Kraft anzustrengen und sein Leben in die Schanze zu schlagen. Durch die Explosion einer Granate wurde er verschüttet. Erst nach Stunden konnte er ausgegraben werden. Er war sechs Tage ohne Bewußtsein und hatte für längere Zeit die Sprache verloren. Aber schon bald, obwohl er noch unter Sprachstörungen und anderen Beschwerden zu leiden hatte, trieb es ihn gegen den dringenden Rat der Ärzte, die ihm beim Sturz vom Pferde den unmittelbaren Tod voraussagten, wieder zur Front. Er war inzwischen zum Offizier befördert worden und hatte das Eiserne Kreuz I. und II. Klasse erhalten. Mitte 1917 wurde er stellvertr. Batterieführer. Anfang März 1918 kam er mit seiner Batterie nach Frankreich und nahm an den großen Kämpfen in der vordersten Linie teil. Seine Auffassung über seine Pflichten als Soldat erkennt man am besten aus einem Bericht, den er am 25. August 1918 über seine Teilnahme an den Kämpfen um Château-Thierry und den Marneübergang der Franzosen geschrieben hat. „In der Nacht vom 21. zum 22. August hatten wir ununterbrochen Störungsfeuer mit allen vier Geschützen abzugeben, und als im Morgengrauen der französische Angriff, von stärkstem Artilleriefeuer begleitet, einsetzte, war die ganze Batterie, alle Offiziere einbegriffen, auf dem Posten. Meinen inständigen Bitten, — — denn ich sah mit aller Bestimmtheit voraus, daß etwas kommen würde, — war es auch zu verdanken, daß uns in derselben Nacht, noch bevor es losging, die Munitionskolonne ausreichend mit Munition versorgt hatte. Nicht lange, nachdem das feindliche Feuer eingesetzt hatte, kam vom Artillerie-Verbindungsoffizier die Meldung an die Gruppe, der Feind sei über die Marne gesetzt und gehe auf dem diesseitigen Ufer vor. Dann kam die Meldung, der Feind habe die Marnehöhen gewonnen, unsere vordere Infanterielinie durchstoßen und dringe weiter vor. Inzwischen waren unsere Protzen auf Befehl der Gruppe bis auf etwa 1 km in die Nähe der Feuerstellung gezogen und hielten dort im Walde. Nach längerer Zeit kam durch Meldeläufer der Gruppe der Befehl, die Batterie habe sofort ihre Stellung zu räumen und die Geschütze stehen zu lassen. Auf meine ausdrückliche Rückfrage wurde nun nochmal befohlen: „Die Geschütze sollen stehen bleiben." Obwohl aus etwa 300 bis 400 m Entfernung von der rechten Flanke aus dem Walde feindliches

Maschinengewehr ratterte und auch M.-G.-Schüsse durch die Batterie gingen, und obwohl wir unter schwerem Artilleriefeuer lagen, habe ich den Befehl nicht befolgt, sondern weiter geschossen, was nur aus den Rohren ging. Da erwischte der Franzmann durch einen Volltreffer einen Stapel Kartuschen, die in turmhoher Flamme in die Luft gingen, unmittelbar darauf einen zweiten und dritten und zwei Munitionsstapel. Nun hatten wir keinen einzigen Schuß mehr, und das feindliche Feuer — offenbar war der Erfolg beobachtet worden — verdoppelte sich. Ich habe mir's genau überlegt, aber jetzt die Protzen heranzubringen, wäre ein Wahnsinn gewesen, denn der feindliche Fesselballon sah unmittelbar in unsere Stellung, und kein Gespann, ja kein Pferd wäre herangekommen. Auch im Nahkampf hätte ich die Geschütze nicht verteidigen können, denn meine dringenden unausgesetzten Bitten seit Wochen um Beschaffung der nötigen Munition für unsere Pistole 08 waren wirkungslos verhallt. So habe ich denn Befehl zum Abrücken ohne Geschütze gegeben ... Sei es, wie es sei, es geht mir doch nahe! Ein Frontsoldat gehört auf seinen Posten und hält auf seinem Posten aus, einerlei was kommt, und das weiß ich, das nächstemal gehts anders. Das nächstemal habe ich Munition für unsere Handfeuerwaffen, und wenn ich ein Munitionslager plündern muß."

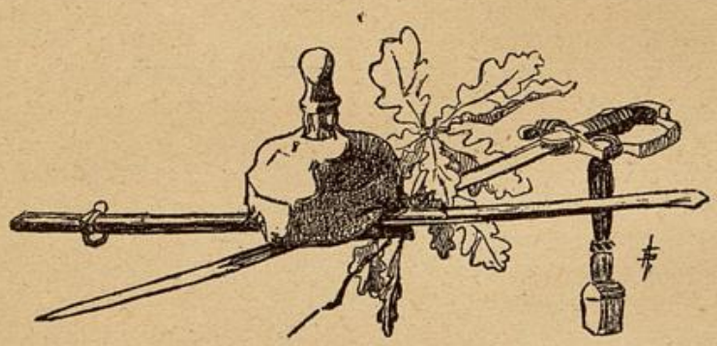
Der Gedanke, die Geschütze verlassen zu haben, war für Schmorl unerträglich. In der folgenden Nacht stellte er persönlich und ohne Wissen seiner Vorgesetzten fest, daß die aufgegebene Stellung nicht mehr in Feindeshand war. Einer kleinen Anzahl von Unteroffizieren und Mannschaften, die nur seinetwegen das gefährliche Wagnis unternahmen, gelang es unter unsäglichen Schwierigkeiten, sämtliche Geschütze, unbemerkt vom Feinde, aus der verlassenen Stellung zurückzubringen. —

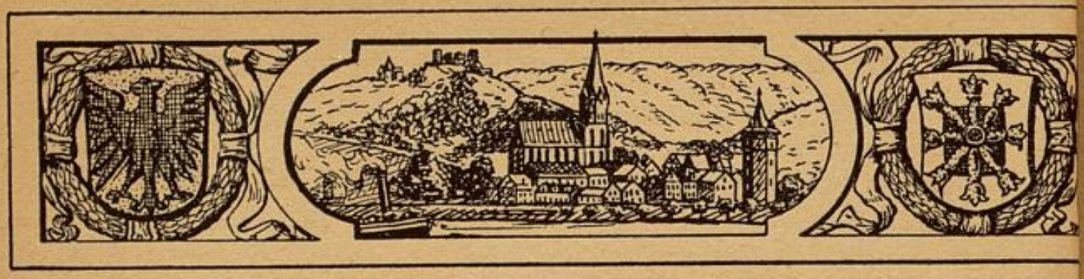
Ende August 1918 wurde Schmorls Batterie in der Gegend von Ypern eingesetzt. Am 28. September erfolgten unter gewaltigem Artilleriefeuer große Angriffe der Engländer, deren Infanterie die Batterien, die rechts und links der Schmorlschen Batterie standen, überrannten. Das feindliche Feuer konzentrierte sich infolgedessen auf die letztere, die nunmehr von der englischen Infanterie im Rücken angegriffen wurde. Schmorl ließ die Batterie „im Feuer kehrt" machen und schoß über Visier und Korn in die anstürmenden Feinde. Nach kurzer Zeit waren alle Geschütze bis auf eins infolge von Artillerietreffern kampfunfähig, die Mehrzahl der Bedienung gefallen und verwundet. Schmorl hat persönlich das letzte Geschütz bedient. Weitere Kunde über ihn ist nicht mehr gekommen. Die vorstehenden Angaben rühren von den beiden einzigen Kanonieren her, denen es in der allgemeinen Verwirrung noch gelang, zurückzukommen. Was von der 7. Batterie damals tot geblieben oder in Gefangenschaft geraten ist, hat nie festgestellt werden können. —

Alfred Schmorl stand bei den Offizieren und Mannschaften wegen seines außergewöhnlichen Mutes und der entschlossenen Tatkraft in hoher Achtung. Die strenge Auffassung, welche er von seiner Verantwortung und seinen Pflichten als Offizier und Führer der Mannschaft hatte, hat er in gleichem Maße bei den Obliegenheiten des täglichen Dienstes wie im Kampf in Stunden großer Geschehnisse bewährt. Er war ein aufrechter Mann, ein Feind allem Unwahren und Unechten, zornig gegen den Feind und zuverlässig dem Freund. —

Und wenn heute derer gedacht wird, die ihr Leben fürs Vaterland gelassen haben, so wird im engeren Kreise der Freunde wie im weitesten Kreise der Bekannten Alfred Schmorls Name mit Ehrfurcht genannt. —

Aus den Berichten von Rechtsanwalt Becker, G. Schmorl u. Alfred Bauer AS zusammengestellt.





Otto Zurhellen.

S. S. 97.

Im evangelischen Pfarrhause in Mülheim am Rhein wurde Otto Zurhellen am 27. März 1877 geboren. Mit zwei älteren Geschwistern und einem jüngeren Bruder wuchs er unter der Leitung eines ernsten, heiteren und lebensstarken Vaters und einer zärtlichen aber früh leidenden Mutter heran.

Er besuchte zuerst die Volksschule und schloß dort Freundschaft mit zwei Jungen aus dem Armenhaus, wie er sein Leben lang Neigung und Geschick behielt, mit ganz einfachen Leuten freundlich zu verkehren. In den Jahren des Indianerspielens war er Realgymnasiast in Mülheim und trat dann aufs humanistische Gymnasium in Köln über. Noch als reifer Mann empfand er es mit tiefem Dank, daß er dort bei Oskar Jäger Geschichtsunterricht gehabt und die Kunst des Zusammenschauens historischer Vorgänge gelernt hatte.

Bereits in der Sekunda — er war 16 Jahre alt — entschloß er sich, Theologie zu studieren. Nicht aus starker Religiosität, aus besonders lebendiger Frömmigkeit oder aus Begeisterung für den Pfarrberuf. An diesen dachte er überhaupt zunächst nicht, denn er wollte Dozent werden. Zwei andere Motive bestimmten ihn: Schwächer und, wohl nicht bewußt, die Tradition seines Hauses, denn er war ein Mensch, der sehr tief in Traditionen verankert war; stärker und bewußt „der Anteil an der Religion als dem interessantesten psychologischen Problem". Er fing um diese Zeit an, einen Kommentar zum Johannes-Evangelium zu schreiben, der freilich nur auf einige Seiten gedieh. Aber er vertiefte sich wirklich in theologische Literatur, mildliberaler Richtung wie sein Vater sie vertrat.

Eine vergrübelte oder mystisch-religiöse Natur war er ganz und gar nicht, wenngleich er für die Romantiker schwärmte und sie sämtlich las. Er lebte durchaus im Hellen und Freudigen, liebte intellektuelle Klarheit und schätzte diese auch besonders an seines Vaters Predigten.

Mit 20 Jahren bestand er das Abiturium und ging nun als fröhlicher Student nach Bonn, wo er, wie es ihm und den Seinen selbstverständlich war, Alemanne wurde. Er war mit Leib und Seele Burschenschafter, aber was er der Burschenschaft und was sie ihm gewesen ist, können andere besser sagen als ich. Ich weiß nur, daß er alle Erinnerungen jener Zeit als Heiligtümer bewahrte, daß ihn in späteren Jahren jedes Zusammentreffen mit roten Mützen beglückte, daß er in Feuer geriet, wenn er nur irgend jemanden vom roten Verbande traf, daß er sich auf das Rundbuch monatelang

freute, und daß er als selbstverständlich annahm, sein Sohn werde einst auch Bonner Allemanne werden.

Während seiner aktiven Semester war er nahe befreundet mit seinem Konfuchs, dem Mediziner Ernst Wiedemann, und eine herzliche Zuneigung beider Männer ist wohl immer geblieben, wenn auch die Unrast des Berufes und räumliche Ferne sie später trennte. Damals hatten die Freunde — ich glaube von Verbindungswegen — Tanzstunde, und es ist für Otto Zurhellen, vielleicht für beide, überaus charakteristisch, daß sie auf dem Wege dorthin sich zu verabreden pflegten, womit sie diesmal die (siebzehnjährigen) „Schreckschrauben" unterhalten wollten. Immerhin kam etwas Schliff des äußeren Menschen dabei heraus, was Otto Zurhellen durchaus nötig hatte, denn auf dem Parkett wollte er nie recht daheim werden. Er galt für einen Weiberfeind, aber das war er durchaus nicht: er liebte seine Mutter und Schwester, fühlte sich pudelwohl im Großmutter- und Tantenhause in Bonn, schwärmte für einige Kölner Schauspielerinnen und trug tief verschlossen im Herzen das Idealbild seiner zukünftigen Frau. Diese sollte vor allem musikalisch sein, denn er selbst lebte in Musik und fand in Bach, Beethoven und Brahms die reinsten Freuden.

Im Herbst 1898 kam er nach Berlin. Hier vollendeten Harnack, Pfleiderer und Gunkel, was Grafe und A. Meyer in Bonn in ihm begonnen hatten: sie weckten die Flamme seiner eigenen Religiosität und fachten die Begeisterung für seinen Beruf zum hellen Feuer an. Ihnen folgte er in die Bahnen einer vorurteilsfrei liberalen Theologie.

Im Sommersemester 1899 lernte er seine Kommilitonin Else Pfleiderer, die Tochter seines Lehrers, persönlich kennen, und bald verband die beiden eine innige Freundschaft. Freilich eine seltsam ernste Freundschaft, in der ganz vorwiegend gefachsimpelt wurde und das Persönliche sich nur wie vereinzelte Goldfäden durchs dunkle Gewebe zog. Das änderte sich erst allmählich in der Korrespondenz der folgenden Monate, die im Januar 1900 zur Verlobung führte.

Im Wintersemester 1899 bis 1900 und im Sommersemester 1900 studierte Otto Zurhellen wieder in Bonn und bestand darauf das erste theologische Examen. Darnach diente er in Bonn, mehr leidvoll als freudvoll, sein Jahr ab und wurde darauf Lehrvikar bei Pfarrer Rehse in Bergisch-Gladbach. Bei einer späteren militärischen Übung brachte er's zum Vizefeldwebel, die zweite Übung hat er nicht gemacht, weil er vorher ordiniert wurde.

Die Zeit bei dem noch jugendfrischen Pfarrer Rehse war für Otto Zurhellens Entwicklung von tiefster Wirkung. Dieser reife und aufrechte Mensch ist dem jungen Vikar als wissenschaftlicher Theologe, als praktischer Pfarrer und als Persönlichkeit unmeßbar viel gewesen. Es bildete sich eine wirkliche und dauernde Freundschaft heraus, zumal nicht nur der Vikar zum Pfarrer, sondern auch der Pfarrer zum Vikar mit den Schmerzen und Nöten seines Lebens kam.

Nach Ablauf des Vikariats promovierte Otto zum lic. theol. mit einer Arbeit über den Täufer Johannes, von der leider nur ein kleiner Ausschnitt in wenigen Exemplaren gedruckt wurde, während das umfangreiche Manuskript noch immer und wohl vergeblich der Drucklegung harrt. Bei seiner Licentiaten-Promotion verteidigte O. Zurhellen die Entwicklung zweier Jahrzehnte vorausschend, den Satz, daß den

Frauen das Stimmrecht in der Kirche gebühre. Nach bestandenem zweiten theologischen Examen trat Otto Zurhellen noch einmal ein Lehrvikariat an, diesmal an der ref. Gemeinde in Frankfurt a. M. bei Konsistorialrat Rudolf Ehler. Wieder hatte er das Glück — wie er ja überhaupt ein Glückskind war — unter die Führung eines besonders geistvollen und tiefen, eines Goetheschen Menschen zu gelangen. Im Ehlerschen Hause wurde die furchtbarste Tragik des Lebens mit ruhigem Mute durchlebt und mit dem feinen Goldstaub des Humors überhaucht.

Aber die Frankfurter Zeit sollte nur einige Monate dauern, im Januar 1904 wurde Otto Zurhellen, zum Pfarrer in Seelscheid im Siegkreis gewählt und trat im März des Jahres das Pfarramt an. Nun war jeder Tag ein Ereignis. Laut redeten davon die Briefe an seine Braut, die seit zwei Jahren in Hamburg eine Schule leitete. Die erste Taufe, die erste Trauung, das erste Abendmahl, der erste schwierige Seelsorgefall — es war sehr klug von den beiden, daß sie die Hochzeit noch verschoben, bis das Schifflein sein Fahrwasser gefunden hatte. Am 29. Juni 1904 schlossen sie dann den Ehebund. Leider war die junge Frau von Anfang an körperlich nicht ganz frisch; man glaubte, weil sie sich in Hamburg überanstrengt habe, und das mag auch der Fall gewesen sein — vor allem aber kündigte sich wohl schon ein künftiges schweres Leiden an. Das war einer der Schatten, der im Anfang und immer wieder über die Seelscheider Jahre fiel; ein zweiter war, daß Frau Else die Landeinsamkeit insofern schwer ertrug, als sie sich allzu gut daran gewöhnte und in eine gewisse Menschenscheu geriet; ein dritter, daß der Herr Landpfarrer jeder Land- und Gartenarbeit völlig abgeneigt war.

Aber trotz dieser Schatten waren die Seelscheider Jahre voller Sonne und bei 2700 Mk. Gehalt voller Reichtum. Wie vielseitig die Tätigkeit! Außer dem Üblichen gab es da einen gutgeschulten Kirchenchor, der sich unter Leitung des musikalischen Pfarrers — die Frau war unmusikalisch — und eines treuen Dirigenten an die schwierigsten musikalischen Aufgaben wagte. Dann gründete das Pfarrerpaar zusammen einen zweigeschlechtlichen Jugendverein, der fast alle Jungen und Mädchen von 14 bis 20 Jahren umfaßte. Allmählich bekam dieser eine Bibliothek, Turngeräte, er bildete eine männliche Turnabteilung, die der Pfarrer leitete, er führte Dramen auf (Tell, Quitzows, König Ottokar), er wurde ein Kristallisationspunkt geistiger Kultur. Die Erwachsenen wollten Vorträge hören, ein Landpfarrer muß ja alles wissen. Das Ehepaar sprach nicht nur über Paul Gerhardt und Mission, sondern auch über den Nutzen der Kalidüngung und Darwinismus. Bei alledem wuchs man in Freud und Leid zusammen.

Im Jahre 1905 wurde der Sohn Konrad, 1908 die Tochter Erika geboren. 1906 erschien das erste gemeinsame Buch: „Wie erzählen wir den Kindern die Biblischen Geschichten?“ (jetzt 5. Auflage), 1909 das zweite: „Lebensziele.“

Aber im Sommer 1909 meldete sich Otto Zurhellen auf eine Pfarrstelle an der St. Petersgemeinde in Frankfurt a. M. und wurde gewählt. Was ihn dazu bewogen hat? An erster Stelle betonte er das Motiv: Seine Frau wieder in die ihr gemäße Großstadtumgebung zu bringen; stärker wirkte wohl noch, daß ihm das Arbeitsfeld zu leicht geworden war und die gesteigerte Kraft nach größerer Aufgabe drängte.

Im November 1909 erfolgte die Übersiedelung nach Frankfurt.

Und nun eine andere Welt: der Kreis der liberalen Kollegen von hervorragender Tüchtigkeit und geistiger Lebendigkeit, eine des Kirchgangs entwöhnte Gemeinde, ein wohlorganisierter und tadellos geölter Wartburgverein für die Jungens, vielmehr Buben, 7000 Seelen, die man unmöglich alle kennen lernen kann, zumal sie großenteils Flugsand der Großstadt sind — heute hier, morgen dort.

Otto Zurhellen gründete also einen Mädchenverein „Freude", der bald zu schönster Blüte gedieh und stellte sich im übrigen ein auf sorgfältige Predigt, Seelsorge, Jugendleitung, Vorträge religionsphilosophischen Inhalts, Vereinstätigkeit, Publizistik. Die Musik mußte ganz ausscheiden, es war ohnedies ein Übermaß von Arbeit. Dazu kam im Frühjahr 1910 schwere Krankheit seiner Frau, die ihm seitdem im Amte nur noch selten helfen konnte. So trat die Familie mehr hinter den Beruf zurück. Er wuchs merkwürdig rasch im Großstadtboden fest. Als nach Jathos Absetzung ihm dessen Stelle angeboten wurde, mochte er sich von Frankfurt nicht mehr losreißen. Seine Kirche füllte sich, die Entfremdeten kehrten zurück, besonders Naturwissenschaftler, Ärzte! Er erschütterte und stillte die Herzen ohne ein sacrificium intellectus zu fordern. Er gewann Freunde und Freundinnen, als Freund vor allen seinen reformierten Kollegen Erich Förster.

Im Januar 1913 wurde bei seiner Frau Lungentuberkulose festgestellt. Auch beide Kinder zeigten Spuren davon. Es kamen lange Zeiten der Trennung. Otto Zurhellen stürzte sich in seiner Einsamkeit um so tiefer in die Arbeit. Damals hielt er die Predigten über „Helden und Heilige des Protestantismus", die nach seinem Tode im Druck erschienen sind.

Am ersten Mobilmachungstage kehrte seine Frau aus dem Krankenhaus zu ihm zurück, um in der schweren Zeit bei Mann und Kindern zu sein. Sie haben beide den Rausch jener Tage, die wilde Begeisterung nicht geteilt, sie fanden das alles entsetzlich von Anfang an. Aber sie hielten es für Pflicht jedes Mannes, vor Heim und Herd zu treten, und empfanden es als Schmach, daß der Pfarrer seiner Soldatenpflicht nicht genügen durfte. Am 14. Oktober erfuhren sie, diese Einschränkung sei aufgehoben, am 17. stellte Otto Zurhellen sich freiwillig dem Ersatzbataillon der 81er. Wer ihn hätte zurückhalten können, war einzig seine Frau, aber die dachte am allerwenigsten daran. Sie sprachen es sich gegenseitig aus, wenn er nicht ginge, würden sie sich lebenslang verachten. Sie hofften nicht auf seine Rückkehr, sie wußten beide, daß er fallen würde. Am 25. Oktober verabschiedete er sich in unerhört überfüllter Kirche von seiner Gemeinde, am 29. verließ er Frankfurt. Am 2. November rückten sie in ihre Stellung ein, am 4. abends ist er als Kompagnieführer bei einem Sturmangriff vor dem Dorfe Ardéchy gefallen. Seine 13 Karten von der Reise und aus der Stellung enthalten keinen Laut des Bedauerns, der Klage oder auch nur der Sehnsucht, nichts als klaren heiteren Willen. Am 15. November wurde ihm in der Peterskirche in Frankfurt die Trauerfeier gehalten. Ein Fahnentuch lag über dem Altar und ein Lorbeerkranz auf den Stufen. Im Dezember erschienen seine „Kriegspredigten" im Druck.

Sein Name ist unvergessen in seiner Gemeinde, die, während ich dies schreibe, für eine Zurhellen-Glocke sammelt.

Else Zurhellen-Pfleiderer.



Walter Zurhellen.

S. S. 98.

Walter Zurhellen wurde am 5. Januar 1880 in Mülheim a. Rhein als Sohn unseres Alten Herrn, des Pfarrers und späteren Superintendenten August Zurhellen geboren. Er besuchte die Elementarschule und dann das Gymnasium seiner Vaterstadt und machte Ostern 1898 sein Abiturientenexamen. Wie seine Brüder Hermann und Otto trat auch er, dem Vater gleich, bei der Alemannia ein und widmete sich dem Studium der Mathematik und Astronomie, zuerst in Bonn, dann als Inaktiver in Göttingen und Berlin. Am burschenschaftlichen Leben nahm er mit ganzer Seele teil. Er war eines der belebendsten Elemente in der Burschenschaft und beteiligte sich noch als Inaktiver und Alter Herr gern an allen Veranstaltungen derselben. Er war ein gewandter Redner und schlagfertiger Debatter. Als Sohn eines Alten Herrn kannte er die Geschichte unserer Burschenschaft gründlich, auch verstand er es, sie in den Fuchs- und Burschenkränzchen meisterhaft zu schildern und alle großen Momente kräftig hervorzuheben. Mit den sittlichen Prinzipien war es ihm ebenfalls größter Ernst. Bei Beginn des Semesters ermahnte er als Ehrenrichter seine jüngeren Bundesbrüder, in dem Rausch des sich ihnen erschließenden feuchtfröhlichen Lebens ihr wissenschaftliches Weiterkommen nicht zu vergessen. Als sich in der Burschenschaft starke Strömungen für die Aufhebung des Paragraphen bemerkbar machten, war er einer der ersten und eifrigsten, dem entgegenzutreten.

Im Januar 1904 promovierte Walter Zurhellen und verblieb sodann fünf Jahre als Assistent an der Bonner Sterwarte. Gern beschäftigte er sich in dieser Zeit mit der Politik, energisch trat er für die Rechte der konfessionellen Schule gegenüber der simultanen ein.

Im April 1909 eröffnete sich ihm an der Sternwarte von Santiago in Chile ein neues Tätigkeitsfeld. Er wurde mit der Leitung der astrophotographischen Abteilung betraut und beauftragt, die Aufnahmen für den Sternkatalog und die Himmelskarte der südlichen Erdhälfte zu machen. Nach 4½ jähriger Tätigkeit in Santiago kehrte er nach Deutschland zurück und erhielt einen Ruf an die neueingerichtete Kgl. Universitäts-sternwarte in Babelsberg bei Berlin. Im folgenden Jahre wurde er beauftragt, bei der am 21. August 1914 stattfindenden Sonnenfinsternis die Richtigkeit des Einsteinschen Relativitätsprinzips experimentell nachzuprüfen. Auf Einladung der russischen Regierung begab sich die deutsche Expedition, der er angehörte, Mitte Juli 1914 nach Feodosia auf der Krim. Infolge des Kriegsausbruchs löste sich die Expedition

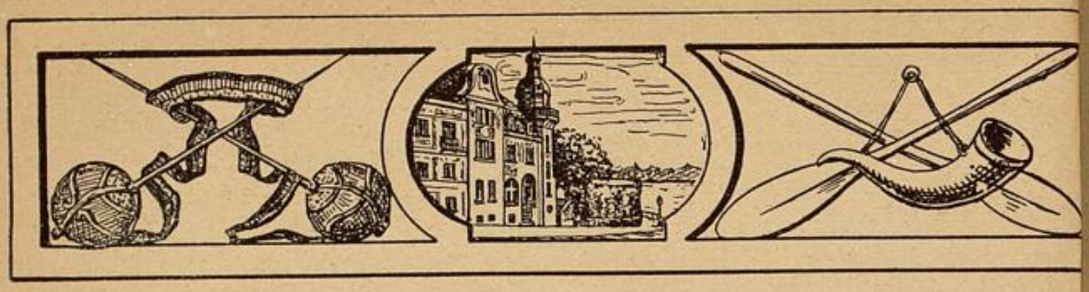
auf, und es erging unserem Freunde wie so vielen anderen Deutschen, die sich damals in Rußland befanden: er wurde widerrechtlich interniert und späterhin an die Wolga verschleppt. Erst nach einem Jahr unsäglicher Leiden — noch zuletzt hat er 27 Tage lang in Einzelzelle im Petersburger Staatsgefängnis sitzen müssen — gelang seine Befreiung, und er vermochte über Haparanda (Nordschweden) nach Deutschland zurückzukehren. Als echt deutscher Mann hat er sich an der Wolga kräftig für die Verschleppten und Verschickten eingesetzt und z. B. regelmäßig bei den Beerdigungen deutscher Internierter in Jenotajesk am Grabe in deutscher Sprache gesprochen und dadurch nicht wenig zur Aufrichtung des Mutes der Verschleppten beigetragen. Nach seiner Rückkehr trat er als Vizefeldwebel bei seinem Bonner Regiment ein. Er fiel am 15. Juli 1916 in den Kämpfen an der Somme bei einem Sturmangriff.

Ein Nachruf in den Astronomischen Nachrichten (Nr. 4856, Band 203, August 1616) schließt mit folgenden Worten:

„Zurhellen war ein Mann von großer Festigkeit, ja Starrheit in seinem Charakter. Diese Eigenschaft hat ihm manchen Kampf verursacht, an dem er schwer zu tragen hatte. Wer ihn aber näher kannte, hatte an der Lauterkeit seines Wesens, an der Offenheit seines Gemütes für alles wahrhaft Große und Gute seine Freude, konnte die unbedingte Zuverlässigkeit des Freundes schätzen, der seinen Angehörigen, Kollegen und seiner Wissenschaft allzu früh entrissen wurde."

Auch die Burschenschaft Alemannia hat durch den frühen Heimgang Walter Zurhellens einen ihrer besten Söhne verloren, sie wird seiner stets in hohen Ehren gedenken.

H. Zurhellen A! und G. Bauer A!



Emil Spengemann.

S. S. 99.

Emil Spengemann wurde am 14. April 1878 zu Bünde i. W. geboren. Ostern 1899 kam er als stud. jur. nach Bonn und schloß sich sofort der Alemannia an. Als Sohn eines bekannten Bünder Zigarrenfabrikanten verfügte er über einen großen Wechsel, von dem er gern seinen Bundesbrüdern gegenüber einen weitherzigen Gebrauch machte.

„Kann ja auf Güterzügen
Genug Zigarren kriegen,"

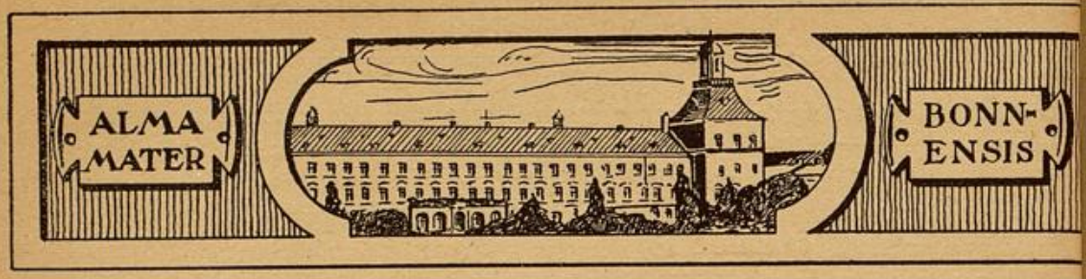
so heißt es in seinem Fuchsvers. Sein am meisten hervortretender Zug war eine unbedingte Gutmütigkeit. Allen denen, die er einmal in sein Herz geschlossen hatte, bewahrte er eine absolute Treue und Anhänglichkeit. Im Kreise seiner Bundesbrüder war er einer der fröhlichsten und dauerhaftesten. Geschadet hat ihm im Verkehr seine hochgradige Nervosität, die leider manchmal den Anlaß zu Konflikten gab. Für den von ihm gewählten Beruf hatte er wenig Neigung. Nach bestandenem Referendarexamen gab er ihn auf und widmete sich der Industrie in seiner Vaterstadt.

Als der Krieg ausbrach, stellte sich Emil Spengemann sofort dem zuständigen Bezirkskommando in Detmold und wurde auf seine dringende Bitte als Landwehrunteroffizier der 1. Gefechtsbatterie des 3. Garde-Ref.-Feldartl.-Regts. überwiesen. Auf der Fahrt nach dem westlichen Kriegsschauplatz berührte sein Transportzug in der Nacht vom 13. auf den 14. August Bonn a. Rh. Die Erinnerung wallte in ihm auf an die fröhliche, traute Studentenzeit, an die Gefährten seiner Jugend. Eine Flasche auserlesenen Rheinweins war zur Stelle. „Und in Bonn a. Rh., da möcht ich ewig sein!" In Remagen verließ der Zug das schöne Rheingelände und fuhr der Eifel und Belgien zu. Auf dem Vormarsch durch Belgien bestand Spengemann am 20. August die erste Feuerprobe. Seine sich in langer Marschkolonne befindliche Abteilung wurde auf der schmalen Hauptstraße des Ortes Andenne plötzlich von allen Seiten überfallen. Bei der Abwehr des heimtückischen Angriffs zeigte Emil große Umsicht und Tatkraft.

Nach der Einnahme von Namur wurde sein Korps in den Kämpfen an den masurischen Seen im Osten eingesetzt und hatte hier nördlich von Allenstein einen starken Druck der Rennenkampfschen Armee auszuhalten. Am 9. September 1914 fuhr Sprengemanns Abteilung unweit der Alle auf freiem Felde auf. Die Batterie stand unter starkem russischem Artilleriefeuer und hatte schmerzliche Verluste zu beklagen. Spengemann hatte die schwierige Aufgabe, die Batterie mit Munition zu

versorgen. Trotz der heftigsten Beschießung gelang es ihm, die Munition regelmäßig und rechtzeitig heranzuführen. Seine Unerschrockenheit und sein tatkräftiges Einschreiten an dieser Stelle ist besonders hervorgehoben worden. Spengemann war stets in großer Siegeszuversicht und verstand es vortrefflich, besonders bei Rückmärschen, die Stimmung der Leute zu heben. Vor Iwangorod gerieten drei Geschütze seiner Batterie in einen Sumpf und mußten den Russen für einige Stunden überlassen werden. Freiwillige Kanoniere, unter denen sich selbstverständlich auch unser Freund befand, holten sie sodann unter den schwierigsten Verhältnissen wieder heraus. Später führte Spengemann die große Bagage. Wer die schlechten Wegeverhältnisse in Polen kennt und weiß, welche großen Schwierigkeiten die Bagage, die an manchen Tagen 50 bis 60 km fahren mußte, zu überwinden hatte, der wird dem nie ermüdenden Führer, der mit seiner Bagage stets zur rechten Zeit zur Stelle war, seine Anerkennung nicht versagen. Zum Leidwesen der Offiziere und Kanoniere, die mit Spengemann in herzlicher Kameradschaft lebten, wurde er am 13. April 1915 aus der 1. Batterie in die 2. versetzt. Später schied er als Führer einer L. M.-K. aus dem Regimentsverband aus. In den Kämpfen bei Arras fand er in treuer Pflichterfüllung am 5. Mai 1917 den Heldentod, als er seine Kolonne durch den von feindlicher Artillerie gelegten Sperrgürtel führte. Er schlummert inmitten seiner Kameraden auf dem Militärfriedhof zu Cambrai. —

Paul Striedieck.



Hermann Kriegsmann.

S. S. 00.

An einem schönen Abend im Sommersemester 1900 saßen wir Füchse auf der Terrasse des alten Schänzchens und sangen in jugendlichem Übermut unsere Rheinlieder, und der Ausgelassenste war Nikolaus Hermann Hartwig (denn von seinem ganzen Vornamen ließ er sich nicht gern etwas abstreichen), der Ausgelassenste, einmal, weil er bei weitem der Jüngste in unserer Konfuchsia war, dann aber auch seinem ganzen begeisterungsfähigen und leicht überschäumenden Wesen nach. An diesem Abend freilich hatte er einen besonderen Grund zur Freude, sein Vater war von Wandsbeck gekommen, um sich nach dem Ergehen seines Ältesten umzusehen, und saß nun — der richtige alte deutsche Gymnasialprofessor — mit leuchtenden Augen, noch einmal jung geworden, unter uns und hatte seine Freude daran, seinen Sohn aufwachsen zu sehen in einem Kreise, der den gleichen gesunden Frohsinn, den gleichen Ernst der Lebensauffassung und die gleiche glühende Liebe zu Vaterland und Heimat pflegte, die in seinem Sohn lebte. Es war ein glückliches, sorgloses Semester für Hermann Kriegsmann, und er, der Redegewandte, über seine Jahre hinaus Belesene und vielseitig Interessierte, der zu jedem Mondscheinbummel auf den Olberg, zu jeder Wanderfahrt ins Moseltal — auch mit leerem Geldbeutel — Bereite, ist in seiner ausgelassenen Unstätheit, in seiner Lust zum Hänseln, in seiner Freude am Paradoxen den ruhigen Westfalen wohl manchmal schwer verständlich gewesen. Und doch stak in dem unruhvollen Fuchs ein starker, solider Kern, ein fester Wille, der nur zu bald Gelegenheit fand, sich entwickeln zu müssen. Der frohe Abend auf der Schanze war sein letztes Zusammensein mit dem Vater. Als Kriegsmann aus dem ersten Semester nach Hause zurückkehrte, fand er seinen Vater nicht mehr am Leben, die Sorge tauchte in seinem Dasein auf, die Sorge, ob das Studium weiter möglich sein werde, ob er weiter aktiv bleiben könne. Mit dem Frohsinn des ersten Fuchsensemesters war es vorbei. Die wirtschaftliche Not zwang ihn, auf die Erfüllung mancher lieben Wünsche zu verzichten und sein berufliches Ziel mit eisernem Fleiß zu verfolgen.

Dieser Wettstreit zwischen seinem natürlichen Frohsinn und seinem durch die frühe Not erzwungenen Ernst ließ ihn in vielem unausgeglichen erscheinen; die meisten sahen nicht, welchen schweren Kampf des Entsagens er führte — und siegreich führte. Und noch einen zweiten Kampf kämpfte er mit verzweifelter Entschlossenheit: den, sich in der Burschenschaft zu behaupten. Seine Mensurleistungen nämlich genügten unsern damaligen Anforderungen nicht, und doch hatten wir, die wir das aussprechen

mußten, das bestimmte Gefühl, daß in diesem vom Schicksal zu früh und zu hart angefaßten Bundesbruder ein ungewöhnlicher Reichtum an Idealismus, an Willenskraft, an selbstverleugnender Opferbereitschaft im Ernstfall schlummerte, und daß wir mit ihm Werte fortgaben aus dem Leben unserer Burschenschaft, um derentwillen wir ihn alle hochschätzten. So mußte er die Burschenschaft in seinem dritten Semester verlassen; in einer verzweifelten Stimmung tat er es, denn er hing mit ganzer Seele an dem Kreise, in dem ihm das einzig sorglose Semester seines Lebens beschieden war, und dem er sich innerlich zugehörig fühlte. Es war vielleicht für ihn ein Glück, daß die äußeren Verhältnisse ihn zwangen, alle Kraft dem Studium zuzuwenden, um möglichst rasch selbständig zu werden. Trotzdem hat er sein Ziel, der Burschenschaft wieder anzugehören, auch in den folgenden Semestern in Marburg, Berlin und Kiel stets entschlossen weiter verfolgt und im Sommer 1908 konnte er wieder als Bonner Alemanne am Stiftungsfest teilnehmen.

Inzwischen war er auf beruflichem Gebiet seinem Ziel mit raschen Schritten nähergekommen. Sehr bald hatten seine Lehrer bemerkt, welche Fähigkeiten, welche Arbeitslust und welcher innere Zwang, den Problemen seiner Wissenschaft mit seltener Energie des Denkens auf den Grund zu gehen, in ihm lebendig waren, und hatten ihn schon 1906 veranlaßt, sich an der Universität Kiel für Strafrecht und Strafprozeß zu habilitieren. In der dann folgenden Zeit hat er mit außerordentlichem Fleiß und Erfolg sich an der wissenschaftlichen Arbeit seines Faches beteiligt. Die achtungsvolle Anerkennung, die seine wissenschaftliche Lebensarbeit in dem warmen Nachruf seines Lehrers Liepmann in Kiel kurz nach seinem Tode gefunden hat, zeigt, wie er sich durch Klarheit und Selbständigkeit der Fragestellung, durch Sachlichkeit und Gründlichkeit seiner wissenschaftlichen Arbeitsweise schon in jungen Jahren einen geachteten Namen in seinem Fach begründete. Es gelang ihm, eine von Semester zu Semester steigende Zahl von Zuhörern zu gewinnen, welche namentlich die systematische Schärfe in der Entwicklung der Probleme bei ihm zu rühmen wußten. Auch zahlreiche literarische Aufträge strömten ihm zu, die sein unermüdlicher Fleiß und die frische Energie seiner Persönlichkeit dankbar entgegennahm und überraschend schnell zu fördern verstand. Von seinen wissenschaftlichen Veröffentlichungen sind zu erwähnen: „Das schwurgerichtliche Berichtigungsverfahren, die Nichtigkeit des Strafurteils, das Glücksspiel, Anrechnung der Untersuchungshaft, Einführung in die Gefängniskunde usw." Professor Liepmann bezeichnet die zuletzt erwähnte Schrift Kriegsmanns als die reifste Frucht seiner Lebensarbeit. Mit einem Schlage habe sie den jugendlichen Verfasser zu einer Autorität auf dem Gebiet der Gefängniskunde gemacht.

Am 1. Oktober 1913 wurde Hermann Kriegsmann außerordentlicher Professor in Königsberg und schon nach einem halben Jahr ordentlicher Professor in Tübingen. „Das war," so sagt Professor Liepmann, „die Freude seines Lebens. Wer ihn damals sah, wurde warm von der Intensität des Glücksgefühls, das von ihm ausstrahlte. Die ungewöhnlich glänzende Anerkennung seines Lebenswerkes, die mit einem Schlage alle seine Sorgen wegnahm und ihn neuen inhaltsreichen Aufgaben zuführte, erfüllte ihn bei aller Gehaltenheit seines Wesens, die von jeder Überhebung freiblieb, mit freudigster Zuversicht. So ging er nach Tübingen."

Er hat sich des Erfolges nicht lange erfreuen können: wenige Monate später, rief ihn, den Leutnant d. Res. im 76. Inf.-Regt., sein Vaterland ins Feld gegen den Erbfeind; schon am 6. September 1914 ist er bei Esternay, östlich von Paris, durch einen Herzschuß gefallen.

Und doch, gab es einen Abschluß kennzeichnender und würdiger für diesen Mann und sein Leben? Wie er im Leben nie gefeilscht hat mit sich und seiner Kraft, sondern sich stets selbstverleugnend ganz eingesetzt hat für das, was ihm des Opfers wert erschien, so ist er auch in den Tod gegangen, der erste von allen Bonner Alemannen, die der Krieg uns entriß, und einer unserer Besten, als ein Beispiel treuer Hingabe an sein geliebtes deutsches Vaterland.

Walter Löhlein



Erich Bockhorn.

S. S. 00.

Am 5. Januar, als eben die Sonne eines leuchtenden Wintertags hinter den bergischen Höhen verschwand, haben wir unsern Erich Bockhorn zu Grabe getragen. Ich habe selten erlebt, daß ein Todesfall weite Kreise so tief erschüttert hat.

Wer Bockhorn in seinen aktiven Semestern kannte, ahnte nicht, wie er sich später entwickeln sollte. Er war ein fröhlicher Bursch, ein tüchtiger Kneipant, ein wackerer Schläger; aber eine gewisse Willensschwäche hinderte seine Entfaltung. In seinen inaktiven Semestern machte er der Burschenschaft viel Sorge; es schien zeitweilig so, als wolle er unter die Räder kommen. Manche unter uns waren erstaunt, als sie eines Tages hörten, Bockhorn habe sich wiedergefunden und ein gutes Examen gemacht. Nachdem er in Minden gedient hatte, begann er im Herbst 1910 seine Vorbereitungszeit im Schuldienst der Stadt Elberfeld. 1913 wurde er als Oberlehrer am Gymnasium und Realgymnasium zu Elberfeld angestellt. 1914 zog er mit Kriegsausbruch ins Feld. Nun schlug seine Stunde. In den Entbehrungen und Gefahren des Krieges entwickelte er sich zu der Persönlichkeit, die in unserem Andenken fortlebt. Was er als Kompagnieführer in den vier Kriegsjahren geleistet hat, davon sprach er nicht viel; aber seine Kameraden erzählten mit unverhohlener Bewunderung von seiner Unerschrockenheit und Tapferkeit, von seiner Entschlußfähigkeit in den schwierigsten Lagen, seinem beispiellosen Opfermut. Seinen Untergebenen war er ein Vater, der alles mit ihnen teilte. Man muß die Briefe seiner Leute lesen, um zu ermessen, wie sie zu ihm aufschauten und an ihm hingen. Wenn es galt, für seine Soldaten einzutreten, übertriebene Anforderungen zurückzuweisen, unnötige Opfer zu verhüten, scheute er nicht ein freimütiges Manneswort und wurde dadurch manchmal nach oben hin unbequem. Zweimal wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt und beide Male glänzend freigesprochen. So kamen seine Auszeichnungen ziemlich spät; sie kamen erst, als man nicht mehr gut anders konnte. Obwohl er mit seiner Kompagnie wiederholt an besonders gefährdeter Stelle eingesetzt wurde, wurde er nur einmal verwundet. Mit den Eisernen Kreuzen II. und I. Klasse, dem Lippischen Verdienstkreuz und dem Hohenzollernschen Hausorden mit Schwertern kehrte er heim zu der treuen Mutter als ein gereifter, geläuterter, in sich ruhender Mann. Die Not des Vaterlands griff ihm ans Herz; aber sie zerbrach ihn nicht. Mit frischer Kraft ging er an den Aufbau. Zunächst begründete er die Elberfelder Zweigstelle der Kriegsgefangenenheimkehr und leitete sie, bis der letzte Elberfelder Gefangene zurückgekehrt war. Dann faßte und verwirklichte er den Plan,

nach dem Vorbild des Hochschulrings deutscher Art die Alten Herren aller auf dem Boden des deutschen Volkstums stehenden studentischen Verbände und die vaterländisch gesinnten Einzelakademiker zu vaterländischen Arbeitsgemeinschaften zusammenzuschließen. Dieser Gedanke, den er auf der a. o. Tagung der V. A. B. und A. H.-Verbände in Kassel vertrat, drang durch und rief an vielen Orten des Reiches gleichartige Gründungen hervor. In Elberfeld leitete Bockhorn die Arbeitsgemeinschaft und war die Seele des jungen Vereins. Als ihm seine Standesgenossen im vorigen Jahre den Vorsitz des Elberfelder Philologenvereins antrugen, übernahm er im Vertrauen auf die wachsende Kraft auch dieses Amt und führte es mit außergewöhnlichem Erfolg.

Endlich schien sich ihm auch sein höchster Wunsch, die Vereinigung mit einer geliebten Braut, erfüllen zu wollen. Eben hatte er seine Verlobung bekanntgegeben und weilte im Hause der Braut, um das Ereignis festlich zu begehen, da kam jäh der Tod. Am ersten Weihnachtstage 1921 traf ihn ein Schlaganfall, an dessen Folgen er am Silvesterabend starb. Ein Nierenleiden, das er sich im Felde zugezogen, hatte seine unverwüstlich scheinende Gesundheit untergraben. So dürfen wir ihn den Kriegsopfern unserer Burschenschaft zuzählen.

Bockhorn gehörte sicher zu unsern Besten. Unter einer etwas herben Schale verbarg sich ein kindlich lauteres Gemüt. Er liebte es, fröhlich zu sein mit den Fröhlichen. Ein prachtvoller, behäbiger Humor gewann ihm die Herzen. Manches köstliche Wort geht unter seinen Amtsgenossen und Freunden um, mit dem er unter den schwierigsten Verhältnissen die Situation rettete. Seinen Schülern war er ein bewährter Führer, zugleich ein Freund und Kamerad, dem sie ihre ganze Liebe entgegenbrachten. Er war Burschenschafter, Alemanne im besten Sinne des Wortes. Dem Dienste des Vaterlandes und des Volkes galt sein Denken und Handeln. Jeder, der mit ihm in Berührung kam, gewann die feste Überzeugung, daß es ihm nie um seine Person, stets nur um die Sache ging. Diese selbstlose Hingabe an die Sache verlieh ihm eine ungewöhnliche Stoßkraft und erklärt seine großen Erfolge. Er sah nicht alles Heil in der Wiederkehr der alten Zustände. Entschlossen schaute er vorwärts und warb für eine neue, allumfassende Volksgemeinschaft aller, die sich zum Deutschtum bekennen. Halten wir ihm die Treue dadurch, daß wir in die Lücke springen, die sein Tod gerissen hat!

Ernst Reuter. EA!



Matthias Calaminus.

S. S. 01.

Matthias Calaminus wurde zu Elberfeld am 26. Juli 1881 als dritter Sohn des Pfarrers Heinrich Calaminus geboren. Ostern 1887 trat er in das Gymnasium seiner Vaterstadt ein. Nach bestandener Reifeprüfung im Frühjahr 1901 widmete er sich dem Studium der Rechtswissenschaft und besuchte vier Halbjahre die Hochschule zu Bonn, dann ein Halbjahr die zu München und das letzte Halbjahr wieder die zu Bonn. Neben dem Studium der Rechtswissenschaften beschäftigte er sich mit Volkswirtschaft und Gesellschaftsordnung. Zu unserer Burschenschaft führte ihn einmal der Umstand, daß sein Vater Burschenschafter war, dann auch, daß eine Anzahl seiner Elberfelder Freunde eingetreten waren. Er schloß sich mit ganzem Herzen der Burschenschaft an und blieb, da er erst nach Pfingsten aktiv geworden war, gern ein viertes Semester. Er war ein braver Kerl, ein gerader und schlichter Mensch, den man gern hatte. Dem Kassenwartamte, das man ihm übertragen hatte, kam seine große Gewissenhaftigkeit zugute. Sein Fuchsvers lautete:

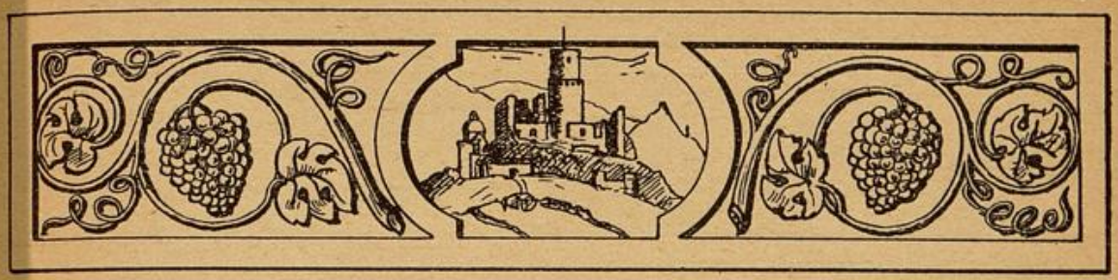
„Ich bin ein friedlich stiller Mann,
Der nicht sehr viel vertragen kann,
Doch kann auf dieser Erden
Noch etwas aus mir werden
In der Alemannia."

Ende 1904 bestand Calaminus die Referendarprüfung am Oberlandesgericht Köln. Zunächst arbeitete er am Amtsgericht zu Ronsdorf und diente sodann als Einjährig-Freiwilliger von Herbst 1905 bis Herbst 1906 bei dem 18. Bayr. Inf.-Regt. zu Landau. Hierauf war er als Referendar in Elberfeld und Düsseldorf beschäftigt und bestand am 11. Oktober 1912 die große Staatsprüfung zu Berlin. Als Assessor arbeitete er ein halbes Jahr am Amtsgericht zu Lennep, vertrat dann einen Rechtsanwalt in Remscheid und war von Oktober 1913 bis April 1914 an einer Fabrik in Barmen tätig. Am 1. Mai 1914 trat er zu seiner weiteren Ausbildung bei der Stadtverwaltung in Düren ein.

Dort traf ihn der Ruf zum Kampfe, an dem er als Offizierstellvertreter teilnahm. Nur kurze Zeit war es ihm vergönnt, dem Vaterland als Soldat zu dienen. Am 19. Oktober 1914 führte er auf dem westlichen Kriegsschauplatz eine Patrouille in der Richtung gegen Sorneville. Die Patrouille erhielt feindliches Feuer und mußte sich zurückziehen. Calaminus und ein Landwehrmann kehrten jedoch nicht wieder. Die sofort

und später unter dem Schutz der Nacht nach den Vermißten angestellte Suche war erfolglos. Man nahm an, daß die beiden Krieger in Gefangenschaft geraten seien. Erst zwei Jahre später schickte die französische Regierung die Erkennungsmarke, so daß heute mit Sicherheit feststeht, daß Matthias Calaminus den Tod fürs Vaterland gestorben ist. Wo der junge Held in Feindesland seine letzte Ruhestätte gefunden hat, wissen wir nicht. In Gedanken schmücken wir sein Grab mit einem Lorbeerkranz und geloben nach seinem Vorbilde dem Vaterlande Treue bis zum Tode.





Hermann Reining.

W. S. 02.

Wenn in meinen aktiven Semestern mal uralte Inaktive oder junge Alte Herren eine Gastrolle auf dem Schänzchen gaben, dann ließen wir Kumpane von der „Schmetterbank" uns am schweren Eichentische hinter wappengeschmücktem Deckelglase gern von den Recken und Taten und Streichen aus ihren Semestern berichten. Es waren besonders einige Stücke, welche aus dem Erinnerungsschatze alter Mären zur staunenden Bewunderung vor uns Jungen immer wieder aufgetischt wurden; es waren auch fast immer dieselben Gestalten, welche modernes Skaldentum mit dem Schimmer der Sage umwebte — und eine von ihnen trug den Namen Hermann Reining.

Dieser Hermann Reining gehörte anscheinend nicht zu jenen, welche auch noch die linke Backe hinhalten, wenn ihnen jemand einen Streich auf die rechte gegeben hat. Solche Lehre schien seine wurzelfesten Germaneninstinkte in keiner Faser angekränkelt zu haben. Nein, Hermann Reining pflegte stets Schlag mit verdoppeltem Gegenschlag zu erwidern — und meistens hat er wohl selbst zuerst geschlagen! Aber andererseits war er den Kameraden ein prächtiger Kamerad, vornehm, heiter und zuverlässig. Er war keiner von jenen Glatten und Klugen und Kühlen, deren Denken und Handeln vorwiegend durch die Begriffe Nützlichkeit und Karrieremachen bestimmt wird. Zwar wußte er sich in allen Lebenslagen erstaunlich leicht zurechtzufinden; aber nicht, weil er sich ihnen anschmiegte, sondern weil er sie, ganz im vollen Augenblicke lebend, überlegen meisterte. Ein Vollmensch von saftigem Lebensgefühl, stählerner Körperkraft, unbekümmerter Verwegenheit und jenem prächtigen, naturwüchsigen Humor, wie er nur Starken eigen zu sein pflegt: so stand Reinings Bild nach den Erzählungen seiner Zeitgenossen vor mir.

Ich habe ihn nie persönlich kennen gelernt. Fünfzehn Jahre sind dahingegangen, seitdem sich der Fuchs und Jungbursch damals für ihn erwärmte. Fünfzehn Jahre — — ein Weltbrand lohte und rauchte dazwischen und hat manches aus jenen Tagen jugendkräftigen Überschäumens verschlungen und eingeäschert. Wer von Polens Märschen und aus Frankreichs Schützengräben heimkehrte, des Auge war eisengrau und wirklichkeitshart geworden.

Und nun fällt dein Name plötzlich wieder in mein Leben, Hermann Reining, und eine schon halb verstummte Saite klingt fern und fremd in mir an. Ich soll dir, dem Toten, dem gefallenen Bundesbruder, den Ehrennachruf schreiben. Ein Blatt liegt vor mir, mit Schriftzeichen von unbekannter Hand bedeckt; und aus diesen kahlen

Daten und aktenmäßigen Angaben erfahre ich zum erstenmal deinen äußeren Lebensgang.

Geboren am 5. Mai 1881 als Sohn eines Gutsbesitzers und Amtmanns in Schale, Kreis Tecklenburg. Besuch der Gymnasien zu Osnabrück und Höxter; 1901 Reifeprüfung. Als stud. jur. vier Semester in Bonn, unter gleichzeitiger Ableistung des Militärjahres. Alemanne; Fechtwart und Bierzeitungsredakteur. Münster: echter Inaktiver, Hauptbetriebsrübe am auswärtigen Burschenschaftertisch „Krummer Timpen" und berüchtigt bei sämtlichen „Polypen" — aber dennoch: pünktlich Examen. Referendar in Ibbenbüren, Münster, Bielefeld und Hamm; Assessor bei der Kommunalverwaltung zu Witten und am Amtsgericht zu Dortmund. Zwischendurch militärische Übungen. 1913 Anstellung als Justitiar bei der Bergwerksgesellschaft Hibernia zu Herne.

Da kam der 2. August 1914. Die Züge rollten; die grauen Kolonnen der Deutschen marschierten; und mit dem Res.-Inf.-Regt. Nr. 16 marschierte als echter Hacketäuer auch der Leutnant der Reserve Hermann Reining. Am 16. überschritt man die belgische Grenze; zwei Tage später zog man bei Lüttich vorbei, an dessen Festungswerken sich nach langen Friedensjahren zum erstenmal wieder deutsche Heldenkraft hoffnungsverheißend erprobt hatte. Anstrengende Märsche in sengender Sommerglut — — Namur —: aber auch hier war die Arbeit bereits von anderen getan. Bei Maubeuge machte man endlich selbst mit: Belagerung und Sturm — die Festung fiel. Von „tollem Jubel" und „sofortigem Sektfrühschoppen auf freiem Felde" berichtet Reining mit kurzem Gruße in die Heimat. Er hat in den wenigen Wochen seines Kriegslebens überhaupt nur derartige kurze Feldpostkarten geschrieben; lange Briefe waren wohl nicht seine Sache. Die grauen Wogenmassen vor ihm waren inzwischen schon weitergerauscht, bis dicht vor Paris. Da prallten sie an, stauten sich, schäumten und strudelten wieder zurück. Hinterher drängte der Feind. An den Waldhöhen, welche die Aisne im Norden begleiten, suchte ein Teil wieder nach Halt und Grund. Um ihn zu stützen, marschierten von Norden über Laon Reserven heran; unter ihnen auch das Res.-Inf.-Regt. Nr. 16. In den Morgenstunden des 14. September stieß das 2. Bataillon, zu dem auch Reining gehörte, auf die siegreich vordringenden Engländer. So entbrannte die Schlacht bei Cerny. Wie auf dem Exerzierplatze gingen unsere Hacketäuer in Schützenlinie gegen die Höhe vor, und wie die Scheiben auf den Schießplätzen klappten sie nieder im zielsicheren Feuer englischer Scharfschützen. Und dennoch: der feindliche Vormarsch wurde schließlich zum Stehen gebracht. Es war ein Ehrentag für das Regiment, dieser Cerny-Tag; aber es war auch ein mörderischer Tag. Von den Offizieren des 2. Bataillons blieb nur der Adjutant unversehrt; er war in englische Gefangenschaft geraten und hatte ihr dann später wieder zu entrinnen vermocht. Aber die übrigen —: drei tot, einer vermißt, drei schwer verletzt, einer leicht verwundet einer leicht verwundet und in Gefangenschaft.

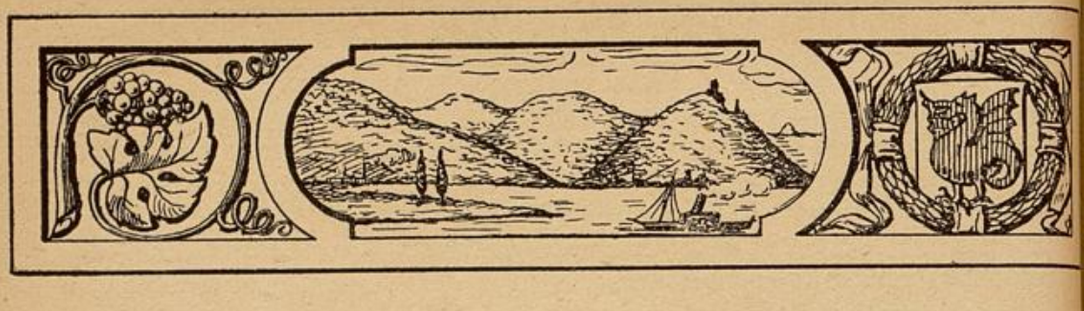
Unter den Schwerverwundeten befand sich auch Hermann Reining. Ein Geschoß hatte die Oberschenkelschlagader zerrissen. Man schaffte ihn vorläufig hinter einen Strohhaufen; erst am Nachmittag, als die Unseren Verstärkung erhalten hatten, konnte man ihn weiter zurück in ein Lazarett bringen. Hier ist er gegen Abend bei der

Operation in der Narkose verschieden. Auf dem Kriegerfriedhofe zu Bruyères wurde er beigesetzt. Ein schlichtes Eichenkreuz schmückt sein Grab.

Der Krieg ging weiter, auch über dieses Grab hinweg. Immer neue Lücken wurden gerissen, und immer neuer Ersatz füllte sie wieder auf. Und wenige Monde nach jenem 14. September marschierte auch ich, kaum von den Märschen und Durchbruchskämpfen um Lodz wieder genesen, inmitten einer grauen Kolonne zur Stellung der 16er Reserve bei Cerny. Ein feiner, dunstiger Regen sprühte. Hinter uns strebte vom steilen Felsendeiche die luftig gegliederte Kathedrale zum himmlischen Reiche des ewigen Friedens auf; aber vor uns, aus der Marschrichtung, wies dumpfes, grollendes Dröhnen unheimlich auf ein irdischeres Ziel. Eine Ortschaft erhob sich vom Wege; unwillig knirschte das nasse Pflaster unterm Nagelbeschlag der preußischen Stiefel. Ich nehme meine Karte: Bruyères. Am Ausgange liegt ein kleiner Kriegerfriedhof. Schlichte Holzkreuze in markigklaren Umrissen — —. Ein herzlich-ernstes Gefühl quillt in mir auf —: O, ihr Brüder im Volke! Ihr treuen deutschen, toten Kameraden — —.

Ich ahnte damals nicht, daß unter ihnen auch einer ruhte, für dessen lebensfrische, wikingerhafte Männlichkeit ich mich einst als Fuchs und Jungbursch begeistert hatte; daß du dort ruhtest im ehrlichen, schlichten deutschen Soldatengrabe: Hermann Reining.

Karl Schulze-Westen



Julius Meyer zum Gottesberge.

S. S. 03.

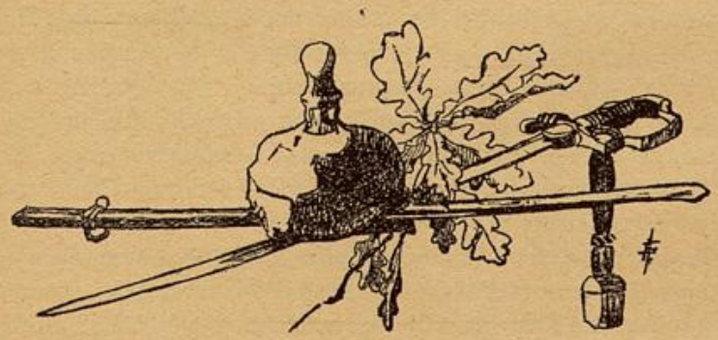
Julius Meyer zum Gottesberge ist am 23. Februar 1883 zu Isingdorf, Kreis Halle in Westfalen, geboren. In ländlicher Ungebundenheit und Freiheit, zumeist in Gottes herrlicher Natur, verlebte er auf dem großen Gutshof der Eltern mit seinen Geschwistern eine fröhliche Jugendzeit. Bis zum 10. Lebensjahre besuchte er die Volksschule, danach drei Jahre die Rektoratschule zu Werther und schließlich bis zur Ablegung der Reifeprüfung Ostern 1902 das Gymnasium zu Bielefeld. Er beabsichtigte zunächst, Bergfach zu studieren, und leistete das vorgeschriebene praktische Arbeitsjahr auf Zeche Franziska bei Witten ab. Im Sommersemester 1903 kam er nach Bonn und schloß sich der Burschenschaft Alemannia an. Die Bergmannsarbeit scheint ihm nicht besonders gefallen zu haben, wie aus seinem Fuchsvers und seinem späteren Berufswechsel hervorgeht:

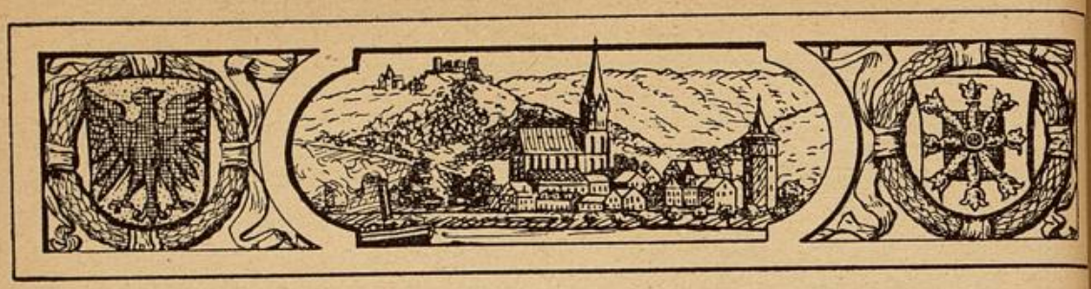
„Ein ganzes Jahr war Bergmann ich;
Die Arbeit war mir fürchterlich.
Ich haut mit Fleiß die Kohle,
Doch jetzt ich mich erhole
In der Alemannia."

Die drei Semester seiner Aktivitas, die er in Bonn voll ungebundener Fröhlichkeit verbrachte, gehörten gewiß zu den schönsten Erinnerungen seines Lebens. Nach Absolvierung seines Militärjahres beim Inf.-Regt. Nr. 78 zu Osnabrück studierte Meyer zum Gottesberge noch einige Semester Bergfach in Klausthal und Aachen und ging sodann endgültig zum Bankfach über.

Beim Ausbruch des Krieges war er Leiter der Westfälisch-Lippeschen Bank in Lage in Lippe. Im Felde hat er sich in hervorragender Weise betätigt. Nach den schweren Kämpfen des Jahres 1914 wurde er zum Leutnant befördert, und am ersten Weihnachtsfeste in Feindesland überreichte ihm sein Major als schönstes Geschenk das Eiserne Kreuz. März 1915 nahm er an den erbitterten Kämpfen in Neuve-Chapelle teil und wurde wegen seiner bewiesenen Umsicht und Tapferkeit zum Kompagnieführer ernannt. An der Abwehr der großen englischen Herbstoffensive desselben Jahres sowie an den furchtbaren Kämpfen an der Somme im nächsten Jahre war sein Regiment stark beteiligt. Als die Kämpfe abflauten, durfte er noch einmal in Urlaub fahren. Wenige Tage nach seiner Rückkehr, am 12. September 1916, starb Julius Meyer

zum Gottesberge den Heldentod. Eine Gasgranate schlug in den Eingang des Stollens ein, in dem er sich mit einem Teil seiner Kompagnie befand. Gleich darauf schlug noch eine zweite schwere Granate auf den Stollen und vollendete das Heldengrab. Sofortige Ausgrabungen, welche die braven Kameraden im Feuer vornahmen, waren erfolglos. Sämtliche Verschüttete, zwei Offiziere und 40 Mann, waren tot. An der Stelle, wo er sein Leben für das Vaterland dahingegeben hat, hat man unserem Bundesbruder inmitten seiner Kameraden das Grab gegraben. „Dort wollen wir ihn ruhen lassen," so schreibt sein Bruder August an die Eltern, „das wird in seinem Sinne sein. Sobald vorne Ruhe eingetreten ist, will ich sein Grab schmücken und ihm am Grabe nochmal danken für die Liebe und Treue, welche er seiner Familie und seinem Vaterlande gehalten hat. Dann will ich ihm auch die Grüße von Euch bringen. Uns allen wird unser lieber Sohn und Bruder ein leuchtendes Vorbild sein; was er an Standhaftigkeit, Entschlossenheit und Mut geleistet, mit welcher schlichten Selbstverständlichkeit er vorn zwei Jahre allen Stürmen getrotzt, das habe ich immer bewundert. Mit leuchtenden Buchstaben steht sein Name in der Geschichte der Familie Meyer zum Gottesberge. Sollen wir darum traurig sein, daß auch von unserer Familie das Vaterland seinen Tribut fordert? Jawohl, traurig sind wir, daß das bittere Geschick uns gerade den tapfersten und besten der unsrigen geraubt; stolz sind wir aber auch zugleich, daß unser Julius wie ein deutscher Held zwei Jahre lang gekämpft und ein ruhmvolles Grab gefunden hat."





Edgar Klingender.

S. S. 04.

Edgar Klingender wurde am 1. Februar 1886 auf Schloß Neuhausen in Livland geboren, wo sein Vater als Oberförster angestellt war. Da seine Eltern nach einem Jahre in ihre hessische Heimat zurückkehrten, verlebte er seine Jugendjahre in Stadt-Lengfeld vor der Rhön. 1897 kam er auf das Pädagogium zu Godesberg, später auf das Gymnasium zu Schleusingen, an dem er 1904 das Abiturientenexamen bestand.

Über seine Berufswahl war er sich anfänglich nicht klar. Seine Neigungen zogen ihn einesteils zur Marine und andernteils zum Forstfach. Er hat sein ganzes Leben lang Freude an der Jagd gehabt und ist ein weidgerechter Jäger und guter Schütze gewesen. Da er bei beiden nicht ankommen konnte, entschloß er sich, ein Jahr vorläufig Jura zu studieren. Sein Vater war inzwischen als fürstlich wittgensteinscher Forstmeister nach Saßmannshausen bei Laasphe übergesiedelt. Unter dem Einfluß der beiden Laaspher Bundesbrüder Ed. Bauer und Paul Metz ging Klingender nach Bonn und trat im großen Stiftungsfestsemester 1904 in die Burschenschaft ein. Nach Ablauf des Jahres schlug auch ein zweiter Versuch, beim Forstfach anzukommen, zu seinem größten Leidwesen fehl. Er schloß sich nunmehr mit ganzem Herzen der Burschenschaft an und söhnte sich auch mit seinem Fachstudium aus. Die nationalen und sittlichen Bestrebungen der Burschenschaft fanden seinen vollen Beifall. Er trieb gern Politik und nahm seinen Standort soweit rechts wie möglich. Besondere Freude hatte er an Mensuren und am Pauken. Auf manchen der damaligen p. ps. hat er als einer der besten Fechter gestanden und mannhaft die Ehre seines Bundes vertreten. Im persönlichen Verkehr hatte sein Wesen zuweilen wenig Verbindliches, doch wer ihn näher kennen lernte, hatte an ihm einen treuen Freund. Sein Studium betrieb er mit großem Eifer. Er hatte den Willen, im Leben vorwärtszukommen. 1906 ging er als Inaktiver nach Marburg und bestand am 19. Juni 1907 in Kassel das Referendarexamen.

Nachdem er das erste Vierteljahr seiner weiteren Ausbildungszeit in Laasphe verbracht hatte, kam er 1907—1908 bei dem 3. Jägerbataillon in Lübben seiner militärischen Dienstpflicht nach. Ein weiteres halbes Jahr war er dann wieder beim Amtsgericht in Laasphe beschäftigt und ging im April 1907 nach Paderborn, wo er alle Stationen bis zum Oberlandesgericht in Hamm durchmachte. Am 13. November 1912 bestand er das Assessorexamen mit guter Note und wurde, nachdem er kurze Zeit auf der fürstlichen Rentkammer in Wittgenstein gearbeitet hatte, als Hilfsrichter beim

Amtsgericht in Lünen angestellt. Aus seiner Referendarzeit blieb ihm besonders die Zeit in Laasphe in gutem Andenken, in der er nicht nur in reichstem Maße der Jagd hatte nachgehen, sondern auch mit Paul Metz zusammen in den gesellschaftlichen Kreisen des kleinen Städtchens eine fröhliche Rolle hatte spielen können. Die Freude am Weidwerk führte ihm auch die Braut zu. In Paderborn verlobte er sich mit Anna Frevert, der Tochter des Forstmeisters Frevert in Osterholz in Lippe. Nach seiner Anstellung in Lünen fand August 1913 die Vermählung statt.

Als der Krieg ausbrach, wurde ihm, gerade am 1. Mobilmachungstage, sein einziges Töchterchen Ursula geboren. Er konnte Mutter und Kind noch eine Stunde sehen, dann schlug bereits die Abschiedsstunde. Das Jägerbataillon, bei dem er als Leutnant stand, beteiligte sich an der Erstürmung Lüttichs, so daß Edgar Klingender zu den ersten gehörte, welche die Feuertaufe erhalten haben. Er wurde sodann der Heereskavallerie 2 zugeteilt und durchzog mit ihr unter Kluck Belgien und Frankreich. Am 26. August wurde er durch einen Schuß in den Arm verwundet, blieb aber bei der Truppe. Nach der Marneschlacht lag er an der Aisne und vor Soissons. Im Oktober 1914 erhielt er das Eiserne Kreuz II. Klasse zur besonderen Freude seines Vaters, der es sich 1870 bei Beaume La Rolande erworben hatte. Weihnachten 1914 wurde er Kompagnieführer und erstürmte als solcher in der Schlacht bei Soissons das Dorf Croug. Ende Februar 1915 ließ er sich in das Res.-Jäger-Bat. 20 versetzen und wurde mit ihm in die Karpaten geschickt. Er nahm an der Winterschlacht in den Karpaten und an dem Einmarsch in Galizien teil; an der Zlota Lipa wurde er dann durch einen Schuß in den Hals verwundet. Gleichzeitig brach bei ihm der Typhus aus. Längere Zeit lag er im Lazarett und mußte zur Heilung einer Herzerweiterung das Bad Nauheim aufsuchen. Die Ärzte verboten ihm alle übermäßigen Anstrengungen; er hielt es aber bei dem Ersatz-Bataillon in Rinteln nicht lange aus und ging Februar 1916 wieder in die Karpaten. Für seine Tätigkeit in Galizien erhielt er das Eiserne Kreuz I. Klasse. Im Sommer 1916 wurde er wieder durch einen Granatsplitter am Bein verwundet. Im Jahre 1917 machte er die Kämpfe in Siebenbürgen, der Bukowina und Rumänien mit und kam dann im Herbst 1917 nach Italien. Er war unterdessen Oberleutnant geworden und hatte, nachdem er mehrfach in schwierigen Verhältnissen das Bataillon geführt hatte, die M.-G.-Komp. übernommen, mit der er sich bei der Erstürmung der Höhen von Feltre beteiligte. Bei Spinuzza wurde er wieder durch einen Granatsplitter, und zwar diesmal am Kopf, verwundet, und da außerdem sein Herz das Höhenklima nicht vertragen konnte, verwendete ihn sein General, der ihm sehr wohlwollte, als Gerichtsoffizier. Auch seine Untergebenen hatten ihn gern. Sie rühmten an ihm, daß er sehr für sie Sorge trage, so daß sie es besser hätten, als die anderen Kompagnien. Im März 1918 wurde das Bataillon nach Frankreich geschickt und lag bei Villers-Cotterets. Zu Ostern war Klingender noch einmal auf Urlaub und voll Siegesgewißheit. Auf die Frage, ob er es noch nicht bald leid sei, antwortete er, er müsse doch den Einzug in Paris mitmachen. Am 3. Mai wurde er als M.-G.-Offizier beim Stabe samt dem ganzen Stabe von den Engländern überfallen und erhielt einen Schuß in das Rückgrat. Er wurde noch lebend gefunden, doch war keine Rettung mehr möglich. Bei Villers-Brettoneuve ist er beerdigt, aufs

tiefste betrauert von seiner Gattin und seinem Kinde, sowie den Eltern und der einzigen Schwester, die alle in ihm ihren Stolz und ihre Freude sahen. Außer den beiden Eisernen Kreuzen besaß er das lippische und das schaumburg-lippische Verdienstkreuz in Gold, sowie das Öster. Mil.-Verdienstkreuz 3. Klasse mit der Kriegsdekoration. Am 1. Januar 1918 hatte er seine Ernennung als Amtsrichter in Tempelburg, Kr. Neustettin, erhalten.

Man darf wohl sagen, daß Klingender in dem Kriege mehr als seine Pflicht getan hat. Bei seinen vielen Verwundungen und dem schweren Herzfehler hätte er nach den ersten Jahren ruhig zu Hause oder in der Etappe bleiben können, aber das duldete seine Vaterlandsliebe nicht. Darin soll er uns ein leuchtendes Vorbild bleiben. So sehr man seinen Tod beklagen muß, kann man sich um seinetwillen doch freuen, daß er das Kriegsende und die darauf folgende Umwälzung nicht mehr hat erleben müssen, denn bei seiner durchaus konservativen und königstreuen Gesinnung wäre ihm die heutige Entwicklung ganz unerträglich gewesen.

Gustav Bauer



Karl Schmincke.

S. S. 06.

Es war an einem Aprilmorgen des Jahres 1897. Am Archigymnasium der „alten ehrenreichen Stadt Soest" hatte die Aufnahmeprüfung stattgefunden. Ich ging, die funkelnagelneue Sextanermütze auf dem Westfalenschädel, mit meinen Eltern die Marktstraße hinunter. Da leuchtete mir plötzlich von der steinernen Treppe eines großen Gebäudes das gleiche, noch so unberührte satte Blau entgegen. Aha, ein angehender Klassenkamerad! Er kauerte gemächlich auf einer Stufe und ließ sich von der frischen Frühlingssonne bescheinen. Nun erblickte er uns: ein pfiffig-verständnisvolles Lächeln verbreitete sich über sein Gesicht, dann stand er auf und zog vor meinen Eltern artig die Mütze.

Das große steinerne Gebäude, welches mir Dorfjungen gewaltig imponierte, war die Reichspost, und der Knabe war des Postdirektors Söhnlein und hieß Karl Schmincke.

Neun Jahre hindurch haben wir, Klasse für Klasse, gemeinsam das alte Archigymnasium besucht. Neun Jahre hindurch wurden wir jährlich dreimal nach unseren Zeugnissen gesetzt, und jedesmal erhielt er den zweiten Platz. Trotzdem war er bei seinen Mitschülern gut gelitten, denn jede „Streberei" lag ihm fern. Er besaß eine außergewöhnlich leichte und vielseitige Aufnahmefähigkeit, so daß er in allen Fächern Gutes leistete. Immerhin hoben sich allmählich Geschichte, Literatur und Musik als seine besonderen Neigungen ab. In Geschichte offenbarte er bereits realpolitisches Verständnis und starke Teilnahme für das politische Leben der Gegenwart, als wir anderen fast durchweg noch an ihren romantischen Seiten haften blieben. Er versuchte sich auch als Dichter; doch war er auf literarischem Gebiete mehr nachempfindend und kritisch veranlagt, mehr zum feinsinnigen Wissenschaftler als zum schöpferischen Künstler berufen. Es ist vielleicht nicht nur Zufall, sondern Ausdruck einer gewissen Wesensverwandtschaft, daß seine Primanertype unverkennbare Ähnlichkeit mit einem Jünglingsbildnis Lessings zeigt. Stark war auch seine deklamatorische und musikalische Begabung. Wie vollendet trug er auf der Schillerfeier des Jahres 1905 „Ideal und Leben" vor; wie hallten und dröhnten auf dem Schänzchen die Wände des Kneipsaals wieder, wenn er mit markiger Stimme eine seiner geliebten Löweschen Balladen sang; noch heute klingt mir sein „Fridericus Rex, unser König und Herr" wie verschollenes Heldenlied im Ohr! Auch an selbständige Vertonungen wagte er sich, und selbst aus dem Felde schreibt er 1916 an seine Eltern, er habe Zuckermanns

schlicht-ergreifende Verse „Soldatengrab" komponiert und eine Begleitung dazu geschrieben, die von drei Geigen ausgeführt werden solle.

Im Frühjahr 1906 hatten wir die Reifeprüfung bestanden. Sein Vater wurde auf besonderen Wunsch in eine Universitätsstadt, und zwar nach Bonn, versetzt; hier wollte Karl Deutsch und Geschichte studieren. Infolge seiner musikalischen Neigungen und wegen persönlicher Beziehungen fühlte er sich zur Sängerschaft Makaria hingezogen; da gewann ich ihn für unsere Burschenschaft. Und ein echter Alemanne ist er geworden und geblieben — wenn auch kein kritikloser! Denn er war zu eigenwüchsig und geistig zu hochstehend, als daß er nicht manchem Schematismus und den kleinen Äußerlichkeiten, welche nur zu leicht unserem Korporationsstudententum anhaften, widerstrebt hätte. So trug er sich anfangs zuweilen mit Austrittsgedanken; aber schließlich gewann die Freude an urwüchsigem Jugendtum, waffenfroher Mannhaftigkeit, charaktervoller Kameradschaftlichkeit, und vor allem: seine innere Verwandtschaft mit dem burschenschaftlichen Gedanken, doch die Oberhand in ihm. Er blieb; und ein aus ähnlichen Neigungen und Anschauungen erwachsendes Freundschaftsband verknüpfte uns beide immer enger, so daß unsere Namen meist zusammen genannt wurden. Wie oft sind wir in regem Gedankenaustausch unter Lenzesgrün und Vogelgezwitscher oder durch verschneiten Winterwald zu der kleinen Kapelle oben auf dem Kreuzberg gepilgert! Wir liebten beide die weiten Wanderungen, den Saus und Braus durchschwärmter Nächte und das härtende Spiel der Waffen. Er war ein guter Turner und ein schwungkräftiger, oft erprobter und als erstklassig bekannter Schlägerfechter. Etwas Hochsinniges lag in seinem Wesen und trat auch schon äußerlich in der hohen, schlanken, breitschultrigen Gestalt, in den ernsten grauen Augen und den leicht verächtlichen Mienen hervor, womit er alle kleinlichen Eitelkeiten und allen hohlen Schein herb und unbestechlich beiseite schob. Aber wie gutmütig-verständnisvoll konnte sein Lächeln auch sein, wenn es sich um kleine Schwächen solcher Menschen handelte, deren Kern er als echt erfunden hatte.

Da seine Eltern ja in Bonn wohnten, verbrachte er dort fast seine sämtlichen Semester; nur das Sommer-Semester 1908 sah ihn in Berlin. Er hätte sich bei seinen Fähigkeiten und Neigungen zu einem ausgezeichneten Hochschullehrer auswachsen können, doch bei den unsicheren Zukunftsaussichten in dieser Laufbahn hieß es, sich bescheiden. So unterzog er sich denn, gestützt auf umfangreiches, gründliches Wissen und selbständiges Urteilen und Können, im Jahre 1912 der Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen. Das Ergebnis war glänzend. Von Ostern 1913 bis Ostern 1914 legte er dann — ebenfalls in Bonn — das Seminarjahr ab. Sein Probejahr führte ihn an die Humboldt-Oberrealschule in Essen, mit dem Auftrage, zugleich Unterricht am Luisen-Lyzeum zu erteilen.

Ich probte damals im benachbarten Buer, und so kam es, daß wir eine Zusammenkunft verabredeten. Es war am Montag, den 29. Juni 1914. Am Abend vorher war die Kunde von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers wie ein großer, unheimlicher Schatten über die Hochburg des rheinisch-westfälischen Industriegebietes geglitten. Als ich, ausgestiegen und noch Umschau haltend, dastand, schritt plötzlich eine schlanke Gestalt im modischen „Schnippelrock" auf mich zu. War das mein alter

Karl Schmincke?! Wir hatten uns mehrere Jahre nicht gesehen, und immer spärlicher waren kurze Grüße herüber und hinüber geflogen. Er trat mir anders entgegen, als wie sein Bild in meiner Erinnerung stand: etwas Abgeschliffenes, Verbindliches lag gegen früher in seiner Art. Ich maß ihn unwillkürlich mit einem prüfenden Seitenblick; er fing ihn auf und sah mich fragend an. Heiter gestand ich ihm meine Beobachtung. Da zog wieder das alte, mir so wohlbekannte „Grinsen" über sein offenes Gesicht, und mit leichter Selbstironie entgegnete er: „Ja, weißt du, ich unterrichte höhere Töchter, das färbt ab." Da sahen wir uns an und brachen beide in herzhaftes Lachen aus.

Wir verbrachten noch zwei sonnenüberglänzte Sonntage miteinander, den letzten auf Burg Blankenstein a. d. Ruhr. Die alten Fäden spannen sich wieder an. In den unmittelbar bevorstehenden Sommerferien wollten wir eine mehrtägige Wanderung durchs Münsterland unternehmen. Da brach der Weltkrieg herein und riß uns von neuem auseinander. Es sollte für immer sein. — —

Über seine weiteren Schicksale gewinne ich aus einem Berichte, welchen mir sein Vater nebst zahlreichen Feldpostbriefen auf meine Bitte hin zustellte, etwa folgendes Bild.

Karl hatte sich am zweiten Mobilmachungstage als Kriegsfreiwilliger gestellt und war bei einem Feldartillerie-Regiment vorgemerkt worden. Aber infolge der großen Zahl von Meldungen ließ seine Einstellung auf sich warten. Immer wieder drängte er, und immer wieder erfolgte die Antwort, daß er noch nicht an der Reihe sei. Er schämte sich zuletzt, als kräftiger junger Mann in Zivilkleidung auf der Straße gesehen zu werden. Schließlich wurde er mit den übrigen noch nicht eingestellten Freiwilligen der Infanterie überwiesen und im Mai 1915 vom Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 30 eingezogen und in Diedenhofen ausgebildet. „Schmincke war der beste der Einjährigen", ließ der Ausbildungsoffizier hinter seinem Namen in der Stammrolle vermerken, als gegen Herbst die Rekruten zum Feldregiment ausrückten. Er machte den Stellungskrieg an der Aisne von 1915 auf 1916, die Somme-Schlacht 1916 und die große Osterschlacht an der Aisne 1917 mit. Hier zeichnete sich sein Regiment besonders aus. Nachdem zehn Tage hindurch ein ungeheuerliches vorbereitendes Trommelfeuer über die Stellung dahingebraust war und sie in ein wüstes Gewirr großer und kleiner Trichter und formloser Schutthaufen verwandelt hatte, und als nun die dichten Herden der Senegalesen heranfluteten, da wuchsen urplötzlich graue Gestalten aus der Erde hervor, erhoben sich über die Ränder riesiger Granattrichter, über die Schutthaufen zerwühlter Stellungen und schlugen die immer von neuem heranstürmenden schwarzen Massen unabsehbarer Reserven zurück, bis endlich nach vier Stunden ihr Angriff in Blut und Leichenhaufen zusammenbrach. Als den „Eckpfeiler des Widerstandes" rühmte nachher der Tagesbefehl des Armee-Oberkommandos das 30. Regiment.

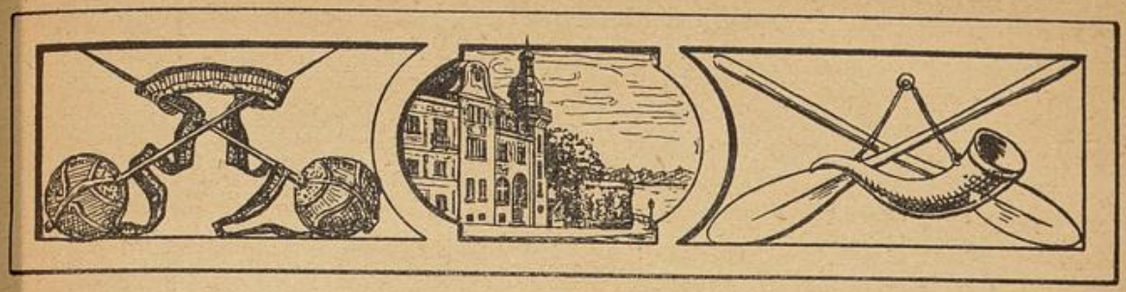
Schmincke war, als der Krieg ausbrach, innerlich schon zu fertig gewesen, als daß ihn der Heeresdienst noch wesentlich hätte verändern können. Er bewährte sich auf verschiedenen Posten als unerschrocken und umsichtig, er erntete deswegen auch wiederholt besondere Anerkennung, aber spielerisches Patentsoldatentum und unreifes

Hurrakriegertum waren nicht seine Sache. Er hatte sich inzwischen das Eiserne Kreuz erworben und war zum Vizefeldwebel aufgerückt, aber die Einstellung auf das Karrieremachen wies er kühl von sich. „Ich habe es nicht eilig damit, Kriegsleutnant zu werden," heißt es in einem Briefe. Sein unschmiegsames, gerades Selbstgefühl ließ es nicht zu, sich seinen Vorgesetzten, welche zudem fast durchweg junge Notabiturienten waren, irgendwie zu nähern, sondern veranlaßte ihn vielmehr, „auf das strengste die konventionellen, stereotypen militärischen Umgangsformen zu wahren."

Daß den alten Fechter das abstumpfende, eintönige Maulwurfsdasein des Schützengrabenkrieges nicht zu erwärmen vermochte, ist leicht verständlich. Doch er nutzte die Tage und Wochen langweiliger Untätigkeit, indem er wiederholt Goethes Faust las, Gedanken dazu niederschrieb, sowie seine Erlebnisse und Beobachtungen aus dem Feldleben in Briefen nach Hause aufzeichnete, welche prachtvoll-anschauliche Schilderungen von schriftstellerischer Bedeutung enthalten. Da wurde sein Regiment im Juli 1917 nach Galizien geworfen. Frohlockend schreibt er am 13. dieses Monats nach Hause: „Gott sei Dank, hier sind keine Schützengräben, Auge in Auge stehen wir mit den Russen, 150 m voneinander die beiderseitigen Feldwachen." Zwei Tage später ist er dort bei einem Angriff auf den Feind im Bajonettkampf gefallen. Im Walde von Srolek bereitete ihm treuer Kameraden Hand das Grab. Dort ruht er nun in Waldesduft und Waldeseinsamkeit, aus denen er so gern frische Kraft gesogen hatte, wenn das Allzutägliche und Allzumenschliche auch seine reine, starke Seele trübe und matt zu machen drohte.

Ein echt deutscher Jüngling von lauter-mannhaftem Charakter, reichem Wissen und tüchtigem Können sank auf der Schwelle zum reifen Mannesalter, wo das selbständige Auswirken der Persönlichkeit erst recht beginnen soll, durch dunkel waltendes Verhängnis in ein fernes Grab.

Karl Schulze-Westen



Fritz und Wilhelm Blumschein.

S. S. 06 — S. S. 08.

Es waren Menschen von charaktervoller Eigenart, die beiden Söhne des Gymnasialprofessors Blumschein aus Köln.

Der ältere Fritz —: auf sehnig hagerem Körper von etwas nachlässiger Haltung sitzt ein kleiner, zum Wirbel hin spitz auslaufender Kopf mit scharfgeschnittenem, rassigem Profil; ruhige Festigkeit liegt im Kinn und dem straff geschlossenen Mund; unbestechlich, klar und klug, doch auch mit einer gewissen zurückhaltenden Güte haften die grauen Augen an Menschen und Dingen.

Dem entsprach auch sein Wesen. Alles Schwärmerische und Überspannte lehnte er mit ungehaltenem Murmeln oder kurzem, trockenem Spott ab. „Wenn einer selbst nicht so recht weiß, was er will, und dann irgendein gereimtes ungereimtes Zeug hinschreibt," so definierte er einmal, als wir im Kaffee Skandinavia zu Berlin um Mitternacht bei einem Glase Burgunderpunsch saßen, das lyrische Dichten. Obgleich ihm ein kluges und selbständiges Urteil in wissenschaftlichen Fragen eigen war und er seine Fächer — Deutsch, Geschichte und Latein — gründlich beherrschte, ging er doch nicht in ihnen auf, wie er überhaupt jene übertriebene Bewertung der Wissenschaft, welche Akademikern naturgemäß leicht anhaftet, zurückwies, besonders, wenn sich die wissenschaftliche Arbeit in Stubengelehrsamkeit erschöpfte und nicht dem tätigen Leben diente. Seine Erholung — nicht nur körperlich, sondern auch seelisch — bildeten einsame, weite Wanderungen und Wassersport. Er war ein entschiedener Anhänger des Waffenstudententums; es war wohl das Härtende, Zuchtvolle und Festformige sowie die Pflege charaktervoller Kameradschaftlichkeit, was er daran besonders schätzte. Aber unter seiner nüchtern-scharfen Männlichkeit, pflichtklaren Sachlichkeit und seinem trockenen Sarkasmus schlummerte auch eine gewisse abgeklärte Heiterkeit und herzliche Güte und vermochte manchmal das ernste Antlitz mit einem sonnigen Schimmer zu übergolden.

Mit ungefähr den gleichen Strichen würde man auch das Bild des jüngeren Bruders Wilhelm zeichnen müssen —: nur daß die Natur ihn etwas gerundeter, farbiger, seelisch klangvoller gestaltet hatte. Aber im übrigen ist der gleiche Familientypus unverkennbar in Erscheinung und Wesensart; und es scheint fast, als habe der Zufall die äußere Ähnlichkeit noch dadurch verstärken wollen, daß er beiden die auffallend tieffurchigen Schmisse in Kinn und Wange grub.

In seltener Übereinstimmung verlief auch die Lebensbahn der beiden Brüder, nur daß der 1889 geborene Wilhelm dem um zwei Jahre älteren Fritz gewöhnlich auch in einem Abstande von zwei Jahren auf den einzelnen Stationen folgte. Sie besuchten beide das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium ihrer Vaterstadt; sie zogen beide nach bestandener Reifeprüfung zum Schänzchen und wurden Alemannen; sie studierten dann beide in Berlin und Göttingen — Wilhelm außerdem noch in Heidelberg — weiter; sie wurden beide als auswärtige Inaktive noch einmal bei einer anderen Burschenschaft — Cimbria-Berlin bzw. Vineta-Heidelberg — aktiv; sie lernten beide auf ausgedehnten Wanderungen Harz und Eifel und andere Landschaften unseres deutschen Vaterlandes kennen; sie bestanden beide bereits in ihrem neunten Semester die Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen in Deutsch, Geschichte und Latein mit „Gut". Fritz leistete dann sein Seminar- und Probejahr in Köln an verschiedenen höheren Schulen ab, Wilhelm in Einbeck und Köln-Deutz. Seit 1912 war Fritz eifriges Mitglied des Kölner Rudervereins von 1877, seit April 1914 Wilhelm. Und schließlich ist der jüngere Bruder dem älteren auch im Tode getreulich nachgefolgt.

Fritz war am 1. Oktober 1913 als Einjährig-Freiwilliger bei den Hacketäuern eingetreten, aber bereits nach einer Woche wieder entlassen worden, weil er kurz vorher eine schwere Blinddarmoperation durchgemacht hatte. Der Krieg überraschte ihn als Studienassessor und ungedienten Landstürmer in Koblenz. Sein Gesundheitszustand erlaubte ihm nicht, sich kriegsfreiwillig zu melden, und so entschloß er sich — auch hier klar mit den nun einmal gegebenen Tatsachen rechnend und Zweckloses nicht zu ertrotzen suchend —, vorläufig in der Heimat seine Pflicht zu tun, bis man auch ihn militärisch irgendwo verwenden könne. Dieser Zeitpunkt trat im März 1915 ein, wo der ungediente Landsturm ausgehoben wurde. Beim Inf.-Regt. 173 zu St. Avold erhielt Fritz seine militärische Ausbildung, wurde von dort, obgleich er nicht im Felde gewesen war, wegen seiner militärischen Eignung zum Offizieranwärterkursus nach Döberitz geschickt, hier zum Vizefeldwebel befördert und dem Inf.-Regt. 78 in Kolmar zugeteilt. Da er seine körperliche Rüstigkeit wiederhergestellt fühlte, meldete er sich nunmehr freiwillig zur Front und rückte am 7. September 1915 nach dem Westen aus. Von der Fahrt schrieb er noch folgende Zeilen nach Hause: „Morgen weiter nach Westen. Das Wetter scheint schön zu werden. Sonst ist die Ecke, in die wir kommen, nicht gerade angenehm. Ich fühle mich jedoch wohl und vor allem bin ich froh, daß ich aus dem Garnisonsdrill heraus bin. Es ist hier nachts schon sehr kühl. Ich werde noch einen Schoppen trinken und dann bis vier Uhr den Schlaf des Gerechten schlafen."

Es war sein letzter Brief. Die Eltern erhielten ihn erst, nachdem bereits die Trauermeldung von seinem Tode bei ihnen angekommen war. Eine Granate hatte Fritz Blumschein am 11. September getroffen und seinem Leben auf der Stelle ein Ende gemacht. Auf einem Soldatenfriedhof am Kuhberge liegt er begraben.

Sein Bruder Wilhelm befand sich in diesem Trauermonat zu Hause auf Urlaub. Er war sofort bei Kriegsausbruch als Freiwilliger bei der Infanterie eingetreten und hatte in Flandern schon allerlei erlebt. Er war bei Langemarck dabei gewesen, wo unsere kriegsfreiwilligen Studentenregimenter unter dem Gesange „Deutschland, Deutschland über alles!" die starken feindlichen Stellungen stürmten; er war bei

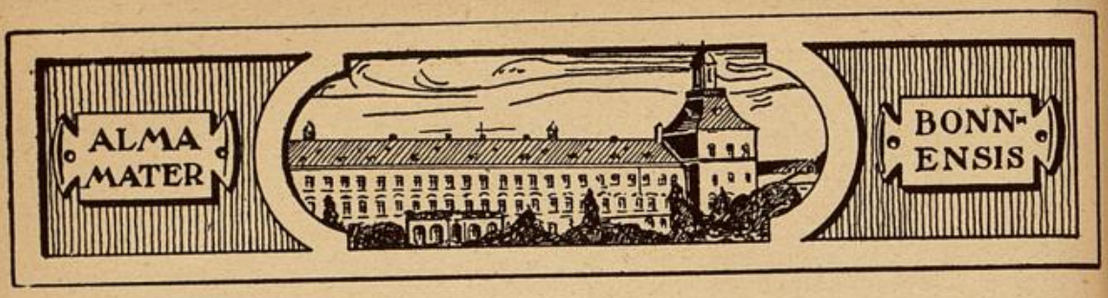
einem späteren Sturmangriff verwundet worden und von neuem wieder ausgerückt; er hatte sich durch kühne und erfolgreiche Patrouillengänge das Eiserne Kreuz erworben, im Sennelager an einem Offizieranwärterkursus teilgenommen und war dann als Leutnant zu seinem 236. Regiment zurückgekehrt. Als er nun hörte, daß in Flandern neue schwere Kämpfe entbrannt seien, litt es ihn nicht länger zu Hause, sondern er fuhr noch vor Ablauf seines Urlaubs zum Regiment zurück, das schon so lange vor Ypern lag. Dieser Name hat während des Krieges einen harten, fast grausigen Klang angenommen. Wilhelm Blumschein hat „die Hölle von Ypern" redlich mit durchgemacht. Freilich, es kamen auch hier ruhige Stunden und Tage; vor Langeweile schützte ihn dann eine stattliche Bücherei, welche er sich allmählich zusammengekauft hatte, das Schachspiel und seine geliebte Flöte. Aber vor allem reizte es ihn immer wieder zu Patrouillenunternehmungen. Hierin hatte er sich schon früh einen Namen gemacht, war verschiedentlich im Regimentsbefehl rühmlich erwähnt und zur Nachahmung empfohlen worden und bekleidete auch den Posten eines Stoßtruppführers und Handgranatenoffiziers. Eine eigenartige Mischung von heiter-spöttischer Verwegenheit und trocken-überlegener Kaltblütigkeit tritt in seinem Wesen hervor. Wie er sich nachts zum feindlichen Drahtverhau schleicht und dort ein Telegramm über unsere Siege in Ostpreußen feststeckt; wie er bei hellem Tage mit drei Kameraden aufrecht bis 50 m an den 450 m entfernten feindlichen Graben herangeht, um so auszuproben, ob er wirklich von den Engländern geräumt sei; wie er Nacht für Nacht mit sieben Mann im Zwischengelände auf Lauer liegt, um feindliche Patrouillen zwecks Feststellung der Regimentsnummer abzufangen: das ist in seinen Feldpostberichten knapp und humoristisch geschildert.

In der Nacht vom 16. auf den 17. August 1916 unternahm er mit 60 Mann mal wieder eine größere Erkundung. Man arbeitete sich bis dicht an den englischen Graben heran, da wurde man bemerkt und mit Handgranaten beworfen. Die Mannschaften kehrten bis auf einen Toten zurück, aber ohne ihren Führer. Ein Unteroffizier, der neben ihm gelegen hatte, schlich noch in derselben Nacht mit zwei Begleitern wieder zurück an den Überfallsort — man fand nur die Mütze. Es scheint, daß Wilhelm sein Schicksal geahnt hat; denn unter seinem Nachlaß befand sich ein Brief, dessen tiefernster Ton bei ihm ungewöhnlich ist. Die Zeilen lauten: „Liebe Eltern! — Ich werde heute ein nicht ganz gefahrloses Patrouillenunternehmen machen, da es aus militärischen Gründen dringend notwendig ist. Sollte ich dabei fallen, so trauert nicht. Wer, wie ich, zwei Jahre lang im Felde gestanden hat, der hat es begreifen gelernt, daß der Tod wirklich kein „Übel" ist, und der Tod im Felde in der Tat der schönste ist. Im übrigen hoffe ich auf meinen alten Dusel und ich denke, gerade in der Gefahr fühlen wir den Wert des Lebens erst, dessen Kern unsterblich ist, denn es ist von Gott. Herzlichen Gruß

Wilhelm."

Dieser Brief gelangte erst einige Tage nach der Trauermeldung „Vermißt" in die Hand seiner Eltern. Von Wilhelm Blumschein hat man trotz aller Nachforschungen nie wieder etwas gehört.

Karl Schulze-Westen



Fritz Philippi.

S. S. 06.

Friedrich (Fritz) Maximilian, Paul, Heinrich Philippi wurde am 11. Mai 1887 als Sohn des damaligen Archivars, späteren Archivdirektors und Universitätsprofessors Dr. F. Philippi und seiner Ehefrau Mathilde geb. Steinkopff in Stettin geboren. Seine Schulausbildung erhielt er auf den Gymnasien an den späteren Wirkungsplätzen seines Vaters in Osnabrück und Münster i. W. An letzterem Ort bestand er am 2. März 1906 die Reifeprüfung. Seine Veranlagung trat auf der Schule weniger hervor. Erst auf der Hochschule und im Leben entfalteten sich seine Gaben, gefördert durch seine Tatkraft, seine Arbeitsfähigkeit und seine Arbeitsfreudigkeit. Getreu der Überlieferung seiner Familie trat er zu Bonn in die Burschenschaft Allemannia ein und nahm an ihren Bestrebungen so lebhaften und erfolgreichen Anteil, daß die Bundesbrüder ihm im Sommersemester 1907 das Sprecheramt anvertrauen konnten. Treu am guten Alten festhaltend, vermochte er die Bemühungen eines Teils der Verbindung, die strengen Satzungen, bes. den § 3, zu mildern, unter lebhafter Mitwirkung und dem Beifall der alten Herren im wesentlichen in Schranken zu halten.

Während er im folgenden Jahre (1907—1908) seiner Dienstpflicht genügte, beteiligte er sich weiter, wenn auch mit der durch seine Stellung gebotenen Einschränkung, an den Bestrebungen des Bundes, zog Herbst 1908 auf ein Jahr nach Göttingen, wo er lebhafte und dankbar anerkannte Beziehungen zu der Burschenschaft Brunswiga einging und aufrecht erhielt. Das trotzdem tatkräftig aufgenommene Studium führte er dann vom Herbst 1909 wieder in Bonn fort und beendete es am 2. März 1912 durch eine Staatsprüfung, welche ihm die Lehrbefähigung in Religion, Hebräisch und Griechisch für alle, in Lateinisch für Mittelklassen einbrachte.

Aus diesen Lehrfächern ergibt sich die geistige Richtung Philippis. Mit einer tiefen und wahrhaften Religiosität verband er Sinn für geschichtliches Werden und geschichtliche Entwicklung. Sein Hauptbestreben war auf ein tieferes Verstehen seiner, der christlichen, Religion gerichtet. Er sah ein, daß er darin nur Fortschritte machen könne, wenn er die Sprachen der Heiligen Schrift voll beherrsche, aber auch die Kulturen gründlich kenne, aus denen heraus das Christentum erwachsen ist.

Dementsprechend hatte er seine Studien eingerichtet, dementsprechend hatte er sich von seinem Lehrer Grafe den Vorwurf für seine schriftliche Prüfungsarbeit in der

Theologie erbeten. Er lautete: „Die Stellung des Apostels Paulus zum Judentum nach der Apostelgeschichte ist mit Vergleichung der Paulinischen Briefe zu untersuchen." Daß die Bearbeitung dieses Themas durch Philippi bei dem prüfenden Professor (König) keine besonders günstige Beurteilung fand, lag in der anders gerichteten dogmatischen Anschauung desselben begründet. Daß sie aber eine gute war und einen selbständigen wissenschaftlichen Wert besitzt, ergab sich später, als sie gedruckt worden war, aus den zahlreichen anerkennenden Besprechungen namhafter Theologen der verschiedenen Richtungen und Konfessionen. A. v. Harnack z. B. schrieb dem Vater, der die Drucklegung besorgt hatte: „Empfangen Ew. Hochwohlgeboren meinen besten Dank für die freundliche Übersendung der nachgelassenen Arbeit Ihres verewigten Herrn Sohnes. Ich habe sie gelesen; wie viele Hoffnungen — auch in wissenschaftlicher Hinsicht — sind hier zu Grabe getragen! Daß ich in wesentlichen Punkten anders urteilen zu müssen meine, tut dem Urteil keinen Eintrag, daß hier eine ungewöhnliche wissenschaftliche Begabung, ein reiner, nur auf die Sache gerichteter Eifer und eine hervorragende Darstellungskraft zusammenwirkten. Die Schrift wird wirklich die Spuren dieser geistigen Persönlichkeit der Nachwelt erhalten; man wird nicht an ihr vorbeigehen."

Philippi hatte im Sinne, diese Abhandlung noch durchzuarbeiten und zu erweitern, um auf Grund derselben sich einen wissenschaftlichen Grad in der Theologie zu erringen; auch dachte er an die Erwerbung des philosophischen Doktortitels. Er ließ jedoch diese mehr auf Äußerlichkeiten gerichteten Bestrebungen zunächst noch zurücktreten, um sich zuerst die Grundlage für seine dienstliche Stellung auszubauen, indem er seine Unterrichtsberechtigungen noch erweiterte, und setzte es wirklich durch, daß ihm noch während der Vorbereitungsjahre nach Ablegung der einschlägigen Prüfungen die Unterrichtsberechtigung im Lateinischen für alle Klassen zugesprochen und ein Turnlehrerzeugnis erteilt wurde, wie er denn neben seinen wissenschaftlichen Bestrebungen Ausbildung und Stählung des Körpers im allgemeinen nie außer Acht gelassen hatte, ohne jedoch dabei der Spezialisierung in einen besonderen Sport zu verfallen. Turnen, Schwimmen, Wandern betrieb er gleichmäßig und mit gleicher Hingabe. Das brachte ihn auch wieder seiner Umgebung näher und gestattete ihm auch außer im Unterrichte selbst seine erzieherischen Anlagen als Lehrer voll zu entfalten. Wie oft wurde er geneckt, daß er seinen Sextanern Kindermädchen- und Mutterdienste erfülle; aber sie bewährten sich auch in seinem Verhältnis zu seinen Primanern, denen er als verständnisvoller älterer Freund gegenübertrat. Wie viele Briefe von Kinderhand sind aus Minden an ihn ins Feld geflogen, und wie oft haben seine Mindener Primaner als junge Soldaten sich bei ihm an der Westfront Hülfe in Rat und Tat erbeten und erhalten.

Sein Seminar- und Probejahr leistete er von Ostern 1912 bis Ostern 1914 am Schillergymnasium in Münster und am Gymnasium in Minden mit so gutem Erfolge ab, daß er nicht nur am 19. März 1914 die Anstellungsbefähigung zuerkannt, sondern auch am 1. April 1914 eine wissenschaftliche Hülfslehrerstelle an letzterem Gymnasium überwiesen erhielt; vom 10. September 1914 ab sollte er dann die Vertretung eines beurlaubten Oberlehrers in Soest mit der Aussicht, dort zu Ostern 1915 als Oberlehrer angestellt zu werden, übernehmen.

Wie er in seiner Lehrtätigkeit beurteilt wurde, beweist der ihm von seinem Mindener Direktor gewidmete Nachruf: „Er war ein echt deutscher Mann voll glühender Vaterlandsliebe, ein tüchtiger Lehrer und Erzieher, dem sein Beruf über alles ging. Für seine Sextaner sorgte er wie ein Vater, den älteren Schülern war er ein Freund und Berater über die Schule hinaus, seinen Amtsgenossen ein zuverlässiger und treuer Mitarbeiter."

Dem allen machte der Krieg ein Ende. Mit dem 1. Westf. Inf.-Rgt. Herwarth v. Bittenfeld Nr. 13, bei welchem er unter dem 22. Mai 1912 zum Leutnant der Reserve ernannt worden war, rückte er in den ersten Tagen des Augusts in Belgien ein, machte den Vorstoß gegen Paris in vorderster Linie bis über Montmirail hinaus mit, lag in den Schützengräben bei Reims und Lens am Fuße der später so verrufenen Lorettohöhe und schließlich westlich Lille bei Neuve-Chapelle. Erst Zugführer, dann zunächst stellvertretender, schließlich wirklicher Kompagnieführer, erhielt er unter dem 29. September 1914 das E. K. II. und wurde für eine besondere Kampfhandlung im Dezember desselben Jahres zum Eisernen Kreuz I. Klasse — allerdings ohne Erfolg — eingegeben. Bei dem großen Durchbruchsversuche der Engländer in den Märztagen 1915 gelang es ihm bei Neuve-Chapelle mit seiner Kompagnie den Angriff zum Stehen zu bringen und das Durchstoßen des Feindes zu vereiteln*). Die damals von ihm geschaffene Abwehrstellung bildete noch monatelang unter dem Namen des „Entenschnabels" einen vorgeschobenen Posten. Nachdem das vom 10. bis 14. März währende Ringen tatsächlich schon entschieden war, fiel er am Morgen des 12. einem Volltreffer in seinem Unterstande zum Opfer, vorher schon im Gesichte verwundet. Auf dem Dorffriedhofe von Fournes fand er seine letzte Ruhestätte. Sein Grab wurde auch noch von seinen französischen Quartierwirten treu gepflegt. Ein Alemannenband umschlang das Grabkreuz, von einem Bundesbruder gestiftet. Seine sterblichen Überreste sind jetzt auf den Soldatenfriedhof in Fournes überführt. (III, 4, 18.)

Im Felde entfalteten sich Philippis Gaben am glänzendsten; anerkannt von Vorgesetzten, beliebt bei Kameraden, verehrt von Untergebenen, füllte er wie im Frieden, so hier im Kriege seine Stellung ganz und voll aus. Sein Oberst schrieb über ihn an den Vater: „Wer so, wie ich, die langen Monate des Feldzuges hindurch tagtäglich Gelegenheit hatte, Ihren so hochbegabten, vortrefflichen Sohn zu beobachten, wie er, vorbildlich in jeder Hinsicht, stets wo es nur galt, voranging in heldenmütiger Tapferkeit, wie er in unermüdlicher Fürsorge für seine Untergebenen mustergültig sorgte, wie er fröhlich und frisch jedem gern mit Rat und Tat zur Seite stand, der kann annähernd ermessen, was Sie an ihm verloren haben."

*) Darüber berichtet folgender Brief vom 18. März 1915: „Als die Engländer bei Neuve-Chapelle durchgebrochen waren und versuchten, die deutschen Linien von Süden nach Norden aufzurollen, war es Philippi, der die Gefahr rechtzeitig bemerkte und mit einem Teile seiner Kompagnie einen Verbindungsgraben (Defensivflanke) besetzte. Dort hielt er Stand und vereitelte so weitere Umfassungsversuche der Engländer. Am Abend schickte er einen Ulanen zur Beobachtungsstelle meiner Batterie mit der Meldung an seinen Regiments-Kommandeur: er werde die Stellung bis auf den letzten Mann halten, aber es fehle ihm bereits an Munition und er bedürfe dringend sofortiger Unterstützung; die Stellung hat er bis zum Äußersten gehalten. Er hat dadurch dem mit sehr starken Kräften unternommenen englischen Ansturm Halt geboten und dadurch unsere Linie gerettet."

Und doch war seiner feinfühligen Geistesanlage der Krieg ein Greuel, so daß er schon im Dezember 1914 schrieb: „Von meiner Seite könnte es aufhören." Seine wahre Stimmung, eine Todesahnung, wenn man will, geht aus der am 4. März 1915 von ihm in sein Tagebuch gemachten Eintragung hervor:

Der Soldat:
Und wenn es einst dunkelt,
Der Erd' bin ich satt,
Durchs Abendrot funkelt
Eine prächtige Stadt.
Von goldenen Türmen
Singet der Chor,
Wir aber stürmen
Das himmlische Tor.

Eichendorff.

Wir Hinterbliebenen beklagen seinen Verlust im Hinblick auf die dadurch zunichte gewordenen Hoffnungen und Erwartungen; müssen wir ihn aber nicht glücklich preisen, daß er im Gefühl des Sieges, im Bewußtsein der Pflichterfüllung zu einem besseren Dasein hinübergegangen ist, daß er das große Licht gesehen hat, während wir im Dunkeln einer trüben Zukunft entgegenwandeln?

F. Philippi I



Franz de Wyl.

W. S. 06/07.

Im unaufhaltsamen Vormarsch rückten im August 1914 die deutschen Heere in Frankreich ein.

Die 6. Armee unter dem Kronprinzen von Bayern stand in Lothringen und stieß in die Gegend von Lüneville vor.

Da brachte die Marneschlacht den Umschwung. Unser Bundesbruder Paul Flohr erlitt am letzten Tage des siegreichen Vordringens, am 9. September 1914, bei Fère Champenoise den Heldentod. Der folgende Tag sah bereits die deutschen Armeen in eiligem Rückzuge. Die drohende Umklammerung zwang die oberste Heeresleitung größere Truppenmassen auf den rechten Flügel zu werfen und hier die Front zu verlängern. So wurde auch die 6. Armee zurückgenommen und weiter nördlich bei St. Quentin eingesetzt. In blutigen Kämpfen rückte das zu dieser Armee gehörende XXI. A.-K. in den letzten Septembertagen vor bis in die Sommegegend, in der sich nunmehr der Übergang vom Bewegungskrieg zum Stellungskrieg vollzog. Der Franzose hatte offenbar anfangs größere Geschicklichkeit im Aufwerfen und Anlegen von Feldbefestigungen als unsere Leute, die darin nur unnötige Arbeit sahen, da es hoffentlich doch morgen weiterginge. Dieser Drang nach vorwärts war allgemein und führte zu heftigen Angriffen, da Unterführer und Mannschaften instinktiv fühlten, daß der Gegner sich in seinen Gräben immer fester einnistete. Freiwillige meldeten sich zu Erkundigungsgängen, um die Stellung der Franzosen und ihre Stärke auszukundschaften. Bei solch einem Schleichgang zwischen den deutschen und französischen Gräben bei den Sommedörfern Chilly und Meaucourt wurde unser Franz de Wyl am 19. Oktober 1914 durch Kopfschuß getötet, nachdem er beim XXI. A.-K. von den Tagen der Mobilmachung an alle Schlachten und Gefechte mitgemacht hatte.

Schlank und hochgewachsen, dunkles, gewelltes Haar und ein Paar große, seelenvolle Augen, das war es, was den Fuchs de Wyl kennzeichnete, als er im Wintersemester 1906 auf dem Schänzchen aktiv wurde. Die Burschenschaft war ihm nicht fremd, war er doch am 21. Juni 1888 in Bonn geboren und bis zur Reifeprüfung dort zur Schule gegangen. Energisch, wie er war, wollte er nun erst einmal zeigen, daß er flügge sei, und ging darum im ersten Semester nach Heidelberg. Erst im Winter kehrte er wieder ins Elternhaus zurück und sprang, wie schon lange beabsichtigt, bei der Alemannia ein. Es war keine Laune von ihm, erst sich anderswo umzusehen, ehe er bei der Alemannia eintrat, sondern diese Gründlichkeit war ein hervorstechender

Zug seines Wesens, der auch in seiner Berufswahl zum Ausdruck kam. Der oberflächliche Beurteiler hätte vielleicht gelächelt, wenn er gehört hätte, welche Ausbildung sich dieser Fuchs zum Ziel gesetzt hatte. Er studierte Chemie, hörte juristische Kollegien und beschäftigte sich mit staatswissenschaftlichen und sozialpolitischen Fragen und behauptete von Anfang an, daß er später Berufssoldat werden wolle. Dieses Ziel stand ihm vor Augen, aber nicht wie so manchem jungen Manne in der Form, möglichst bald als junger Leutnant die Achselstücke zu tragen, sondern er war sich bewußt, welche Schule der Volkserziehung unser auf der allgemeinen Wehrpflicht aufgebautes Heer war, und er vertrat den Standpunkt, daß die Lehrer und Führer dieses Heeres nicht nur über eine umfassende Spezialausbildung, sondern auch über ein gründliches, abgeklärtes Allgemeinwissen verfügen müßten. Daß daneben eine vollendete körperliche Ausbildung nicht fehlen dürfe, war ihm selbstverständlich. Unter diesem Gesichtswinkel sind seine Studienjahre zu betrachten und zu bewerten.

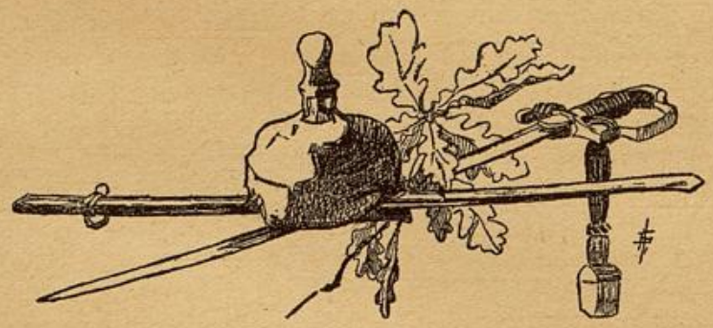
Daß dabei die sittlichen Ideale unserer Burschenschaft ihm nicht äußere Form, sondern tiefe, innere Notwendigkeit waren, weiß jeder, der im traulichen Zwiegespräch Gelegenheit hatte, ihm ins Herz zu schauen. Er fühlte das Wort: „Leutnantsdienst heißt seinen Leuten vorleben, das Vorsterben ist nur ein Teil davon." Daß es so war, geht aus dem Briefe eines einfachen Pioniers hervor, der über ihn schreibt: „Aber in allen Wirren hat er schöne Gefühle für seine Kameraden bewahrt, und freudig schlossen wir uns seiner Führung an. Wie hat er alles mit uns besprochen, wie manche dunkle Nacht haben wir uns wie ein Kind seiner Führung angehängt. Kurz mit einem Wort, er wurde vergöttert." Auch unter seinen Bundesbrüdern erfreute sich Franz de Wyl einer allgemeinen Beliebtheit. Taktvoll und bescheiden in seinem Wesen, voll ernster, heiterer Fröhlichkeit, arbeitete er an der eigenen Erziehung und der seiner jüngeren Bundesbrüder. Ein Semester verbrachte er als Auswärtiger in Straßburg, die übrigen in Bonn, wo er auch nach bestandenem Doktorexamen im Frühjahr 1913 als Assistent des chemischen Instituts tätig war. Selbst ein guter Fechter, der für würdig befunden wurde, für die Burschenschaft auswärts p. p. zu fechten, setzte er seine ganze Kraft darin, die körperliche Ausbildung seiner Bundesbrüder zu fördern. Er betrieb mit Eifer Leichtathletik, Fußball und Wandern, und bei manchem Tenniswettspiel war ihm Erfolg beschieden. Die Einführung des Ruderbetriebes in der Burschenschaft förderte er mit allen Kräften und manchen Alten Herrn suchte er persönlich auf, um die Geldmittel hierfür aufzubringen.

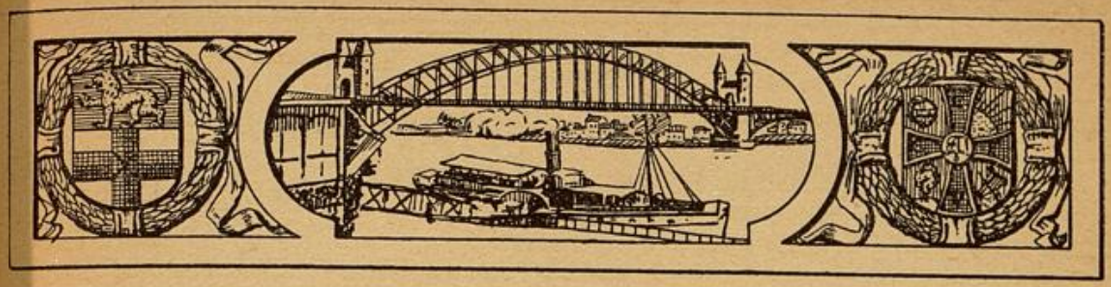
So körperlich und geistig vorbereitet, glaubte er, seine chemischen Kenntnisse am besten von allen Waffengattungen bei den Pionieren verwerten zu können, und trat daher im Herbst 1913 in das 2. rheinische Pionierbataillon Nr. 27 ein. Nach der vorgeschriebenen Rekrutenausbildung kam er als Fähnrich auf die Kriegsschule, von der aus er bei Kriegsausbruch mit seinem Bataillon ausrückte. Hier wurde er kurz vor seinem Tode zum Leutnant befördert. Das Zielbewußte und Gründliche seines Wesens sicherte ihm die Anerkennung und das Wohlwollen seiner Vorgesetzten. So schreibt einer seiner Lehrer von der Kriegsschule: „Er war weit über seine Jahre hinaus verständig, und als mein Schüler stach er von den anderen allen in seinen schriftlichen Arbeiten ab durch die tiefgründige und originelle Art, mit der er alle Fragen behandelte.

Er hatte trotz seiner Jugendjahre schon einen großen Schatz positiven Wissens gesammelt. Ihm stand sicher eine glänzende Laufbahn bevor."

Sein rascher, schneller Soldatentod raffte alle Hoffnungen dahin; seine Pioniere begruben ihn unter einer Linde bei Puceaux und sein Korps rückte bald weiter zu neuen Kämpfen nach dem Osten, nahm ruhmreichen Anteil an der Winterschlacht in Masuren und an der Wilnaer Schlacht. Es begrub unsern Otto Rickes in Litauen, es ließ Walter Flex im schlichten Soldatengrab auf Oesel. Es stand in Flandern und in der Champagne; aber wenn in den letzten zermürbenden Kämpfen des Jahres 1918 die wenigen Kameraden, die von Anfang an dabei waren und die sich fast schämten, noch am Leben zu sein, zusammensaßen im Unterstand und derer gedachten, die man auf dem langen Kriegs- und Leidenswege hatte liegenlassen müssen, dann flog auch der Name Franz de Wyl auf, und ein helles Leuchten trat in die Augen, das besagte, Männer, wie er einer war, kann unser Vaterland brauchen, hier und in aller Zukunft.

W. Brauß





Karl Friedrich Ernst Meyer.

S. S. 07.

Karl Friedrich Ernst Meyer wurde am 15. August 1888 als Sohn des Gymnasialprofessors Ernst Meyer und seiner Gattin Klara, geb. Haagen, zu Herford in Westfalen geboren. Er besuchte das dortige Gymnasium, wo er 1907 die Reifeprüfung bestand. Im Sommersemester 1907 begann er das Studium der klassischen Philologie und Philosophie in Bonn. Zur gleichen Zeit trat er in die Burschenschaft Alemannia ein. Nach einem Aufenthalt von drei Semestern in Bonn setzte er in Berlin, München und Leipzig seine Studien fort. Den Abschluß fand seine wissenschaftliche Ausbildung in Kiel, wo er im Frühjahr 1913 sein Staatsexamen ablegte.

Im Anschluß daran meldete er sich zum Militärdienst und gehörte 1913 bis 1914 als Einjährig-Freiwilliger dem kurhessischen Infanterie-Regiment Nr. 83 an. Die kurze Zeit, die zwischen seiner Entlassung und dem Ausbruch des Krieges lag, war er am Gymnasium in Herford als Seminarkandidat tätig.

Mit Ausbruch des Krieges wurde Ernst Meyer in Detmold als Unteroffizier eingezogen und rückte mit dem Infanterie-Regiment Nr. 55 nach Frankreich aus, wo er schon am 23. September 1914 beim Sturm auf Tahure durch zwei Schüsse am linken Arm und rechten Fuß schwer verwundet wurde. Nach einer Lazarettbehandlung von mehreren Monaten in Köln und einem kurzen Ausbildungskommando in Wesel marschierte er im März 1915 mit dem Infanterie-Regiment 131 nach Rußland, ohne seine vollkommene Wiederherstellung abzuwarten. Im April wurde ihm das Eiserne Kreuz verliehen, und kurz darauf erfolgte seine Ernennung zum Leutnant und Kompagnieführer. Am 19. September 1915 fand Ernst Meyer an der Spitze seiner Kompagnie den Heldentod bei einem Angriff in der Nähe von Wilna. Am Ausgange des Dörfchens Sapolje liegt sein Soldatengrab. Dort haben Mannschaften seiner Kompagnie ein schlichtes Denkmal mit Kreuz und Inschrift errichtet.

Schlicht und gerade wie sein Lebenslauf war das gesamte Wesen von Ernst Meyer. Von Hause aus frohen Mutes hat er allezeit mit Lust und Liebe sein Tagewerk getrieben. Jeder, der den fröhlichen und humorvollen Studenten und den pflichtgetreuen Offizier kennen lernte, wurde von seiner entgegenkommenden und hilfsbereiten Art gewonnen. Voll Stolz trug er als Student die schwarz-rot-goldenen Farben unserer Burschenschaft. In reichem Maße hat er sich allenthalben Zuneigung und echte Freundschaft erworben, und treu hat er zu seinen Freunden gehalten, wenn es galt, mit Rat und Tat zu helfen. Schon in den ersten Semestern hat seine Zuverlässigkeit Ernst

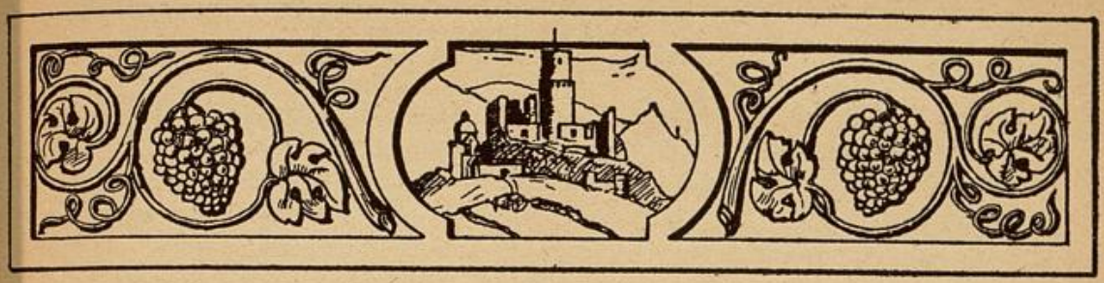
Meyer im Kreise der Burschenschaft manch arbeitsreiches Ehrenamt eingetragen, in den höheren Semestern hielt ihn sein Pflichtgefühl mit vorbildlichem Fleiße an seiner wissenschaftlichen Ausbildung fest.

Seit seiner einjährigen Dienstzeit lebte in ihm eine besondere Neigung zu dem Berufe als Offizier, und so galt sein ganzes Streben nach Ausbruch des Krieges dem Ziel, der Front als Offizier anzugehören. In diesem seinem liebsten Berufe hat er mit vorbildlicher Treue und Hingabe seine Pflicht erfüllt.

Durch seine freie Art zu handeln hat Ernst Meyer bei allen, die ihn näher kannten, den Eindruck einer eigenen Persönlichkeit hinterlassen. Im Mittelpunkte seines ganzen Fühlens stand seine Auffassung von Recht und Sitte. Zu erfahren, was recht und gut sei, war sein vornehmstes Bemühen, und es galt ihm seine ganze Ehre, unbekümmert um die Folgen die Erkenntnis auch in die Tat umzusetzen. Dies ideale Streben war die Richtschnur für sein Leben und erfüllte sein Wesen mit Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit. Schon den Studenten beschäftigten bei seinen philosophischen Studien weit mehr die Fragen nach dem Guten als nach dem Wirklichen, und hier bildete er sich den festen Glauben an den Wert des Sittlichen. Dies Bewußtsein trug ihn auch in der Not des Krieges, als er, schwer verwundet und auf dem Schlachtfelde zurückgelassen, schon mit dem Leben abgerechnet hatte. In dem gleichen treuen Glauben geschah die letzte Tat des Offiziers. Als bei einem Angriff die Kompagnie der Übermacht zu weichen drohte, warf sich Ernst Meyer mit wenigen Getreuen dem Feinde entgegen und opferte sein Leben der Ehre seiner Kompagnie.

Dem Recht und der Ehre im Leben und Sterben ergeben, so bleibt Ernst Meyer, ein lieber Bundesbruder, in unserer Erinnerung eine Verkörperung des Wahlspruches „Furchtlos, wahrhaft und treu".

Ernst Rekorn



Paul Rose.

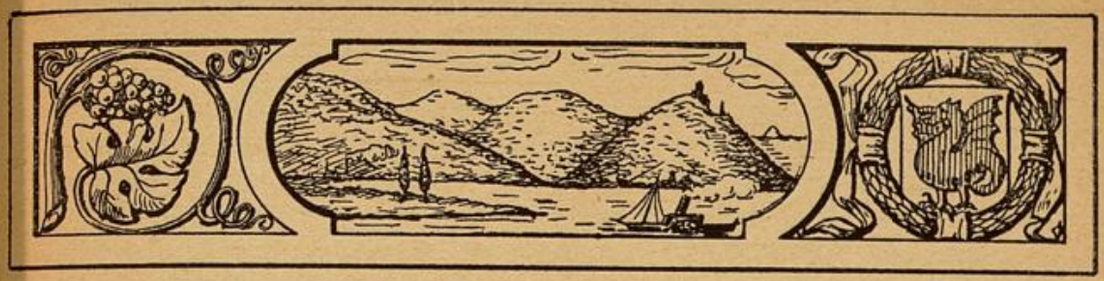
S. S. 07.

Paul Rose wurde zu Sangerhausen am 15. November 1886 geboren. Er besuchte die Bürgerschule und das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte nach bestandener Reifeprüfung die Rechte in Leipzig, Bonn und Halle, wo er seine Referendarprüfung ablegte. Dann genügte er seiner Dienstpflicht im Kgl. Sächs. Inf.-Regt. 107. Zu seinem Lebensberuf erwählte er sich das Versicherungswesen. Infolge seiner Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit erwarb er sich in der Leipziger Versicherungsanstalt Teutonia sehr bald das Vertrauen und die Anerkennung seiner Vorgesetzten. Er stand unmittelbar vor seiner Berufung in eine leitende Stellung, als der Krieg ihn zu den Fahnen rief.

Im Oktober 1914 rückte er als Vizefeldwebel mit dem Kgl. Sächs. Inf.-Regt. 242 ins Feld. In den Kämpfen an der Yser erhielt er für sein tapferes Verhalten das Eiserne Kreuz II. Klasse und wurde am 27. Januar 1915 zum Leutnant befördert. Bei einem nochmaligen Angriff auf Ypern gelangte er mit seinem Zuge bis in die englische Artilleriestellung und wurde dafür mit der höchsten sächsischen Kriegsauszeichnung, dem Heinrichsorden, geschmückt. Am 2. März 1916 wurde er durch einen englischen Schrapnellschuß sehr schwer verwundet —: Lungenschuß! — Die Ärzte gaben ihn auf. Wider alles Erwarten erholte er sich jedoch in der frischen Luft der Harzer Berge, blieb aber bis auf weiteres nur garnisondienstfähig. Im Juli 1917 durfte er auf sein wiederholtes Drängen zum Regiment zurück und kam zunächst nach Galizien. Die Ruhe dort behagte dem leidenschaftlichen Soldaten nur sehr wenig, und groß war seine Freude, als das Regiment nach Italien abtransportiert werden sollte. Ein Gegenbefehl rief es indessen an die Westfront, die sich zu neuen großen Angriffen rüstete. Kampfes- und siegesfroh sah er ihnen entgegen. Wieder zeichnete er sich mit seiner Kompagnie aus, machte zahlreiche Gefangene und erbeutete über ein halbes Dutzend Maschinengewehre. Zu den ehrenvollen Kriegsauszeichnungen die seine Brust bereits schmückten, gesellte sich nunmehr das Sächsische Albrechtskreuz. Bei der zweiten Offensive wurde er durch einen Granatsplitter am linken Knie leicht verwundet und nach St. Quentin ins Feldlazarett gebracht. Dort verschlimmerte sich sein anfänglich für gefahrlos gehaltener Zustand. Man erkannte zu spät, daß das Geschoß mit Gasflüssigkeit vergiftet gewesen war. Die Amputation des Beines konnte ihn nicht mehr retten. Am 16. August 1918 starb er den Heldentod für sein über alles geliebtes Deutschland. Er hinterließ eine Gattin und ein einjähriges Töchterchen.

Paul Rose wurde erst im dritten Semester aktiv in der Bonner Alemannia. Er widmete sich seinen burschenschaftlichen Pflichten mit der Hingabe des jungen Fuchsen. Die Erziehung der Alemannia hat er stets hochgeschätzt und ihren Wert anerkannt. Er verband mit klarem Wirklichkeitssinn frohen Idealismus und unverwüstlichen Optimismus, eine Verbindung, die ihm über manche Enttäuschung seines äußeren Lebens hinweghalf. Eine offene, liebenswürdige Natur, gewann er sich schnell Achtung und Freundschaft bei seiner Umgebung. Im Feld auch den höchsten Vorgesetzten gegenüber von unbestechlichem Gerechtigkeitsgefühl und echt deutschem Freimut, setzte er sich stets in vornehmer Weise durch und genoß das unbegrenzte Vertrauen und die Liebe seiner Leute, die sie ihm während seiner Verwundung oft genug in rührenden Worten zeigten. Strengstes Pflichtgefühl und höchste Hingabe an sein Vaterland beseelten ihn. Als ihm von nächststehender Seite nahegelegt wurde, in Hinsicht auf seine schwere Verwundung und seine eben gegründete Familie seine Schuldigkeit als getan zu betrachten, schrieb er: „Ich weiß, daß ich als Familienvater und Deutscher erst recht meine Pflichterfüllung verdoppeln muß. Ich bin Burschenschafter und weiß meinem Wahlspruch: Gott! Freiheit! Ehre! Vaterland! nach zu l e b e n. Du solltest mich nicht zum Bleiben zu bewegen versuchen, sondern zum Gehen!“ Aus dieser Gesinnung heraus unterließ er auch nichts, um sich politisch zu bilden und in seiner ruhigen und vornehmen Art eindringlich den Siegeswillen zu entfachen und zu erhalten. Als Leiter der vaterländischen Aufklärung hat er unter seinen Leuten Großes geleistet, dabei durchaus eigene Wege einschlagend und seine Stellung als Vorgesetzter in den Hintergrund treten lassend. Als er auf dem St. Martinsfriedhof zu St. Quentin bestattet wurde, gab ihm seine Kompagnie, freiwillig 12 km weit marschierend, das soldatische Ehrengeleit. Auch wir geben unserm entschlafenen Bundesbruder das Ehrengeleit und legen einen Kranz der Liebe und Treue auf sein Grab. Du warst ein Held, Paul Rose, ein Ritter ohne Furcht und Tadel. Wir geloben, es dir gleich zu tun, wenn die Stunde kommt, die wir ersehnen; die Stunde, die kommen muß und kommen wird.

Unter Benutzung eines Berichtes seiner Gattin zusammengestellt.



Walter Loewe.

S. S. 08.

Wenn wir Freunde unseres lieben Walter Loewe gedenken, so steht vor unserer Seele ein Mensch, in dessen Charakter — trotz vielem noch Ungeklärtem und Widerspruchsvollem — sich e i n e Eigenschaft stark hervorhebt: die Treue. Wie er sie zu beweisen wußte, davon erzählt sein Leben.

Früh stellte es ernste Anforderungen an ihn. Der Buchhändler Julius Loewe, als dessen ältester Sohn Walter am 9. Februar 1888 geboren wurde, starb bereits im Jahre 1897 und überließ die schwere Bürde eines noch jungen, wenig gefestigten Geschäftes seiner Ehefrau Elisabeth, geb. Döhmann. Schon bald wurde Walter Loewe seiner Mutter, und besonders seinen Geschwistern, ein treuer Helfer. Nach vierjähriger Volksschulvorbildung trat er in das Gymnasium seiner Vaterstadt Bochum ein, das er jedoch nach 7½ jährigem Besuch krankheitshalber verlassen mußte. Ostern 1906 wurde der unterbrochene Lehrgang im Gymnasium illustre Arnoldinum zu Burgsteinfurt wieder aufgenommen und mit der Reifeprüfung im Frühjahr 1908 beschlossen.

In diesen Jahren der Schulzeit offenbarte sich bereits die tiefe Liebe zu den Seinen. Früh reifte der Knabe für seine ernsten Aufgaben heran. Bald stand er der Mutter zur Seite, als es galt, geschäftliche Krisen zu überwinden. Seinen Geschwistern gegenüber fühlte er die Verantwortung des Älteren. Im Rahmen einer echten Kameradschaft wirkte der Frühreife auf die Brüder ein, und die Schwester, der jüngste Familiensproß, durfte eine fast väterliche Fürsorge des Bruders genießen. Die tiefe Verehrung für seine Mutter, die in einem unumschränkten Vertrauen wurzelte, wuchs sich mit den Jahren zu einer jener seltenen Lebensfreundschaften aus, die ja einen besonders verinnerlichten Grad der Beziehungen zwischen Eltern und erwachsenen Kindern darstellen. Wir, Walter Loewes nächste Freunde, wissen es, mit welchem Interesse er als Student an allem Anteil nahm, was zu Hause vorging, wie die stete Sorge um die Seinen daheim ihn auch in den frohesten und ausgelassensten Stunden nicht verließ. Im Frühling 1908 war Walter Loewe nach Bonn gekommen, um Philologie zu studieren. Er blieb drei Semester, ging im Winter 1909 nach Berlin und verbrachte dann noch weitere sechs Semester in Münster. Am 6. Juli 1912 bestand er das philosophische Doktorexamen mit der Abhandlung: „Das Gerichtswesen der Grafschaft Steinfurt", und am 17. Februar 1914 beschloß das Staatsexamen seine Studienzeit.

Gleich zu Beginn der Bonner Semester war Walter Loewe Alemanne geworden. In seinem begeisterungsfrohen Herzen schlugen die Ideale unserer Burschenschaft

tief Wurzel. Das sorglos frohe Burschenleben ließ seinen Humor, seine oft überschäumende Lebensfreude zur Entfaltung kommen. Freilich, auch ihm blieben trübe Stunden nicht erspart, wie sie ja beim Aufeinanderprallen von so vielen verschiedenartigen Anschauungen, Temperamenten und Erziehungsgrundsätzen unausbleiblich sind. Aber, als er einmal damit fertig geworden war, wurde er einer der Treuesten. Jeder Allemanne war für ihn Bundesbruder im tieferen Sinne des Wortes; und selbst den ihm entgegengesetzten Naturen reichte er immer von neuem die Hand zum Ausgleich. Die Wenigen, die ihn ganz kannten, fanden in ihm noch mehr. Eine tiefinnere Gemütszartheit, die von den meisten übersehen oder noch öfter falsch verstanden wurde, machte den Grundzug dieses seltenen Menschen aus. Wer in ihm nur den witzigen Unterhalter, den geschickten und beliebten Biertischredner gesehen hat, der hat nie sein wahres, innerstes Wesen kennengelernt. Wie tief die Freundestreue in ihm wurzelte, dafür gibt es neben so vielen Erlebnissen ein besonders schönes Zeichen. Im letzten Brief aus dem Felde, der in einem seltsam klaren und ruhigen Vorausahnen seines Schicksals geschrieben ist, klingt zum Schluß die erschütternde Bitte: „und, Mutter, vergiß meine Freunde nicht, — wenn ich nicht mehr bin!"

Knapp zwei Monate nach dem Staatsexamen wurde Walter Loewe in Lüdenscheid als Seminarkandidat angestellt. Alsbald zeigte sich, wie sehr er für den erwählten Beruf paßte. Binnen kurzem hatte er die vertrauensvolle Freundschaft seiner Schüler — besonders der älteren — gewonnen. Soweit wie möglich suchte er sich mit ihnen zu beschäftigen, sich in ihre Interessen und Anschauungen hineinzuleben. Bald zog er mit ihnen über Land und erwärmte ihre Herzen für die Schönheit deutscher Literatur und deutscher Geschichte.

Viele Briefe ehemaliger Schüler zeugen von diesen Tatsachen, und die Worte seines Vorgesetzten, die später zu seinem Gedächtnis geschrieben wurden, vervollständigen dieses Bild, wenn es heißt: „. . . mit hohen Geistesgaben und reichem Wissen verband er eine ungewöhnliche Fähigkeit für den Beruf, den er erwählt hatte."

Als der Krieg ausbrach, gab es für ihn kein Halten mehr. Alle Gedanken an die Lieben zu Hause, an Freunde und Beruf waren verstummt vor dem brennenden Wunsch, mit hinaus zu dürfen. Am 4. August trat er schon als Kriegsfreiwilliger beim Infanterie-Regiment 56 in Friedrichsfeld ein und rückte nach sechs an Bitterkeiten reichen Wochen der Ausbildung zur 12. Kompagnie seines Regiments nach Frankreich aus. Auf dem Marsche zur Champagnefront sah ich ihn zum letzten Male.

Einige Abendstunden köstlichen Erinnerns, durchglüht von dem heiligen Ernst des Kampfes fürs Vaterland, wurden uns ermöglicht. Am andern Morgen drückten wir uns zum letzten Male die Hand. In den Gräben von Reims lernte Walter Loewe den Krieg kennen, und die beiden Briefe aus jener Zeit an die Mutter legen ein erschütterndes Zeugnis ab für die unbedingte Hingabe an das Vaterland, für seine Treue, die er nur allzubald mit dem Tode besiegeln sollte. Es kamen die bewegten Tage der beiderseitigen Frontverlängerungen bis zum Meer. Die XIV. Infanterie-Division wurde westlich Lille eingesetzt. Beim Sturmangriff auf Herlies wurde Walter Loewe durch Kopfschuß schwer verwundet. Unser Bundesbruder Schäfer konnte ihm nur einen Notverband anlegen, — dann riß der Angriff ihn mit sich fort! Zwei Tage

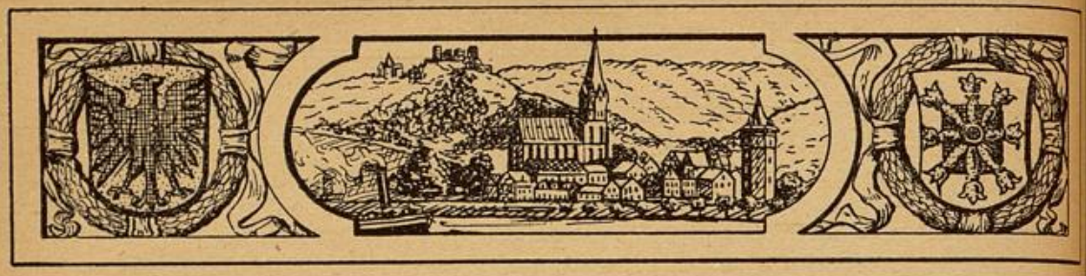
später erlag der Schwerverletzte im Feldlazarett Château du Bois bei Don der tödlichen Wunde. Im Schloßgarten liegt sein Grab. Erich Bockhorn fand es und seiner treuen Fürsorge verdanken wir den schlichten Gedenkstein, der es heute schmückt*). Ich selbst stand dort an einem schwermütig-schönen Frühlingsabend. Der Sturm trieb dunkle Wolken über die Baumkronen des Parkes, und von der Front her dröhnten die feindlichen Geschütze. Da kam es mir zum Bewußtsein, welch' lieber, wertvoller Mensch hier schlief, in dessen Lebensgang selbstlose Hingabe für die Seinen, für uns, fürs Vaterland, diese höchste Treue, leuchtend hervortritt.

An uns ist es, Treue mit Treue zu vergelten.

Karl Vorländer

*) Das Grab ist seitdem auf den Sammelfriedhof bei Annoeuillin verlegt. Ph.





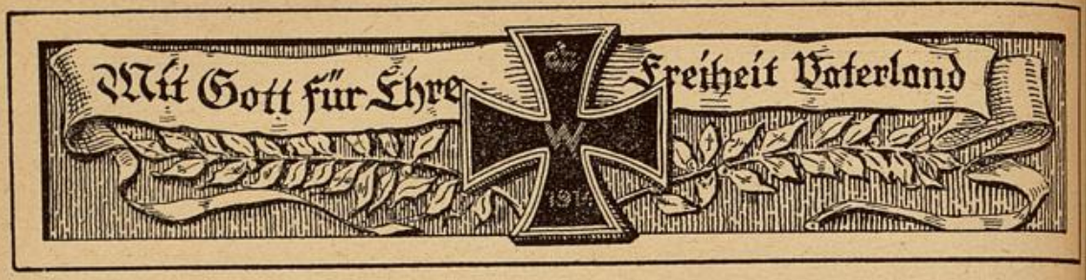
Paul Flohr.

S. S. 08.

Paul Flohr wurde am 21. Mai 1889 zu Dortmund geboren. Er widmete sich nach dem Besuch des Realgymnasiums seiner Vaterstadt dem Studium der Rechtswissenschaften auf den Universitäten Bonn, München und Münster. „Ostern 1908", so schreibt sein Jugendfreund und Konfuchs Wilhelm Schneider, „kam Paul mit vier Dortmundern in Bonn an. Ich sehe ihn noch, wie er in seinem ersten Semester mit seiner roten Mütze und seinen leuchtenden Augen selig die Poppelsdorfer entlang bummelte. Er paßte so recht mit seiner Wesensart in die lebensfrohe Rheinstadt hinein. Unbekümmert um das, was da kommen mochte, immer frisch und unternehmend, der beste Turner und Fechter seiner Konfuchsia — so war Paul Flohr, ein rechter Fuchs, zugleich aber auch ein geschätztes Mitglied seiner Burschenschaft. Von seiner Pennalzeit her brachte Paul dem Rudersport ein lebhaftes Interesse entgegen. Schon als Fuchs setzte er seine ganze Kraft für die Einrichtung des Bootshauses auf dem Schänzchen ein. Ständig mühte er sich um die Ausbildung der Bundesbrüder, die zum erstenmal das herrliche Ruderleben auf dem Rhein und der Sieg kennen lernen sollten. Was er als Fuchs begann, hat er in seinen späteren Semestern energisch durchgeführt. In Anerkennung seiner Verdienste wurde Paul in seinem zweiten Semester Boots- und Turnwart, in seinem dritten Fechtwart. Wegen seiner schneidigen Durchzieher war er auf der Kegelbahn ein sehr gefürchteter Gegner. — Die letzten Semester seiner Studentenzeit verbrachte Paul in Münster i. W., sich eifrig seinen Studien widmend. Wenn es ihm die Zeit irgendwie gestattete, half er seinen zahlreichen Bundesbrüdern in dem „finsteren" Münster getreulich mit, alemannischen Idealen, die ihm in Bonn lieb und teuer geworden waren, neue Freunde zu gewinnen. Immer blieb er in enger Verbindung mit der Bonner Aktivitas, die ihm nach bestandenem Referendarexamen gern und voll Vertrauen das alte Herren-Band verlieh."

Am 1. Oktober 1913 trat Paul als Einjährig-Freiwilliger in das Kaiserin-Augusta-Garde-Grenadier-Regiment in Berlin ein und rückte am 12. August 1914 mit demselben ins Feld. An vielen blutigen Gefechten nahm er rühmlichen Anteil. Am Morgen des 9. September 1914 verließ sein Regiment das Dorf Fère Champenoise und griff erneut den Feind in seinen Stellungen an. Mit „Sprung auf! Marsch! Marsch!" erreichte man eine Anhöhe und machte Halt vor einem Tannenwäldchen. Weiter gings sprungweise vor bis zur Höhe hinauf. Man hielt hier ungefähr 2—3 Kilometer südwestlich links der Chaussee von Fère Champenoise. Das Maschinengewehr wurde

von Paul, auf Händen und Füßen kriechend, in diese neue Stellung vorgeschoben Dabei erhielt er mittags um 1/2 12 Uhr den Todesschuß. — Als Pauls Kameraden später von der Verfolgung des Feindes zurückkamen, trat einer nach dem andern an ihn heran und drückte schmerzbewegt zum Abschied noch einmal seine tote, früher so lebenswarme Hand. Mit Eltern und Geschwistern, so sagt Pastor Stein in seinen „Lorbeerreisern auf Heldengräbern", trauert ein bräutlich Mägdelein. Es wehrt am Tage in fleißiger Arbeit die Trauergeister ab und hält sich vor den Augen der Mitmenschen tapfer. Aber im wehen Traum der Nacht wirkt sie geschäftig aus Tränenperlen ein strahlend Diadem und krönt damit die bleiche Stirn ihres heißgeliebten, unvergeßlichen Paul.



Hans Noltenius.

W. S. 08/09.

Hans Noltenius wurde am 11. Oktober 1889 in Bremen geboren. Er wuchs unter günstigen äußeren Verhältnissen in einem großen harmonischen Familienkreise auf. Der Vater († 1919) war ein Jurist von vorbildlicher Zuverlässigkeit und Objektivität, dabei ein tief religiöser, am Leben der kirchlichen Gemeinde innerlichen und tätigen Anteil nehmender Mensch und der treueste Freund seines Sohnes. Die ehrenfesten und zielsicheren Überlieferungen hanseatischer Geschlechter und das Erbe dieses Vaters flossen in Hans Noltenius auf das glücklichste mit dem süddeutschen Dichter- und Gelehrtenblut der Mutter, einer Enkelin von Gustav Schwab, zusammen. Hans war ein ungewöhnlich anmutiger und kultivierter Mensch, bei ausgesprochen juristischer Begabung doch mit starken ästhetischen Neigungen, aber ohne jede Spur von Überfeinerung oder Snobismus. Aus seinem Geigenspiel und gelegentlichen anspruchslosen dichterischen Versuchen leuchtete die frische Heiterkeit einer dogmatisch nicht gebundenen, aber im Ewigen festverankerten Seele. Als junger Student natürlich noch unfertig und wohl überhaupt innerlich stärker bewegt, als seine kühle Art vermuten ließ, war er doch damals schon über seine Lebensziele und die Wege, die zu ihnen führen sollten, ganz mit sich im klaren. Die stählerne Widerstandskraft seines Körpers, die sich später den härtesten Proben gewachsen zeigen sollte, verdankte er seiner Vorliebe für Turnen und Sport; wenn er in Lesum bei Bremen auf dem elterlichen Landgut weilte, pflegte er „sich im Segeln, Rudern, Schwimmen, Tennis und Faullenzen ordentlich auszutoben."

Im Winter 1908 bis 1909 kam Noltenius nach Bonn, um die Rechte zu studieren. Er trat sogleich in die Burschenschaft ein, war im Sommer 1909 Bootswart und Kneipwart, im Winter 1909 bis 1910 Sprecher. Im Winter 1910 bis 1911 schied er aus der Burschenschaft wegen grundsätzlicher Abweichung von ihrer Auffassung aus, blieb aber mit ihm näher stehenden Bundesbrüdern in freundschaftlichem Verkehr. Seit 1917 zählt ihn die Burschenschaft wieder zu den Ihrigen. —

Nach bestandenem Referendarexamen hatte Noltenius am 1. Oktober 1912 bis 1913 beim Feld-Artillerieregiment Nr. 60 in Schwerin sein Jahr abgedient und war später, nach Ableistung der vorgeschriebenen Übung, zum Vizewachtmeister aufgerückt. Die ersten Monate seiner Vorbereitungszeit als Referendar hatte er zur Abfassung seiner Doktorarbeit benutzt. Die Göttinger Juristenfakultät hatte sie angenommen und die mündliche Prüfung auf den 3. August 1914 angesetzt — da kam der Krieg.

Noltenius wurde nicht sogleich angefordert und fuhr schließlich auf eigene Faust nach Schwerin; von dort wurde er als Führer eines Ersatztransportes seinem Regimente nachgeschickt, das er am 19. September erreichte. Es stand als Teil des 9. Korps, das zur ersten Armee (von Kluck) gehörte, bei Ourcq an der Oise, in der Nähe von Noyon.

Am 11. Januar 1915 wurde die Batterie von Noltenius, der am Weihnachtsabend 1914 zum Leutnant befördert worden war, nebst drei anderen Batterien und dem 85. und 163. Infanterie-Regiment zur Unterstützung des 3. Korps in die Schlacht bei Soissons gesandt. Es stand den Truppen Maunourys in so dünner Linie gegenüber, daß es sich nur durch einen kühnen Gegenangriff behaupten konnte. Die Schlacht vom 12. Januar war also ein Aufeinanderprallen zweier Offensiven. Noltenius' Batterie hatte den Auftrag, den Infanterieangriff der 85er und 163er auf die französische Stellung östlich der großen Chaussee Terny-Soissons vorzubereiten. „Mit einem Unteroffizier und einem Mann, die Telephonleitung legten, ging ich nach vorne, um von da aus das Feuer zu leiten. Punkt 12 Uhr (am Mittag des 12. Januar) sprang die erste Sturmgruppe von uns aus den Gräben und lief an, sofort darauf Welle an Welle die 2., 3., 4., die erst über unsere Gräben wegspringen und klettern mußten. Ich werde den Ausdruck einzelner Gesichter nie vergessen. Bis auf den einen schrillen Pfiff, der das Zeichen zum Antreten gab, ging alles lautlos, nur das Zischen und Zwitschern und Aufschlagen der Gewehrgeschosse. Es waren furchtbar anspannende Minuten — unbeschreiblich mit all den Bildern, die man vor sich und um sich sah —, vielleicht noch anspannender für uns als für die im betäubenden Vorwärtsstürmen. Und dann schließlich die erste Silhouette eines feuernden stehenden Infanteristen auf der gegenseitigen Grabenböschung. Dann kamen kleine, später größere Trupps von Gefangenen. In einem krepierte eine französische Granate. Ein ganz weißhaariger gebückter Greis war darunter — vielleicht ein Freiwilliger — jedenfalls nur französische Linieninfanterie. Da die Fläche auch hinter uns noch dauernd vom französischen Infanteriefeuer bestrichen wurde, sammelten sich die Verwundeten soweit es ging in den ganz verschlammten nassen Lehmgräben. Wir halfen, wo es möglich war. Am Nachmittag nahmen wir hauptsächlich den Wald von Cuffier (westlich der Chaussee) unter Feuer, der dann gegen Abend genommen wurde ... Als es dunkel wurde, ließ ich die Leitung abbrechen und ging zur Batterie zurück." —

Drei Tage nach Kaisers Geburtstag, an dem Noltenius „für Soissons" das Eiserne Kreuz II. Klasse erhalten hatte, erfolgte seine Versetzung nach dem östlichen Kriegsschauplatz. Seit dem 25. Februar stand er als Zugführer des Lehr-Infanterie-Regiments mit der dritten Garde-Infanterie-Division in der Süd-Armee Linsingen am Westhang des Zwinin, der bald darauf so heiß umstrittenen Doppelkuppe, im tief verschneiten Karpathenwald. Am 7. März wurde Noltenius zum Führer der 7. Kompagnie ernannt, die an dem zähen Ringen um die Westkuppe des Zwinin hervorragenden Anteil hatte. Täglich Auge in Auge mit dem Tod und längst zum stahlharten Manne gereift, hatte Noltenius sich doch den tief menschlichen Grundzug seines angeborenen Wesens unversehrt bewahrt. „Bei einem Angriff," so schreibt er, „kam ich mit meiner Kompagnie bis an eine etwa 50 m breite Schneemulde, bei der kein Durchkommen war. Jenseits saßen die Russen mit Maschinengewehren. In der Mulde lag 2 m

hoher Schnee. Ich hatte den strikten Befehl, das jenseits liegende Waldstück 'unter allen Umständen' zu nehmen. Es war nicht nur menschlich, sondern auch militärisch 'unmöglich'. Schließlich war man auch höheren Orts einverstanden und ließ mich, wo ich war. Das Verantwortlichkeitsgefühl für jeden einzelnen Mann ist groß und Verluste furchtbar niederdrückend. Leider wird man ja wohl mit der Zeit abgehärtet und muß auch abgehärtet sein, wenn ich auch in letzter Zeit Äußerungen von höheren Führern gehört habe, für die ich hoffentlich nie Verständnis haben werde."

Mackensens Durchbrechung der westgalizischen Front bei Gorlice-Tarnow in den ersten Maitagen von 1915 brachte endlich auch für die Armee Linsingen das Ende des Stellungskampfes; seit Mitte Mai befand sie sich auf dem Vormarsch auf Strijj. Noltenius' Kompagnie hatte am Pfingstsonntag und -Montag (23. und 24. Mai) nahe bei Strijj schwere Kämpfe zu bestehen und bezog am Abend des 24. westlich von Strijj Ruhestellung in Gassendorf, einer deutschen Siedelung. „Hier haben wir nun bis jetzt," schreibt Noltenius am 25., „einen ruhigen Pfingstdienstag bei wundervollem Wetter verlebt. Hinter meinem Häuschen ist ein Obstbaumrasen mit einer lauschigen Ecke zwischen hohen Kastanienbäumen. Dorthin haben wir uns Bank und Tisch bringen lassen und haben dort den ganzen Tag verbracht ... Wie schön und wehmütig muß ein Tag wie dieser in Lesum sein."

Mit dem anheimelnden Behagen eines frühsommerlichen deutschen Dorfes umfing also das Geschick noch einmal den jungen Helden. Dann schlug, in der Morgenfrühe des 26. Mai, seine letzte Stunde. Ich kann sie nicht besser schildern als mit den einfachen Worten eines brieflichen Berichtes, den sein treuer Bursche Piontak am 21. Juni den trauernden Eltern erstattet hat.

„Das war bei Stryj, als wir die Vorstellung genommen haben. Und den Abend vorher, da waren wir noch Patrouille, da waren wir bis an 20 m vor russischem Schützengraben, da haben wir Feuer gekriegt und da haben wir sich gleich hingelegt. Und den ersten Pfingstfeiertag (23. Mai) da hat wieder eine Granate neben unserm Schützengraben eingeschlagen. Herr Leutnant war gerade am Schreiben, da war Herr Leutnant ganz mit Erde zugedeckt. Da haben auch alle gesagt: unser Kompagnieführer ist tot. Aber glücklich haben wir Herrn Leutnant abgedeckt und war immer noch gut. Aber wenn wir zum Gefecht sollen, da war Herr Leutnant immer der erste und immer in der vordersten Linie. Anstatt sollte Kompagnieführer hinter der Kompagnie sein, da war Herr Leutnant der erste, Herr Leutnant hat sehr gute Nummer gehabt beim Herrn Major. Als Herr Leutnant gefallen ist, da hat die ganze Kompagnie geweint und selbst der Herr Major hat geweint, denn ich war die ganze Zeit bei ihm, bis er abgeholt war von Krankenträgern. Herr Leutnant war mit seinem Zuge allein vorne, die zwei andern Züge waren hinten. Da waren wir sehr schwach. Da hat Herr Leutnant Fernglas genommen und nach seinem dritten Zuge umgesehen, und hat seine Ordonnanz hingeschickt und gezeigt, wo er liegt, und auf einmal habe ich gehört, wie die Kugel durchs Helm geknallt. Da ist Herr Leutnant gleich hingefallen und noch einmal Atem rausgegeben und war gleich tot ... Ich habe sehr, sehr gut bei Herrn Leutnant gehabt. Herr Leutnant hat sehr wenig gegessen und so viel Pakete von zu Hause gekriegt, da habe ich die Hälfte immer mit Herrn Leutnant gegessen. Ich möchte bitten

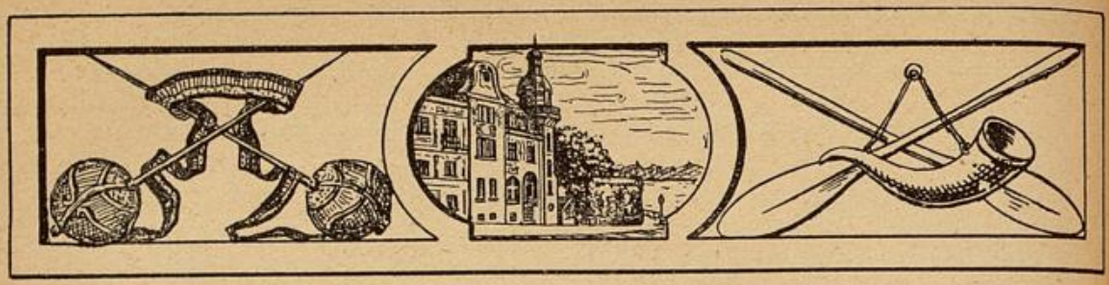
ob ich nicht eine Photographie kriegen kann zum Andenken an unsern guten Kompagnieführer."

Die klaren Augen, aus denen immer Freude, Wagemut und Aufrichtigkeit leuchteten, hatten sich für immer geschlossen. Auf dem Friedhof bei der Kirche in Gassendorf bezeichnet ein einfaches Kreuz die Stätte, wo Hans Noltenius begraben liegt. Über der Familiengruft auf dem Rienslanger Friedhof in Bremen stehen zu seinem Gedächtnis die Worte:

Der Tod ist verschlungen in den Sieg.

O. Oppermann





Heinrich Kockelke.

S. S. 09.

Warum die Tage so leuchtend sind
Voll überirdischer Pracht?
Warum der Abend so seltsam lind
So mondscheinflutend die Nacht?
Es ist, weil Engel und Engelchor
Lichtschimmernd zur Erde geht.
Gott Vater sandte die Mütter aus
Aufs Schlachtfeld in Feindesland:
„Tragt sanft mir meine Söhne nach Haus. . ."
Gar manche den eignen fand. —

Das ist das Erlebnis vieler Mütter im Jahre 1914 gewesen. In der Zeit von Ende August bis Anfang September 1914 waren die Tage so leuchtend, so seltsam lind, die Abende und die Nächte so mondscheinflutend. In jenen Tagen war für unsere Feldgrauen die Losung: „Paris!" Auch das Garderegiment 89 in Schwerin, dem unser „Heini" als Einjähriger seit dem 1. April 1914 angehörte, war nach Erstürmung von Lüttich, bei der es große Verluste erlitten, an dem Vormarsch nach Paris beteiligt. Die Anstrengungen und Strapazen der Truppen waren, so schrieb uns unser Sohn, außerordentlich groß. Trotzdem infolge der Hitze und des Staubes die Füße wund geworden, wollte er nicht zurückbleiben. Siegesgewiß und kampfesmutig drangen die Grenadiere bis zur Marne vor. Bei Montmirail stellten sich ihnen die Franzosen am 4. September 1914 entgegen. Die Grenadiere warfen den Gegner zurück. Am folgenden Tage bezog die 2. Kompagnie, zu der Heini gehörte, Reservestellung in der Gegend von Esterney. Die französische Artillerie schien die Stellung ausgekundschaftet zu haben, denn unaufhörliches Granatfeuer überschüttete die Kompagnie. Die Meldung des Kompagnieführers von der gefährlichen Lage fand kein Gehör. „Kompagnie soll in der Reservestellung bleiben!" hieß der Befehl. Die Folge war, daß mancher Grenadier, vom tödlichen Blei getroffen, sein Leben fürs Vaterland aushauchte. Zu ihnen gehörte auch unser Heini, nachdem er uns noch einige Stunden vor seinem Tode geschrieben hatte: „Es ist ernste Zeit für uns. Schreibt mir recht oft!" Wo und wie er gefallen, wo er ruht, wissen wir nicht. Daß er den Heldentod fürs Vaterland gestorben, meldete die amtliche Verlustliste und das Regiment. Auf wiederholte Anfragen und Erkundigungen erfuhren wir durch einen Regimentsarzt, daß er, soweit er sich noch entsinne, in einer der wundervollen Mondscheinnächte um den 4. oder 5. September einen Einjährigen mit Namen „Kockelke" sterbend bei Esterney gefunden habe. Und ein Einjähriger, so meldete uns der Divisionspfarrer, will unsern

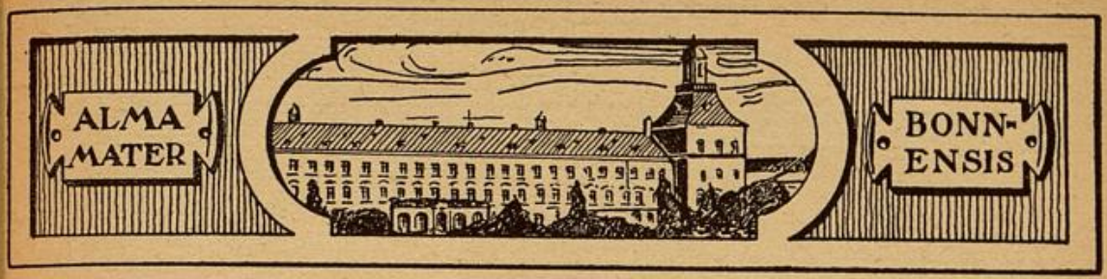
Jungen, von einem Granatsplitter durchbohrt, nachmittags gegen 4 Uhr gesehen und auf seine Frage: „Kamerad, hast du einen Wunsch?" Die Antwort erhalten haben: „Sage mir, wie steht es um unsere Sache?" Und als er gehört „Gut" soll er erklärt, haben, nichts mehr wünschen zu wollen. Wenn dem so ist — und ich darf annehmen, daß es so ist, weil dies ganz dem Charakter unseres Heini entsprach und er mir einige Stunden vor seinem Ausmarsch in Schwerin erklärte, daß er wisse, was er seinem Gotte, seinen Eltern, seiner Burschenschaft und seinem Vaterlande schuldig sei, daß es nicht auf sein Leben, sondern auf das Leben des Vaterlandes ankomme — so verklärt solche Gesinnung den Tod. Sein junges Leben hat er dem Vaterlande geopfert. Die Gewißheit, daß er mit allen anderen nicht umsonst gestorben, daß eine Saat ausgesät ist, aus der noch einmal eine rechte Ernte hervorgehen wird, lindert in etwa der Eltern Schmerz, obwohl das Mutterherz von Zeit zu Zeit noch blutet, wenn es an ihren Heini denkt, mit dem wir viel verloren haben, einen lieben, treuen Sohn, der uns niemals Kummer und Sorge, vielmehr stets Freude bereitet hat.

Geboren ist unser junger Held am 18. März 1891 im Pfarrhause zu Schwelm, als 4. Kind und 2. Sohn. In der Taufe erhielt er den Namen „Heinrich" nach seinem Vater. Seine Eltern sind Heinrich Kockelke, D. theol., zur Zeit Vorsitzender der Westf. Provinzialsynode, und Emmy Petermann. Unser Heini war von Geburt an ein gesunder, blonder, stiller und sonniger Knabe, ein Liebling seiner Geschwister, seiner Eltern und der Gemeindeglieder. Seine äußere und innere Entwicklung nahm einen harmonischen Verlauf. Die Schule hat ihm nicht viel Not gemacht. Bei leichter Fassungsgabe durchlief er alle Schularten ohne Unterbrechung. Seine Gymnasialbildung brachte er Ostern 1909 auf dem Gymnasium in Barmen zum Abschluß. Vom mündlichen Examen wurde er befreit.

Er bezog die Universität Bonn, um Jura zu studieren. Dem Vorbild seines Vaters folgend, wurde er Alemanne. In der Burschenschaft hat er sich im Kreise seiner Freunde Bohnenkamp und Flex, die ihn auch im Elternhause öfters besuchten, recht wohl gefühlt. Auf seine Burschenschaft war er stolz. Eine besondere, unvergeßliche Freude war es ihm, daß seine Eltern an dem großen Stiftungsfest 1909 teilnahmen, und er mit seinem Vater den Landesvater stechen durfte. Nur schwer konnte er sich nach einem dreisemestrigen Studium von Bonn, wo er auch Professor Kriegsmann kennen gelernt hatte trennen. Er setzte sein Studium in Berlin fort und beschloß es in Münster. Das Referendarexamen bestand er November 1912 in Hamm. Als erste Ausbildungsstation wählte er sich dann Gütersloh. Hier hat er eine überaus schöne Zeit von neun Monaten verlebt. Das Leben und Treiben dieser Stadt, der Charakter der Bürgerschaft sagten ihm zu. Noch heute denkt man dort seiner gern; denn durch seine vornehme Denkungsart und durch seinen fröhlichen Sinn hatte er sich viele Freunde gewonnen. Vorgesetzte, die Bundesbrüder Amtsgerichtsrat Wischnat und Amtsgerichtsrat Heppe waren ihm ob seines Fleißes und der Art und Weise seiner Arbeit wohl geneigt. September 1913 trat er zur weiteren Ausbildung beim Landgericht in Hagen ein. Von der Erlaubnis, im Elternhause in Schwelm wohnen zu dürfen, machte er gern Gebrauch, es war für uns eine besondere Freude. Einen vierwöchigen Urlaub verwandte er zur Anfertigung einer Doktorarbeit über das Patentwesen.

Am 1. April 1914 trat er als Einj.-Freiwilliger beim Mecklenburgischen Grenadierregiment Nr. 89 ein. Daß diese Dienstzeit eine Vorbereitungszeit für den Weltkrieg werden sollte, hat er ebensowenig wie wir geahnt. Gerade hatte er von Erlangen aus seine Einladung für das mündliche Doktorexamen erhalten, da brach wie ein Gewittersturm der Weltkrieg los. An dem Tage, wo das Regiment nach Lüttich ausrückte, habe ich ihm noch einmal die Hand gereicht. Er wußte, was auf dem Spiel stand; doch begeistert zog er mit seinen Kameraden über den Rhein nach Aachen und in Belgien hinein, nicht zweifelnd, daß der Sieg unser sei. Mit dieser Gewißheit im Herzen hat er am 5. September 1914 sein Leben für das Vaterland gelassen. Er ruhe in Frieden im Feindesland. Das ewige Licht leuchte auch ihm.

H. Kockelke I



Hans Bohnenkamp

S. S. 09.

Hans Bohnenkamp wurde am 30. August 1889 als Sohn des Pfarrers Heinrich Bohnenkamp in Windischholzhausen bei Erfurt geboren. Hans verlebte in der stillen Abgeschlossenheit seines Heimatdorfes im traulichen Pfarrhause, im Kreise seiner dörflichen Freunde eine frohgemute Jugendzeit. Stets offen, hilfsbereit und ohne jede Überhebung verstand der Knabe es prächtig, seine kleinen Freunde, die mit ihm die Volksschule besuchten, zu allem Guten und besonders auch zur Arbeit anzuhalten. Gern und mit Dank sprechen noch heute die Mütter von der sich in keiner Weise aufdrängenden, nach außen hin nicht merkbaren und doch so nachhaltigen Einwirkung des kleinen Erziehers auf ihre Knaben. „Menschen, wie Ihr Hans," so schrieb späterhin ein befreundeter Pfarrer in seinem Beileidsschreiben an die Mutter, „reifen früh für die Ewigkeit heran."

Dem Besuch der Volksschule folgte der des Gymnasiums zu Erfurt. Hans blieb auch in der neuen Umgebung ein fröhliches Menschenkind. Die schönste Zeit war natürlich für ihn die Ferienzeit, die er bei seinen Lieben daheim und seinen alten Schulfreunden verbrachte. Ostern 1909 bezog er die Universität Bonn. Daß er, als Sohn eines alten Bonner Alemannen, in unserer Burschenschaft aktiv werden würde, verstand sich wohl von selbst. Durch die Erzählungen seines Vaters mit der Geschichte der Alemannia, ihrer Geistesrichtung, ihren Zielen vollkommen vertraut, den Kopf voll von Idealen, so schloß sich der fröhliche Jüngling voll Erwartung der kommenden Dinge seinen neuen Freunden an. Wenn auch nicht alle Erwartungen in Erfüllung gingen — in seinem Fuchsvers heißt es:

„Ich bin ein Alter-Herren-Sohn
Voll Ideal und Ambition,
Doch letztere, die pflegen
So langsam sich zu legen in der Alemannia —"

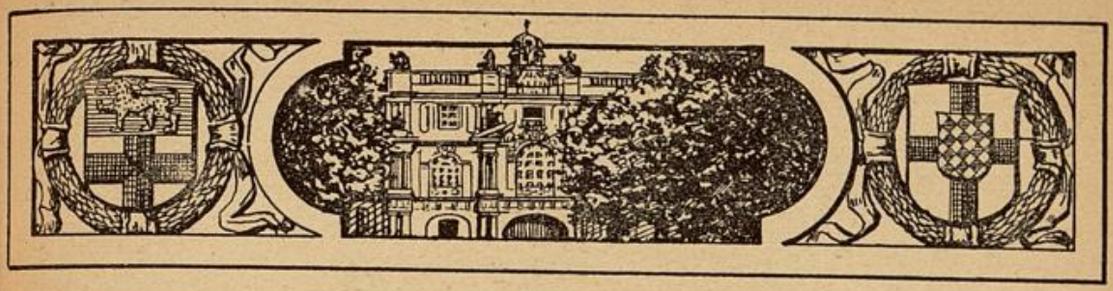
so dürfen wir doch ruhig annehmen, daß die drei Semester seiner Aktivitas die schönste Zeit seines Lebens gewesen sind. Die ihm anvertrauten Ämter — Schmuckwart, Paukwart, Bootswart und Ehrenrichter — versah er mit gewissenhafter Treue. Seine letzten Semester verbrachte er in Berlin. Nach Ablegung des Referendarexamens Ostern 1912 erhielt er die Altherrenrechte.

Den Feldzug machte Hans Bohnenkamp als Leutnant d. Res. im 82. Inf.-Regt. mit. Gleich zu Anfang des Krieges zeichnete er sich durch eine Waffentat ersten Ranges

aus. Er und Leutnant Stelzner erhielten den ehrenvollen Auftrag, mit ihren Leuten das Dorf und Fort Bonzelles bei Lüttich zu stürmen. Leutnant Stelzner fiel, Hans wurde schwer verwundet, der Auftrag aber wurde ausgeführt, Dorf und Fort genommen. Der junge Leutnant wurde mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse geschmückt. Die Ausheilung seiner schweren Wunde — Brustschuß — nahm längere Zeit in Anspruch. Erst im Januar des folgenden Jahres war er in der Lage zu seiner Truppe zurückkehren zu können. Nur kurze Zeit war es ihm noch vergönnt, an den Kämpfen teilzunehmen. Er fand den Heldentod bei Jaminy in Russisch-Polen am 24. Februar 1915. In dem an die Mutter gerichteten Beileidsschreiben seines Hauptmanns heißt es u. a.:

„Wir haben Ihren Sohn gestern mit soldatischen Ehren beerdigt. Sein Grab ziert ein hohes Holzkreuz mit Aufschrift. Ich bin mir bewußt, welch grenzenloses Leid mit diesen Zeilen über Sie, gnädige Frau, kommt, denn mit besonderem Stolz konnten Sie auf diesen Sohn blicken, der in jeder Hinsicht das Muster eines strebsamen, tüchtigen Menschen und eines begeisterten, todesmutigen Offiziers war. Sein Tod wurde im ganzen Offizierskorps außerordentlich betrauert, ganz besonders aber in der Kompagnie. Ich selbst verliere in ihm einen lieben Freund, ich kannte ihn schon von Marburg her als Burschenschafter. Seit Anfang Januar waren wir täglich zusammen und hatten Freud und Leid und unser letztes Brot brüderlich geteilt. Möge Ihnen der Gedanke Trost verleihen, daß er als Held, der Kompagnie mit seinem Zuge voraneilend, den Tod fürs Vaterland gestorben ist.

Bork, Haupt. d. Res., sonst Rechtsanwalt in Marburg."



Oskar Reusch

S. S. 09

besuchte das Siegener Realgymnasium, das er Ostern 1909 mit dem Zeugnis der Reife verließ, um Philologie zu studieren. Bald aber vertauschte er dieses Studium mit dem der Rechtswissenschaften. In Bonn schloß er sich der Burschenschaft Alemannia an und bekleidete in der Folgezeit die Ämter des Turnwartes und Bierzeitungsredakteurs. Sein Fuchsvers lautet:

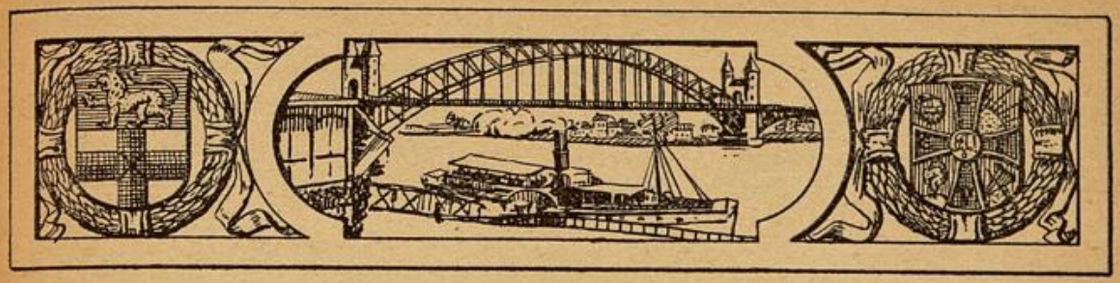
„Zwar bin ich klein nur von Gestalt,
Mich aber läßt das ziemlich kalt.
Man möcht mich gerne necken,
Doch werd' ich mich schon strecken
In der Alemannia."

Und er hat sich wirklich kräftig gestreckt und sich eine sehr geachtete Stellung unter seinen Bundesbrüdern zu verschaffen gewußt. Er war gelenkig, sehnig, stark, turnte unter den ersten und focht vorzüglich auf dem Fechtboden wie auf der Mensur. „Er gehörte," wie sein Landsmann und Freund H. Lemcke schreibt, „zu den glücklichen Menschen, denen die Herzen aller Guten zufliegen." Diese Freundschaft und Liebe der Menschen erwarb ihm sein frischer Sinn, sein sonniges Gemüt, die immer heitere Lebendigkeit seines Wesens. Wer immer ihm ins strahlend blaue Auge geschaut hat, wer je einen Strahl daraus auffing, der fühlte den grundguten Kern dieses Jünglings und hatte ihn lieb von Stund an. So wars auf der Schule, so auf der Universität. —

Als der Krieg ausbrach, studierte Oskar Reusch in Kiel und stand unmittelbar vor der Referendarprüfung. Warum machte er kein Notexamen, wie so viele Tausende, die dann auch noch als Kriegsfreiwillige früh genug hinausgezogen sind? Es ist nichts so bezeichnend für ihn, als daß ihm der Gedanke daran gar nicht gekommen ist; er lachte sein sonnigstes Lachen, als er mir das erzählte. Er hat darnach überhaupt keinen andern Gedanken mehr gehabt als den: sofort die Waffe zur Hand und zur Front! So reiste er fort, ohne den Rat seines älteren Bruders, der mit ihm in Kiel war, abzuwarten, ohne die Eltern zu sehen, über deren Wohnort Siegen die Reise führte, nach Frankfurt am Main und stellte sich in den ersten Augusttagen 1914 beim J.-R. 81, bei dem stets, wie er als Sohn der Siegerländer Berge wußte, viele Landsleute dienten. So ist er als einer der ersten Kriegsfreiwilligen an die Front gekommen und bald verwundet worden.

Ich traf ihn im Frühling 1915 in Siegen, der Heimatstadt, im Lazarett. Er hatte einen Schuß durch die Backe, der seine Zähne arg mitgenommen hatte. Er war fröhlich und guter Dinge wie immer, übersprudelnd von bester Laune und hatte nur den einen Wunsch, sobald wie möglich wieder ins Feld zu kommen. Der Abend, den ich ihm im Lazarett freimachte und mit ihm zusammen verlebte, wird mir unvergeßlich sein. Dann habe ich nur noch von ihm gehört, daß er gefallen ist. Aber ich kann ihn mir so gut vorstellen, den frischen, fröhlichen Jungen mit dem goldenen Herzen, den mutigen Augen, wie er vor Lust in den Kampf stürmt und fällt mit dem letzten stolzen und frohen Empfinden:

„Kein schön'rer Tod ist in der Welt,
Als wer vorm Feind erschlagen,
Auf grüner Heid', im freien Feld,
Darf nicht hör'n groß Wehklagen."



Helmut Sadée.

S. S. 10.

Helmut Sadée wurde am 23. September 1891 zu Saarburg als Sohn des Apothekenbesitzers Sadée geboren. Schon als kleines Kind zeigte sich bei ihm eine besondere Ruhe und Überlegsamkeit, ohne daß das schöne Kindliche dadurch verwischt wurde. Von 1896 bis 1902 lebte er mit den Eltern in Quedlinburg. Da sein reger Geist ihm keine Ruhe ließ, kam er hier schon mit 5½ Jahren auf die Schule. Ein echter Junge, tollte er in dem großen Garten des elterlichen Hauses. Bei den Streifzügen im Gelände mit seinen Gespielen war er der Führer. 1902 siedelten die Eltern nach Berlin-Friedenau über; und hier entwickelte sich Helmut auf dem Gymnasium in hervorragender Weise. „Er war," so schreibt ein drei Jahre jüngerer Schulkamerad unter dem Eindruck der Todesnachricht nieder, „nicht gerade 'stark', was ja der Idealbegriff eines jeden Jungen ist. Nein, er war eher ein wenig schwächlich und schien es auch noch im späteren Alter mit seiner schlanken, schmalen Gestalt und dem zarten Jungengesicht zu sein. Aber seine anscheinende Schwäche hob bei den anderen — anfangs unbewußt, später mit Erkenntnis— nur das Gefühl einer um so größeren Bewunderung für seine Leistungen. Niemals fehlte er bei den großen Barlaufkämpfen und Turnspielen. Dabei wußte man, daß er ein guter Schüler sei. Doch konnte man jederzeit mit ihm ein vernünftiges Wort über die 'böse Penne' und die Pauker reden. Er war auch sonst kein Duckmäuser; bei Geselligkeiten, beim Tanzunterricht und auf Bällen stand er seinen Mann, wenn auch sonst seine geselligen Gaben vielleicht nicht besonders stark waren."

Sadée machte, wie nicht anders zu erwarten war, ein hervorragendes Abiturientenexamen als primus omnium. Sein Vater, ein alter Verkehrsgast der Alemannia, brachte ihn nach Bonn zu unserer Burschenschaft, in der er von Ostern 1910 bis Weihnachten 1911 aktiv war. Er war ein fröhlicher Student, den alle Bundesbrüder achteten; die Konfüchse lobten ihn als lieben, anhänglichen Kameraden.

Nach der Bonner Zeit wandte sich Sadée in Berlin ganz seinem juristischem Studium zu. Schon in Bonn war seine starke Begabung für die Jurisprudenz aufgefallen. Es wird erzählt, daß er, wenn er bei festlichen Anlässen mit Alten Herren zusammensaß, die besten Juristen unter ihnen durch seine scharfsinnigen, gewandten Antworten in Erstaunen setzte. So machte er beim Kammergericht sein Referendarexamen mit „Sehr gut".

Trotz angestrengtester wissenschaftlicher Tätigkeit lag er im Tennisklub fleißig dem Sport ob und wurde in den Berliner Semestern einer der stärksten Spieler des Klubs. „Damals," so fährt jener Freund in seinem Bericht fort, „wurde mir klar, warum ich ihn so recht hochachtete: er tat nichts halb, er war überall mit ganzem Herzen dabei — beim Turnen und Spielen, in der Schule, beim Trinken, Fechten, Sport und vor allem in der Wissenschaft. Da vergaß man, daß er bei oberflächlichem Verkehr vielleicht etwas matt erschien, wie denn überhaupt das rein Gesellschaftliche ihm weniger lag."

Als Referendar kam Helmut zuerst nach Königswusterhausen, dann nach Landsberg a. d. Warthe, wo er von seinen Vorgesetzten außerordentlich geschätzt wurde. Es wurde ihm nicht nur dort, sondern auch in Berlin an höchster Stelle eine glänzende Zukunft vorausgesagt.

Den Feldzug machte Helmut als Reserveleutnant im F.-A. 104 mit. Im März 1915 rückte er ins Feld. Mit welcher Auszeichnung er an dem Feldzug teilgenommen hat, geht aus dem nachfolgenden Bericht seines Hauptmanns hervor: „Seit Anfang August war Sadée auf Befehl der Abteilung Verbindungsoffizier zwischen Infanterie und Artillerie und hielt sich als solcher ständig beim Bataillonskommandeur des R.-J.-R. 119 auf. Es war dies der anstrengendste und aufreibendste, aber auch, da das Zusammenarbeiten zwischen Infanterie und Artillerie bei uns immer klappte, der ehrenvollste Posten für einen jungen Artillerie-Offizier. In dieser Eigenschaft überwand Sadée gut die schweren Kampftage des 3. und 4. September. Am 7. nun wurde das R.-J.-R. 119 durch R.-J.-R. 55 abgelöst, und Sadée mußte als Verbindungsoffizier die Offiziere des neuen Regiments orientieren. Bei einem solchen Gang traf ihn eine Granate, die ihm eine schwere Bauchverletzung beibrachte. Sadée wurde sofort zur nächsten Verbandsstation getragen und von da im Auto auf den Hauptverbandsplatz geschafft. Zuerst war er noch bei Bewußtsein; auf die Trostworte eines Kameraden, daß es bald wieder gut gehen werde, sagte er aber: 'Nein, nein, ich weiß, daß ich sterben muß. Mein Bruder hat Geburtstag; es ist dumm, daß ich den Brief nicht beendet habe'. Das waren seine letzten Worte. Auf dem Hauptverbandsplatz angekommen, starb er ... Verehrte Eltern unseres lieben Sadée! Empfangen Sie von der ganzen Batterie, den Unteroffizieren und Mannschaften und von seinen Kameraden den Ausdruck des herzlichsten Beileids zum Verlust Ihres Prachtsohnes. Er hinterläßt uns eine große, unausfüllbare Lücke. Wir alle schätzten ihn als Menschen, als Deutschen und als klugen Kopf außerordentlich hoch, und von mir kann ich sagen: Ich liebte ihn und er war mir auch der liebste Kamerad in der Batterie."

Der Batterieführer ließ es nicht zu, daß Sadée auf dem Friedhof des Verbandsplatzes begraben wurde, wo täglich die Granaten in der Nähe einschlugen, sondern ordnete an, daß die Leiche von der Batterie geholt und auf dem kleinen Friedhof des Dörfchens Behagines in der Pikardie beigesetzt wurde. „Ich habe um seine kalte Brust noch das Burschenband gelegt, auf welches er immer so stolz war und das er jederzeit bei sich trug." Groß war die Beteiligung an der Trauerfeier, mit Blumen und Kränzen reich geschmückt das schlichte Soldatengrab. Der Divisionspfarrer, selbst alter Burschenschafter, verwob in seine schönen Worte den Wahlspruch des Gefallenen: Ehre,

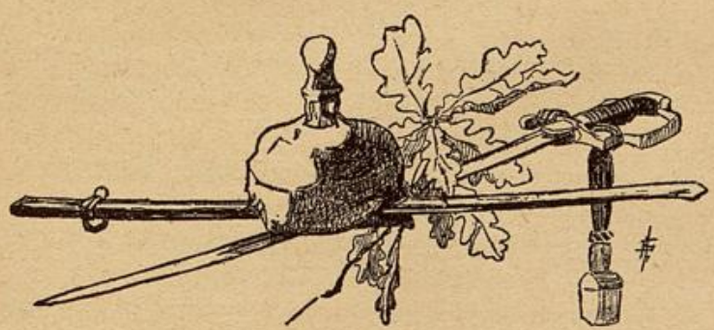
Freiheit, Vaterland. „Die Worte, die gesprochen wurden," so schreibt der Regimentskommandeur den Eltern, „die Fülle der Blumen zeugten von der Wertschätzung und Liebe, deren Sadée sich erfreut hat. Er war einer meiner besten Offiziere, der in Feuerstellung, im Ballon oder Schützengraben, wohin er auch gestellt wurde, stets unermüdlich und tapfer, seine Pflicht getan hat — bis zum Tode."

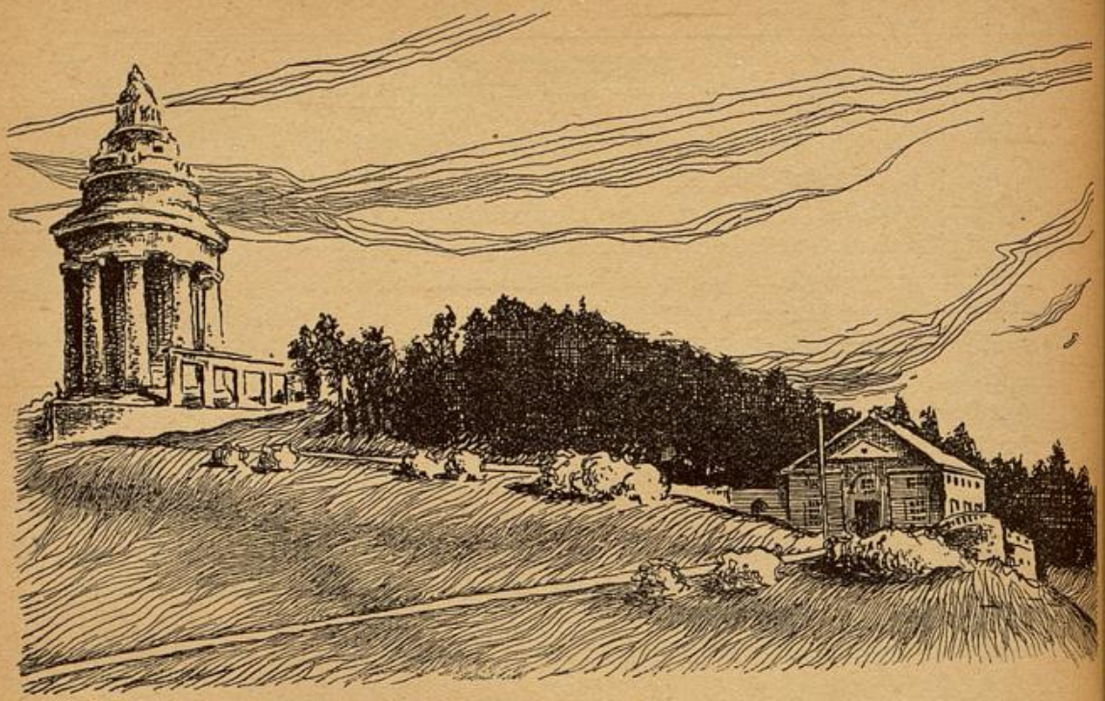
Aus mehreren Briefen eines Heidelberger Franken, der mit Sadée zusammen im Felde war, an den Vater spricht eine ehrliche Hochachtung vor „seinen vorzüglichen Eigenschaften des Geistes und Charakters" und der aufrichtige Schmerz um den Verlust „dieses selten wertvollen Menschen, dieses aufrechten, wahren und treuen Charakters. Mit der Burschenschaft verband ihn ein reges Interesse und eine innige Zuneigung. Oft hat mir der Verstorbene von seiner schönen aktiven Zeit in Bonn und seiner lieben Burschenschaft gesprochen, und aus manchen seiner Andeutungen durfte ich entnehmen, daß seine Zugehörigkeit zu Ihrer Burschenschaft weit über ein äußerliches Zusammengehörigkeitsgefühl hinausging, daß er vielmehr in diesem Kreis noch so viel Wertvolles zu sagen und zu tun gewußt hätte."

Mehrfach war Sadée zum Eisernen Kreuz I. Klasse eingegeben, es hat ihn nicht mehr erreicht.

Ehre seinem Angedenken!

H. Lemcke





Martin und Otto Flex.

W. S. 09. S. S. 13.

Am Donnerstag, den 22. Mai 1902, wurde auf der Göpelskuppe bei Eisenach das Denkmal der deutschen Burschenschaft eingeweiht. In weihevoller Halle sind dort hervorragende deutsche Männer verewigt, und die Widmung über der Innenseite des Eingangs zeigt den Wortlaut:

DEN DEUTSCHEN JÜNGLINGEN UND MÄNNERN,
DIE NACH DEN GLORREICHEN BEFREIUNGSKRIEGEN DEN GEDANKEN DER NATIONALEN EINIGUNG FASSTEN UND INS VOLK TRUGEN,
DIE IN TRÜBEN ZEITEN DER VERDÄCHTIGUNG UND DER VERFOLGUNG AN IHM FESTHIELTEN, IHN HEGTEN UND FÜR IHN STRITTEN,
DIE IN HEISSEN VÖLKERKÄMPFEN IHR TEUERES BLUT FÜR SEINE VERWIRKLICHUNG VERGOSSEN UND
DIE IHN IN GROSSER ZEIT DURCH WILLENSKRAFT, FELDHERRNKUNST UND STAATSWEISHEIT ZU SCHÖNER THAT WERDEN LIESSEN,
WEIHT DIESES DENKMAL
IN UNAUSLÖSCHLICHER DANKBARKEIT.
DIE DEUTSCHE BURSCHENSCHAFT.

Als Professor Dr. Flex bei der Einweihungsfeier für den Denkmalsverein das Denkmal übernahm, da ahnte er nicht, daß diese Widmung auch einmal seinen Söhnen gelten würde, die als Knaben der Feier beiwohnten, da konnte er nicht voraussehen, daß drei von seinen Söhnen ihr teures Blut dereinst in heißen Völkerkämpfen vergießen und ihr Leben fürs Vaterland dahingeben würden.

Und wahrlich, auch diesen dreien zu Ehr' und Ruhm steht das Denkmal in ihrer Vaterstadt Eisenach, Walter, dem Bubenreuther, und Martin und Otto, den Bonner Alemannen.

Der Vater, Gymnasialprofessor Dr. Rudolf Flex, ein alter Burgkelleraner, war in burschenschaftlichen Kreisen eine bekannte Persönlichkeit. So war es selbstverständlich, daß die Söhne schon frühzeitig mit burschenschaftlichen Zielen und Idealen vertraut wurden. Was die Mutter ihren Knaben war, läßt sich aus den Werken Walters klar erkennen. Sein Drama „Klaus von Bismarck" ist das Hohelied der Mutterliebe und in zahlreichen Gedichten gedenkt Walter seiner von sorglicher Mutterhand geleiteten Jugend.

Der alte Schrank im Winkel knistert leis,
Als raschle Rauschegold und Tannenreis.
Der liebe Schrank, der alle Schätze hegt,
Die deine Mutterhand in ihn gelegt!
Hier schlossest lieben alten Kram du ein
Wie fromm Gerät in einen Altarschrein.
Der Schrank weiß, Mutter: dir schien nichts gering,
Was je durch deiner Kinder Hände ging.
Liebkosend, zage hebst du deine Hand,
Die Schranktür gleitet auf, du stehst gebannt ...
Erinn'rung leuchtet hundertfältig vor
Wie Märchengold aus eines Zauberers Tor.
Dein Blut wallt linder. Sieh, nun lächelst du!
Die Hand streift kosend ein Paar Kinderschuh',
Ein braunes Röcklein, ein Soldatenspiel,
Ein Segelschiffchen mit verwaschnem Kiel,
Ein rosa Blatt, darauf dein Liebling schrieb
Zehnmal mit krauser Schrift: „Ich hab' dich lieb!" ...

Martin Flex wurde am 26. September 1889 geboren. Ostern 1908 verließ er mit dem Zeugnis der Reife das Gymnasium seiner Vaterstadt und trat als Seekadett in die Kaiserliche Marine ein. An Bord des Schulschiffes Freya machte er eine Reise nach Amerika und Westindien mit, wurde Ostern 1909 Fähnrich zur See und kam auf die Marineschule zu Kiel. Im Herbst 1909 trat er aus der aktiven Marinelaufbahn aus, um Rechtswissenschaft zu studieren, ging nach Bonn und wurde bei der Alemannia aktiv. Mit großer Begeisterung widmete er sich dem Leben in der Burschenschaft und nahm unter seinen aktiven Bundesbrüdern bald eine führende Stelle ein. Er war ein Anhänger der extrem-altburschenschaftlichen Richtung. Das gesellschaftlich-korporative Leben drängte er zurück und sah die Aufgabe der Burschenschaft in wissen-

schaftlich-politischer Erziehung und körperlicher Ertüchtigung ihrer Mitglieder. Wenn auch diese einseitige Betonung manchen Widerspruch herausforderte, so fand doch sein klarer Verstand, sein zuvorkommendes und taktvolles Wesen allgemeine Anerkennung und Freundschaft. Mit Tatkraft setzte er sich besonders für die Förderung des Rudersportes ein.

Mit Ausnahme eines Semesters, das er in Marburg verbrachte, blieb er in Bonn bis zum Referendarexamen, das er im Jahre 1913 ablegte. Kurz vor Kriegsausbruch kam er dann als Referendar nach Eisenach.

Die Mobilmachung führte ihn nach Lehe und bald mit dem Marinekorps nach Flandern. Schon die ersten Kämpfe brachten ihm das Eiserne Kreuz II. Klasse und die Beförderung zum Offizier. Am 30. September 1914 wurde er beim Sturm auf Antwerpen durch Bauchschuß schwer verwundet. Sein sportgestählter Körper ließ ihn aber bald genesen und zu seinem Korps zurückkehren. Er stand bis Herbst 1918 in Flandern, in den verschiedensten Dienststellungen als Offizier tätig. Im September 1918 erkrankte er an Grippe. In eisernem Pflichtbewußtsein meldete er sich aber erst krank, als sein Kommandeur eingriff und ihn zum Lazarett schickte. Er kam mit einem Lazarettzug nach Hannover. Nach anfänglicher Besserung trat ein Rückfall ein, eine Lungenentzündung kam hinzu, und am 21. Februar 1919 raffte den Treuen der unerbittliche Tod dahin.

Von seinen drei Brüdern waren ihm Walter und Otto bereits im Schlachtentod vorausgegangen. Diesem, dem jüngsten und sofort zu Anfang des Krieges Gefallenen hat Walter in dem Gedichte „Bruders Heldentod" ein leuchtendes Ehrenmal gesetzt:

Es liegt ein Held begraben,
In Kaisers Mantel gehüllt,
Des Herz und Hände haben
Die letzte Pflicht erfüllt.

Von meines Bruders Ende
Ich tapfer singen will,
Des Herz und liebe Hände
Nun liegen tief und still.

Er stürmte mit dem Degen
Vom Rhein bis Luxémont,
Bis sie ihn mußten legen
Ins Blachfeld vor Châlons.

Er trug auf Kaisers Wegen
In Gottes Heldensaal
Der Seele blanken Degen,
Des Leibes reinen Stahl.

Ich habe Haß getragen
Von je auf Frankreichs Brut.
Nun ist mir Haß geschlagen
Als Eisen in alles Blut.

Deutsch war ich aller Stunden
Nun bin ich ganz erkauft,
Durch Blut aus Bruders Wunden
Deutsch bis ins Mark getauft.

Ich schwör's bei Gottes Sternen
Ich will sein Erbe sein,
Wir können das Lachen verlernen
Doch nicht das Tapfersein.

Gott schickt aus Himmelsfernen
Uns Schatten oder Licht,
Wir müssen das Trauern lernen,
Verzweifeln lernen wir nicht.

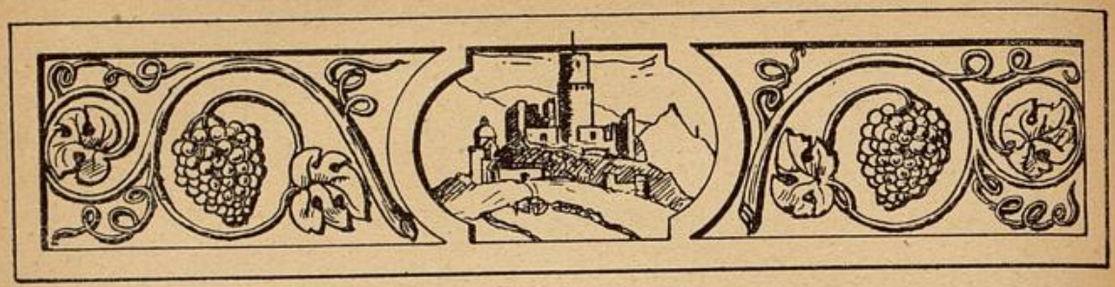
Dein Name ist gesungen
Ein Reim auf Wilhelm Rex,
Der Reim ist hell verklungen,
Herr Leutnant Otto Flex.

Otto Flex war am 16. Oktober 1894 zu Eisenach geboren worden. Ostern 1913 bestand er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt die Reifeprüfung und trat von der Schulbank fort beim „Bataillönchen" in Bonn ein, um sein Jahr zu dienen; gleichzeitig ließ er sich als stud. phil. einschreiben und wurde „Militärfuchs" bei der Allemannia. Nach Ablauf seines Dienstjahres hatte die Freude am Soldatenberuf den Entschluß in ihm reifen lassen, die Offizierslaufbahn einzuschlagen. Er kam darum als Fähnrich auf die Kriegsschule in Engers. Der Kriegsausbruch brach den Kursus jäh ab und führte die Fähnriche vorzeitig wieder zu ihren Truppenteilen. Otto rückte mit seinem Regiment 160 sofort ins Feld und wurde bald zum Leutnant befördert. Gleich in den ersten Gefechten zeichnete sich der jüngste Leutnant so aus, daß er zum „Eisernen" eingereicht wurde, dessen Verleihung ihn aber nicht mehr erreichen sollte. Nachdem er bereits am 31. August 1914 verschiedene „Kratzer" abbekommen hatte, führte er — bei dem großen Offizierverlust des Regiments Kompagnieführer geworden — seine Kompagnie am Morgen des 6. September zum Sturmangriff auf Luxémont. Trotz neuer Wunden sprang er seinen Musketieren anfeuernd voran, bis ein Kopfschuß seinem Heldentum ein Ziel setzte. Am Abend des Tages bereiteten ihm seine Leute ein schlichtes Soldatengrab bei Vitry le Francois.

Hoch ragt von der Göpelskuppe bei Eisenach das Denkmal der deutschen Burschenschaft, und alljährlich versammeln sich dort ihre Vertreter aus allen Gauen des Vaterlandes, um das Gelöbnis zu erneuern, das Walter Flex zum Gedächtnis seines Bruders Otto in die Worte zusammenfaßt:

Deutsch war ich aller Stunden,
Nun bin ich ganz erkauft,
Durch Blut aus Bruders Wunden
Deutsch bis ins Mark getauft.

W. Brauß



Eugen Wiedenfeld.

S. S. 10.

Eugen Wiedenfeld wurde am 26. Januar 1892 in Frankfurt a. M. geboren. Nach Absolvierung des Goethe-Gymnasiums studierte er in Bonn im Sommersemester 1910 zunächst Philosophie, dann Rechtswissenschaften. Das vierte Semester verbrachte er in Berlin, das fünfte in München, das sechste in Marburg und kehrte Ostern 1914 nach Bonn zurück. Am 11. August 1914 bestand er das Referendarexamen. Eugen Wiedenfeld war ein ernst veranlagter junger Mann, der großen Fleiß auf sein Studium verwandte und doch auch wieder, wenn sich ihm die Gelegenheit bot, harmlos und fröhlich in den Tag hinein leben konnte. In seinem Fuchsvers heißt es:

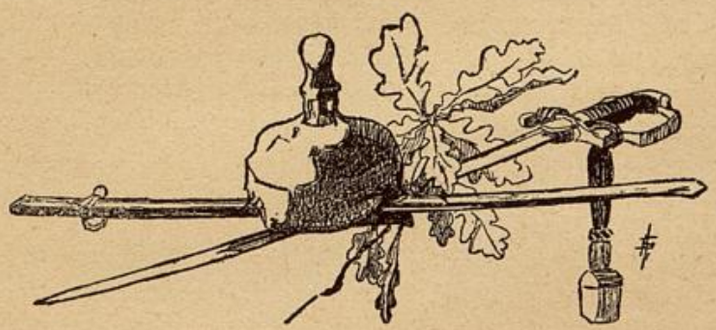
„Ich bin der dicke Wiedenfeld,
Leb' flott, so lang der Wechsel hält;
Sobald die Gläser winken,
Faßt mich die Lust zu trinken
In der Alemannia."

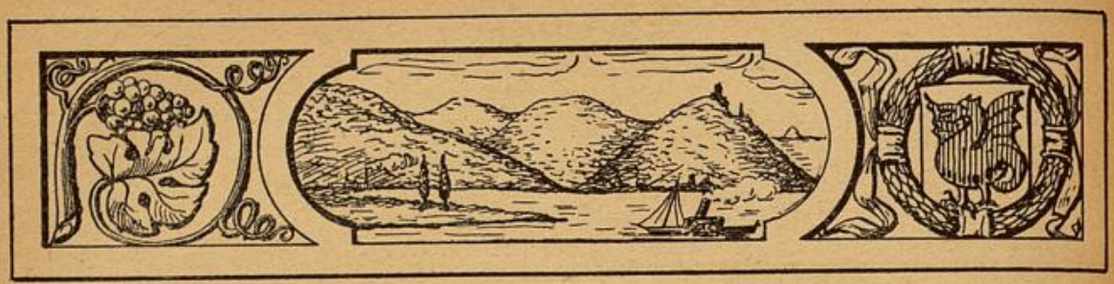
Man hatte ihn gern in der Burschenschaft, den dicken Wiedenfeld, einmal wegen seines liebenswürdigen und zuvorkommenden Wesens, ferner aber auch wegen seines musikalischen und schriftstellerischen Talents. Sein Vater rühmt an ihm seinen stark ausgeprägten Familiensinn. „Er war," so schreibt er, „mein einziges Kind, sehr anhänglich, da er leider mit 16 Jahren seine Mutter schon verloren hatte. Durch seinen Heldentod habe ich alles verloren."

Beim Ausbruch des Weltkrieges meldete sich Eugen Wiedenfeld sofort als Kriegsfreiwilliger beim Inf.-Regt. Nr. 87 in Mainz. Nach seiner Ausbildung wurde er noch in der Garnisonstadt zum Gefreiten und Gruppenführer ernannt und rückte dann sofort mit dem selbständigen Inf.-Batl. Nr. 49, 8. Ersatzdivision, ins Feld. Aus dem Eisenbahnzug heraus kam er ins Feuer. Die Division hielt den berüchtigten Priesterwald besetzt und mußte ihn gegen wütende Angriffe der Feinde verteidigen. Eugen erhielt für sein tapferes Verhalten in zahlreichen Gefechten das Eiserne Kreuz II. Klasse. Nach Absolvierung eines Offizieranwärterkursus wurde er im Sommer 1915 zum Leutnant befördert. Für sein umsichtiges und mutvolles Verhalten in den fürchterlichen Kämpfen der folgenden Jahre an der Somme und am La Bassé-Kanal wurde er in einem Divisionsbefehl öffentlich belobt. Am 23. September 1917 erhielt er als Kompagnieführer den Auftrag, im Abschnitt Lens eine vorgeschobene Nase der

Stellung zu besetzen und unter allen Umständen zu halten. Englische Truppen hatten sich ebenfalls in dem Graben eingenistet. Acht Tage vermochte Eugen den Graben zu halten und wurde hierfür zum Eisernen Kreuz I. Klasse vorgeschlagen, dann erhielt er die Todeswunde. Der Graben ging verloren. Der tödlich verwundete junge Offizier geriet in englische Gefangenschaft und wurde von dem Feinde 40 km hinter die Front verschleppt. Am anderen Tage hauchte er seine Seele aus.

Fällt euch in blutiger Schlachtenfron
Im Blachfeld draußen Sohn um Sohn,
So ward eurem Leben der höchste Lohn:
Ihr habt sie dem Volk erzogen,
Sie haben euch nicht betrogen.





Karl Aring.

S. S. 10.

Das Wort „Stiefmutter" hat leicht einen etwas bitteren Klang. Für Karl Aring aus Osnabrück, der bereits im fünften Lebensjahre — es war 1896 — die Mutter und im 16. auch den Vater verlor, trifft das nicht zu. Ihm hat seine Stiefmutter die leibliche Mutter nach Kräften zu ersetzen gesucht und auch zu ersetzen vermocht. Das hat ihr der Stiefsohn durch treue Anhänglichkeit vergolten. Ich habe selten ein so herzliches Verhältnis zwischen Stiefmutter und Stiefsohn kennengelernt wie bei Karl Aring und seiner zweiten Mutter, ein Verhältnis, das auf gegenseitigem Vertrauen, Hochachtung und wirklicher Zuneigung beruhte.

Mit Stolz schrieb sie mir dieser Tage, daß ihr seine Erziehung stets nur Freude bereitet habe. Sie rühmt seinen Fleiß auf der Schule: er habe das Osnabrücker Ratsgymnasium als Primus oder doch wenigstens als Zweiter durchlaufen, habe jedoch aus Bescheidenheit nie von seinen Leistungen etwas hören wollen, sondern ihr sogar wiederholt glänzende Zensuren verheimlicht. Von seinen Mitschülern sei er „Vatter" genannt worden, und — fügt sie launig hinzu — da er die höchst komische Angewohnheit hatte, bei der Arbeit den Mund zu bewegen, hieß es dann in der Klasse: „Ruhe, Vatter kaut 'ne 1!" Auch später in Bonn haben wir uns oft über sein „Kauen" amüsiert; er hatte es aber nicht gern, wenn er deswegen veräppelt wurde.

Ich entsinne mich noch des Abends, an dem Aring zum erstenmal auf dem Schänzchen erschien. Es war auf einer der ersten Kneipen im Sommersemester 1910. Plötzlich stand er im Kneipsaal, von niemand annonciert, von niemand erwartet, von niemand abgeholt. Er wolle sich den Betrieb mal ansehen, um dann gegebenenfalls aktiv zu werden. Aring war ein echter, harmloser Fuchs, der mit verwunderten, staunenden Augen all das Neue, welches ihm das Treiben in der Alemannia und überhaupt das Studentenleben bot, in sich aufnahm. Er hatte sein Quartier im „Stiefel" aufgeschlagen. Da war er gleich in die richtige Umgebung geraten. Manchen Scherz mußte er über sich ergehen lassen, konnte sich auch an manchem aktiv beteiligen, und fand sich schnell in der neuen Welt des Studentenlebens zurecht. In den späteren Semestern, als Aring und ich in Münster zusammen inaktiv waren, bildeten die Erlebnisse im „Stiebel" noch oft den Gegenstand humorvoller Erzählungen, sorgloser Erinnerungen. Mit

Vorliebe pflegte Aring Frau Schneider zu kopieren, die jeden guten und bösen Schabernack mit der stereotypen Redensart quittierte: „Dat ist 'ne Gemenheet!" Aring war mit Leib und Seele Alemanne. Er war ein Mensch, der sich nicht mit Halbheiten abgab. Wenn er etwas unternahm, so setzte er sich auch mit seiner ganzen Persönlichkeit dafür ein. Sein offenes Herz, die Wärme seiner Gesinnung gewannen ihm unser aller Zuneigung. Es war auch keiner unter uns, der nicht Achtung gehabt hätte vor seinem stark ausgeprägten Gerechtigkeitssinn und vor seinem überaus fein entwickelten Ehrgefühl. Er verabscheute alles Unehrliche und alles Unnatürliche. Und nicht zu vergessen ist sein goldener Humor, der ihn fast nie verließ. Mit Aring zusammen konnte man genußreiche Stunden erquickenden Frohsinns verleben. Wie oft war er der belebende Mittelpunkt eines fröhlichen Kreises! Fröhlich und treu ist er durch seine Studentenzeit gegangen. Er hat für seine Burschenschaft gelebt, aber er hat dabei auch sein Studium nicht vergessen. Drei Semester war er aktiv, im dritten Schriftwart; dann ging er ein Semester nach Berlin; vom fünften an war er in Münster. Hier wußte er Freude und Ernst des Studentenlebens aufs schönste zu vereinen. Er ist stets der fröhliche Bursch geblieben; immer war er dabei, wenn es galt, mal wieder richtig „Student" zu sein. Und dann wurde auch wieder fleißig gearbeitet. Die letzten Semester war er mit seiner Doktorarbeit beschäftigt. Sie handelte — Aring war Historiker und Altphilologe — über die Steuern der Stadt Münster im Mittelalter. Wenn ich mich recht entsinne, hatte er bei Ausbruch des Krieges die Arbeit nach mühevollem Forschen im Stadtarchiv zu Münster im Entwurf fertiggestellt.

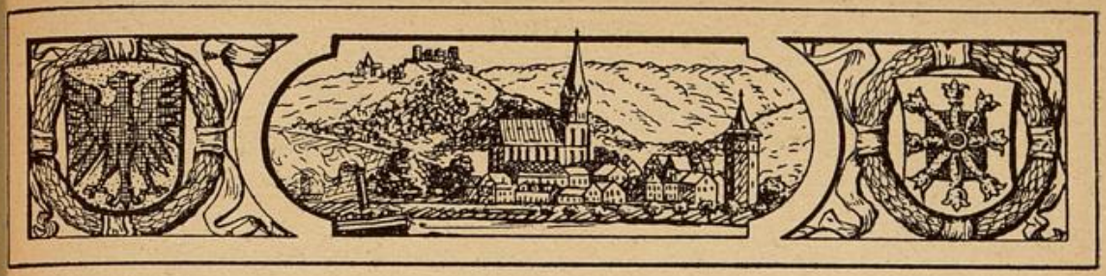
Bei einem vorübergehenden Aufenthalt in Bremen, wo er der Einäscherung eines geliebten Familiengliedes beiwohnte, traf Karl Aring die Stunde der Mobilmachung. Nach kurzer Ausbildungszeit als Kriegsfreiwilliger in seiner Vaterstadt Osnabrück zog er am 31. Oktober 1914, seinem 23. Geburtstage, mit dem R.-J.-R. 92 ins Feld. Der Abschied wurde ihm nicht schwer; „in sechs Wochen sind wir wieder da," tröstete er, „wir wollen nur den Franzosen die Hosen verkloppen." Aber seine rosigen Anschauungen mußten gleich anfangs vor Reims einer gedrängten Fülle widerwärtiger Tatsachen weichen und kamen nie wieder auf. Aufs äußerste quälten ihn Unehrlichkeit und Stehlen unter seinen Kameraden; er wollte fast den schönen Glauben an seine Mitmenschen verlieren. Sein feines Gemüt war den vielen unsympathischen Eindrücken nicht gewachsen.

Im Juli 1915 bekam Aring — er war inzwischen Unteroffizier geworden und hatte das Eiserne Kreuz erhalten — einen Schuß durch den linken Unterarm. Im Lazarett zu Freiburg i. B. verlebte er einige angenehme Wochen und kam anschließend auf Urlaub nach Hause. Es war eine prachtvolle Erholung für ihn; er lebte vollständig wieder auf. Der Abschied wurde ihm schwer; er suchte ernste Gespräche und sagte u. a. zu seiner Stiefmutter: „Wenn ich fallen sollte, so fragt nicht lange, wo ich liege, sondern laßt mich nur da liegen, wo Gott mich hingelegt hat!"

Wieder zur Westfront zurückgekehrt, wurde er im Mai 1916 Offizier und zum J.-R. 79 versetzt. Es lag vor Verdun. Hier streckte ihn am 8. Juni beim Sturm auf Thiaumont eine feindliche Kugel nieder, „als er," wie sein Bataillonsführer schreibt, „seinem Zuge und der ganzen 10. Kompagnie weit vorauseilte". —

Am nächsten Tage — es war Pfingsten — haben acht brave Freiwillige unter Führung des Vizefeldwebels Röben seine Leiche durch schweres feindliches Sperrfeuer zurückgeholt. Neben vielen tapferen Kameraden hat er auf dem Kriegerfriedhofe zu Ville devant Chaumont an der Straße Verdun-Montmedy eine würdige Ruhestätte gefunden. —

Entnommen aus den Berichten von Otto Schauer und Frau Oehling.



Willy Pieper.

S. S. 10.

Willy Pieper, ein echter Sohn seiner westfälischen Heimat, wurde am 9. Juli 1888 zu Neuemühle im Kreise Altena geboren. Er erhielt nach dem Besuch der Volksschule seines Heimatsortes und der Rektoratschule zu Herscheid die Erlaubnis der Eltern, Lehrer zu werden, weil er Lust zum Lernen bewiesen und glänzende Zeugnisse nach Hause gebracht hatte. Nach etwa zweijährigem Besuch der Präparandenanstalt Bergneustadt entschloß er sich wegen eines glücklicherweise später behobenen Sprachleidens nach Gummersbach überzusiedeln und die dortige Oberrealschule zu absolvieren. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er im Sommer 1905 am Tage der Aufnahmeprüfung zum erstenmal in mein Leben trat, ein sehniger, gut gewachsener Jüngling mit ruhigen, klugen, ehrlichen Augen, der auf den ersten Blick sehr ernst erschien und infolge des Altersunterschiedes von ein bis zwei Jahren einen wesentlich gereifteren Eindruck machte als wir anderen Obertertianer. Bald zeigte sich aber, daß dieser so ernst dreinblickende neue Schulkamerad eine Fülle goldenen Humors in sich barg, den er jedoch meist nur seinen Freunden Vieregge und mir restlos offenbarte. Wir drei bildeten ein unzertrennliches Kleeblatt, das Schülerlust und -leid getreulich zusammen teilte. Ein Fach, in dem Willy versagte, gab's überhaupt nicht; überall gehörte er zu den Besten der Klasse. Besondere Freude machte es ihm, für schwierige mathematische Probleme originelle Lösungen zu finden und im deutschen Aufsatz eigene Gedanken zu entwickeln. Ein Genuß war es, ihn als Turner in seinem Element zu sehen. Die Pfeiler der Halle zitterten, wenn er seinen „Riesen" schwang. Anstatt wie so mancher unserer damaligen Klassenkameraden auf der Prima seine freie Zeit durch den Umgang mit „höheren Töchtern" auszufüllen, zog er es vor, mit seinen zwei Freunden größere Spaziergänge zu unternehmen, an die sich regelmäßig der verbotene, aber darum besonders gut schmeckende Dämmerschoppen in einer Dorfschänke anschloß.

Welch' unvergeßlich schöne Tage brachte ihm die Muluszeit, nachdem er März 1910 unter Befreiung von der mündlichen Prüfung das Reifezeugnis erworben hatte. Wir drei verlebten jene Tage größter Sorglosigkeit meistens gemeinsam in unsern elterlichen Häusern. Willy wollte sofort Soldat werden. Des Königs Rock war für seine Begriffe das schönste Gewand des deutschen Jünglings. Er meldete sich bei den 160ern. Infolge Herzfehlers mußte der beste Turner der Gummersbacher Anstalt es erleben, bei der militärischen Untersuchung zum Landsturm überschrieben zu werden. Daher ging's April 1910 zum Studium der Mathematik und Naturwissenschaften

nach Bonn. Binnen drei Tagen wurde der in reiflicher Überlegung gefaßte Entschluß, Allemanne zu werden, in die Tat umgesetzt. Im Sommersemester war das Bundesleben für den Fuchsen erst ein Eingewöhnen in die völlig neuen Verhältnisse. Nach Westfalenart prüfte Willy die in seinen Kreis tretenden Bundesbrüder vorsichtig, bevor er selbst aus sich herausging. Als er aber im zweiten Semester zum erstenmal gefochten hatte, da fühlte er sich wie durch Blutsbande mit seiner Burschenschaft verknüpft und hing fortan mit Begeisterung an ihr. Da gab es keine Frage innerhalb der Burschenschaft, der er nicht reges Interesse entgegengebracht hätte. Wie manche Stunde opferte er noch als Inaktiver täglich seinem Bunde, war er doch nur im vierten Semester als Auswärtiger in Berlin, sonst stets in Bonn. Noch im siebten Semester ließ es dem alten Kämpen keine Ruhe, daß Frankonia seiner Meinung nach glaubte, in Mensurangelegenheiten eine beherrschende Stellung in der Bonner Burschenschaft einnehmen zu können. Der „grimme Pill" — so hatte ihn sein Konfuchs Aring getauft — trat da noch selbst für die Ehre seines Bundes ein.

Wer ihn selbst in der Allemannia mit erlebt hat, der weiß, daß sein oberster Grundsatz Gerechtigkeit war, daß er mit rücksichtsloser Offenheit gegen alles ihm schädlich erscheinende Treiben im burschenschaftlichen Leben vorging, und daß er in der Beurteilung seines eigenen Tuns und Lassens sowie desjenigen seiner engsten Freunde einen ganz besonders scharfen Maßstab anlegte. Vielleicht war es gerade diese Seite seines Wesens, die ihm die aufrichtige Hochachtung und Wertschätzung seiner Bundesbrüder eintrug. Es war nicht verwunderlich, daß eine solch starke Persönlichkeit, die wußte, was sie wollte und ihren Zielen mit Zähigkeit zustrebte, als Inaktiver sich zu einem der führenden Geister innerhalb der Allemannia entwickelte.

Da kam Ende des neunten Semesters der Krieg. Willy stand vor der Promotion. Jedoch nichts vermochte ihn zu halten. Er stellte sich als Freiwilliger, allein überall wurde er abgewiesen. So blieb er im ersten Kriegswinter in Bonn, bestand seinen Doktor summa cum laude und meldete sich zum Staatsexamen, weil er trotz wiederholter Versuche keinen Erfolg mit seinen Meldungen zum Heereseintritt gehabt hatte. Enttäuscht und betrübt schrieb er darüber seinen Freunden ins Feld; aber seine Hoffnung, schließlich doch noch einmal angenommen zu werden, sollte sich erfüllen. Es gelang ihm durch persönliche Beziehungen, am 23. März 1915 seinen Eintritt als Kriegsfreiwilliger beim Ersatzbataillon des Königin-Augusta-Garde-Grenadier-Regiments Nr. 4 zu erreichen. Sofort wurde die Meldung zum Staatsexamen rückgängig gemacht und freudig der Dienst angetreten.

Aus seinen Briefen aus der Garnison leuchtet die Stimmung echt vaterländischer Begeisterung aus jeder Zeile. Überall ist er mit Feuereifer dabei. Als Turnlehrer, den er beim alten Schröder in Bonn „gebaut" hat, als Preisturner bei Wettkämpfen fällt ihm die körperliche Betätigung als Soldat nicht schwer. Jedwede Überhebung über seine nicht einjährigen Kameraden ist ihm fremd, so daß er sich im Sturm die Herzen seiner Korporalschaft erobert, die ihm wiederholt den Wunsch ausdrückt, er müsse im Feld ihr Vorgesetzter werden, mit ihm ginge sie durch dick und dünn. Beim Scheibenschießen war ein „Spiegel" für ihn keine Seltenheit. Einen Studiker, der so vollendet Schützengräben auswerfen konnte, hatte der ausbildende Korporal

noch nicht unter seinen Mannschaften gehabt. Mit Humor weiß Willy die anstrengenden Seiten des Dienstes zu ertragen. So schreibt er nach Hause: „Das ganze Tempelhofer Feld wird von uns sauber aufgewischt — durch häufiges Auf und Nieder." Es ist daher eigentlich selbstverständlich, daß er sich die Achtung und das Wohlwollen seiner Vorgesetzten infolge seiner herworragenden Eignung zum Soldaten gar bald erworben hat. Nur so ist es zu verstehen, daß er nach eben zweimonatlicher Ausbildung von 48 Einjährigen zum Ausbildungskursus als Offizierstellvertreter eingereicht wird. Unter den 70 Teilnehmern in Zossen ist er der jüngste Soldat, bewährt sich jedoch in jeder Beziehung so, daß er mit glänzendem Zeugnis über seine Eignung zum Offiziersaspiranten entlassen wird. Die Ausbildung im Nahkampf, insonderheit das Handgranatenwerfen, hat ihm die größte Freude gemacht. Nur der Umstand, daß er noch keine sechs Monate Soldat war, vereitelte seine Beförderung zum Unteroffizier. Wie er bei der Sache war, mag eine Stelle aus seinem Geburtstagsbrief an den Vater, einen Veteranen von 1870/1871, zeigen. Dort schreibt er: „Wir Jungens (drei Söhne und zwei Schwiegersöhne), die wir berufen sind, draußen mit der Waffe in der Hand das Vaterland zu verteidigen, werden unsere Pflicht tun und uns so der Väter wert zu zeigen bemühen." Noch ist er nicht ganz vier Monate Soldat, da bildet er schon erfolgreich Rekruten aus. Unerwartet erhält er am 3. August 1915, bevor er als Soldat seine Lieben hat wiedersehen dürfen, den Marschbefehl. Keine Wehmut tönt aus den brieflichen Abschiedsworten an die Seinen, sondern nur die Aufmunterung: „Kopf hoch, nach siegreichem Krieg wird alles doppelt gut gehen!" und tiefe kindliche Dankbarkeit gegen seinen Vater, der es ihm geldlich ermöglichte, sich auch während der Garnisonszeit allerhand Annehmlichkeiten, insbesondere was gute Pension und Verpflegung angeht, zu verschaffen.

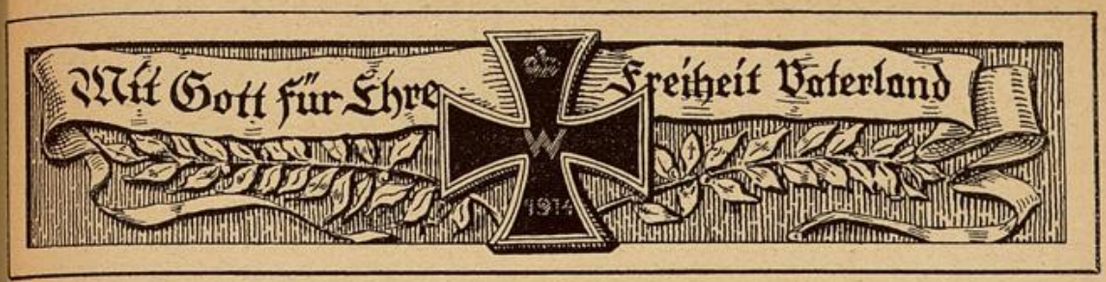
Am 5. August 1915 glaubt er auf dem Transport in Brieg, es ginge gen Warschau; schon am 10. August hat er Galiziens Gefilde teilweise durchquert und liegt im Biwak in Samostje. Mit Bewunderung und Stolz erkennt er, daß sich der Nachschub trotz schlechter Wege, wie man sie in der Heimat nirgends findet, glänzend abwickelt. Weiter geht's nach Osten; am 18. August 1915 ist er bereits über 200 Kilometer marschiert; die traurigen Bilder des Krieges in Gestalt russischerseits verbrannter und zerstörter Dörfer treten ihm entgegen; die Verpflegung wird mangelhaft, glücklicherweise kann ein Bulle „privatim" geschlachtet werden; über weitere 100 Kilometer heißt es marschieren bis westlich vor Brest-Litowsk. Dort erhält er am 26. August 1915 die Feuertaufe; er haust in kleiner selbstgegrabener Erdhöhle und macht die „reinste Hungerkur" durch, weil die Verpflegung bei dem unaufhaltsamen Vorwärtsstürmen nicht rechtzeitig folgen konnte. Am 28. August 1915 geht's mit dem Bajonett gegen die Russen an, die Bahn Brest-Kobryn wird genommen, und die Russen weichen bis östlich der Rokitnowsümpfe zurück. Nachdem der Schützengraben gegen etwaige erneute russische Vorstöße ausgeworfen ist, erhält Willys Truppe Marschbefehl auf Warschau zu. Wieder heißt es, über 200 Kilometer marschieren. Am 9. September 1915 wird eine kleine Zahnverletzung im Lazarett Warschau behandelt, doch er erreicht sein Regiment noch in Illowo wieder, wo es zum Westen verladen wird. Ende September trifft es in Hervilliers, 30 Kilometer südlich von Brüssel, ein, wo eine viertägige

„Ruhe in Gestalt von dauerndem Drill" gewährt wird. Mit der Bahn geht's von dort nach Orchies; Ortsunterkunft wird südlich Lille bezogen, und Anfang Oktober finden wir unsere Helden bei Angres wieder. Bei den Kämpfen um Lens wurde Willys Truppenteil in den Gräben an der Lorettohöhe eingesetzt. Vom 9. Oktober 1915 ab war er zwei Tage ununterbrochen in vorgeschobenster Sappenstellung. Sein Kompagnieführer wollte ihn nach den schweren Anstrengungen der letzten 48 Stunden ablösen lassen, aber weil ein feindlicher Angriff erwartet wurde, blieb Willy auf seinen ausdrücklichen Wunsch vorn. Da war er in seinem Element, da konnte er so seinen Mann stehen, wie er es selbst von jedem echten Deutschen erwartete, und da — ereilte ihn sein Schicksal.

Sappe und anschließende Gräben wurden vom Feind genommen und ihm nach zwei Tagen wieder entrissen, ohne daß man Willy unter den Toten fand. Da ein großer Teil der Kompagnie in Gefangenschaft geraten war, glaubte man, ihm sei das gleiche Geschick zugestoßen, bis durch Vermittlung des Roten Kreuzes um Weihnachten 1915 die Aussage eines kriegsgefangenen Unteroffiziers seiner Kompagnie aus England kam, daß Willy am 11. Oktober 1915 nachmittags 5 Uhr durch Infanteriekopfschuß gefallen sei.

Nun ruhen die sterblichen Reste in unbekanntem Winkel fremder Erde, vielleicht sind sie gar in alle Winde zerstreut; aber uns Bonner Alemannen kann diesen Willy Pieper auch der Tod nicht rauben. Er wird kommenden Geschlechtern ein leuchtendes Vorbild echt burschenschaftlichen Geistes, echter Vaterlandsliebe bleiben und in unseren Herzen weiterleben als ein deutscher Held, der bis in den Tod getreu blieb unserm Wahlspruch „Gott, Ehre, Freiheit, Vaterland".

Ernst Habermas



Adolf Cordes.

S. S. 11.

Adolf Cordes wurde geboren am 31. März 1890 als Sohn des Fabrikanten Adolf Cordes zu Witten a. d. Ruhr. Er besuchte die Volksschule sowie das Realgymnasium seiner Vaterstadt bis Untertertia. Seine weitere Schulausbildung erfolgte auf der Oberrealschule zu Bochum, woselbst er Ostern 1911 das Reifezeugnis erhielt. Vom 1. April bis 1. Oktober 1911 genügte er seiner halbjährigen Militärpflicht beim Inf.-Regt. Nr. 160 zu Bonn. In dieser lebensfrohen Musenstadt verlebte er auch seine ersten Studiensemester 1911 bis 1913 und war in der Allemannia aktiv. Adolf Cordes war mit Leib und Seele Burschenschafter. Sein heiteres Wesen befähigte ihn ganz besonders zur Ausübung des ihm bereits im zweiten Semester übertragenen Kneipwartamtes. Sein Leibbursch und Vorbild war der junge, unbekümmert in den Tag hineinlebende Wilhelm Wortmann. „Komme, was kommen mag, morgen ist auch ein Tag." In Adolf Cordes Fuchsvers hieß es:

„Zum Leibbursch Wortmann wählt' ich,
Drum auch sein Durst beseelt mich."

Bei aller sorglosen Jugendfröhlichkeit aber vernachlässigte Adolf sein Studium nicht und legte rechtzeitig im fünften Semester seine ärztliche Vorprüfung ab. Im Wintersemester 1913 bis 1914 weilte er in Berlin, im anschließenden Sommersemester 1914 in München und schloß daran eine Reise nach dem sonnigen Süden: Triest, Venedig u. a.

Als der Weltkrieg ausbrach, stellte er sich am 5. August 1914 beim Korpsarzt des 7. A.-K. in Münster i. W. und wurde von hier aus als Feldunterarzt der Sanitäts-Kompagnie Nr. 1. der 31. Inf.-Div. des XXI. A.-K. im Westen zugewiesen. Januar 1915 erfolgte die Verlegung seines Truppenteiles nach dem Osten (Armee Otto von Below, linke Flügelgruppe der damaligen Ostfront). Adolf Cordes war Augenzeuge der vernichtenden Schläge gegen die Russen. Am 21. März 1915 wurde ihm das Eiserne Kreuz II. Klasse verliehen. November 1916 erfolgte seine Versetzung zur Sanitätskompagnie 235 der 16. verstärkten Kav.-Brigade (X. Armee) und am 22. Dezember 1916 seine Ernennung zum Feldhilfsarzt. Am 25. Dezember 1916 wurde er für den Westen angefordert und im Januar 1918 dem Stab des Inf.-Regts. 41 zur Dienstleistung zugeteilt. Auf der Durchreise zur Westfront weilte er Silvester 1917 bis Neujahr 1918 zum letzten Male im Elternhause.

In dem nun beginnenden schweren Schlußringen seines geliebten Vaterlandes um einen ehrenvollen Frieden, inmitten seiner Arbeit, bei seinen Verwundeten vorne im Graben traf ihn das tödliche Geschoß. Noch einmal war es ihm vergönnt, das Vaterland zu schauen. Im Klosterlazarett „Mariahilf" zu Aachen wurde er von seiner Mutter und Schwester in liebevollster Weise gepflegt, auch sein Vater weilte an seinem Schmerzenslager. Aber weder die Liebe der Seinen noch die Kunst der Ärzte vermochten das schwindende Leben zu halten. Am 29. Juni 1918 hauchte der junge Held seine Seele aus. Seine Bestattung erfolgte am 8. Juli 1918 unter Beteiligung einer Abordnung seiner Burschenschaft in der Familiengruft zu Witten.

Adolf Cordes war im Grunde seines Wesens ein sonnig-heiterer Mensch, charakterfest und glaubensstark. So wie er voll und ganz aufging in seinem Beruf, war seine Seele durchglüht von der seligen Gewißheit, daß die schließliche Frucht des so überaus opferreichen Völkerringens nur ein siegreicher Friede für sein Deutschland sein könne. Gereift in der harten Schule des Krieges, in tausend Kämpfen bewährt, erfüllt mit hoffnungsvollen Gedanken für die Zukunft, ging er allzu früh von uns, getreu seinem Wahlspruch:

„Ehre, Freiheit, Vaterland."





Fritz Flor.

S. S. 11.

Wenn man auf dem Friedhof zu Kamen zwischen dunklen Tannen und wohlgepflegten Gräbern den geraden Hauptweg hinunterschreitet, trifft man am Ende links auf seinen Denkstein. Er selbst ruht nicht darunter, er liegt auf dem blutigen Felde von Thiepval, fern und fremd in Frankreichs altem, kampfzerwühltem Grund.

Als Sohn des Sparkassen-Gegenbuchführers Fritz Flor und seiner Ehefrau Frida, geb. Jostmeier, wurde unser gefallener Bundesbruder am 13. Dezember 1891 zu Kamen i. Westf. geboren. Und wenn man die Mutter mit ihrer schlichten, tiefen Herzensgüte kennen gelernt hat, und den Vater, der auf Spaziergängen und Wanderungen mit seinem Jungen so gern über religiöse und philosophische Fragen sprach, und die Schwester, welche die Ideale ihres Bruders so verständnisvoll mitzuleben vermochte — dann spürt man: das Eigenste und Beste seines Wesens hat ihm dieser gesunde und gemütvolle Lebenskreis seines Elternhauses gegeben; hier gründeten die Wurzeln seiner Kraft, und dieses organische Verwachsensein haben auch später, als er es verlassen hatte, Welt und Leben in keiner Faser gelockert. „Mit welcher Freude sprach er von den Seinen, den Eltern und der Schwester! Er war ein Kernmensch, ein echter Westfale, der Heimatsart und Heimatsbrauch liebte und daran festhielt, obschon er auch ein offenes Auge für anders Geartetes besaß", so lautet das Zeugnis eines Berliner Bundesbruders, der ihm manches Semester nahegestanden hat.

Flor besuchte zunächst die Volksschule, hierauf die Rektoratschule seiner Vaterstadt und kam dann auf das Gymnasium im benachbarten Hamm. Schon hier traten seine besonderen Veranlagungen und Neigungen stark hervor: Musik und Religion waren die Dinge, welche sein Inneres am lebhaftesten bewegten. Er leitete einen Schülerchor; er erwärmte sich für die Bewegung der „Freunde christlicher Freiheit". Religion bedeutete ihm persönliches, gestaltendes Leben und nicht Buchstabenglauben an starre Lehrsätze; er verurteilte den dogmatischen „römischen Geist, einerlei, ob dieser aus der evangelischen oder katholischen Kirche" kam.

Im Frühjahr 1911 ging er nach Bonn, um Theologie und alte Sprachen zu studieren. Er kam nicht mit der bestimmten Absicht, Alemanne zu werden, obwohl er bereits durch seinen Landsmann Stäps von dieser Burschenschaft wußte und zu ihr hinneigte, sondern er wollte sich zunächst mal näher umsehen. Aber schon am ersten Tage wurde er mit einigen ihrer Mitglieder bekannt und sprang bald ein; denn diesem Kreise fühlte er sich wesensverwandt, und vor allem: er stand mit innigster Über-

zeugung auf dem Boden der gleichen sittlichen Anschauungen. Zu seinem Leibburschen erkor er sich Martin Flex. Im Winter-Semester 1912/13 war er Sprecher. „Mit ganzer Seele hing er an der Burschenschaft," erzählt mir sein Vater. „Das schwarz-rot-goldene Burschenband trug er auch im Felde unter dem grauen Waffenrock, und einmal schrieb er von dort nach Hause, sein Alemannen-Unterstand sei nun beinahe fertig ausgeschmückt, es fehle nur noch die Fahne."

Sein 5. und 6. Semester verbrachte er in Berlin, wo seine Neigung für Sternkunde ihn mit Walter Zurhellen enger verknüpfte. Im Frühjahr 1914 ging er nach Marburg, um hier seine Studien zu beenden. An einem gleichgesinnten Verbandsbruder von den Breslauer Raczeks gewann er einen treuen Freund. Auf Wanderungen durch die reizvolle Umgebung tauschten die beiden ihre Gedanken aus und bauten frohe Zukunftspläne. Sie wollten sich in unseren von der slavischen Flut bedrohten Ostmarken niederlassen, hier eine echt deutsche kinderreiche Familie gründen und für die Erhaltung und Ausbreitung des Deutschtums wirken. Dieser Wunsch, für sein Volk auf bedrohtem Posten zu stehen, sollte nur zu bald in Erfüllung gehen — wenngleich anders, als er es gedacht hatte.

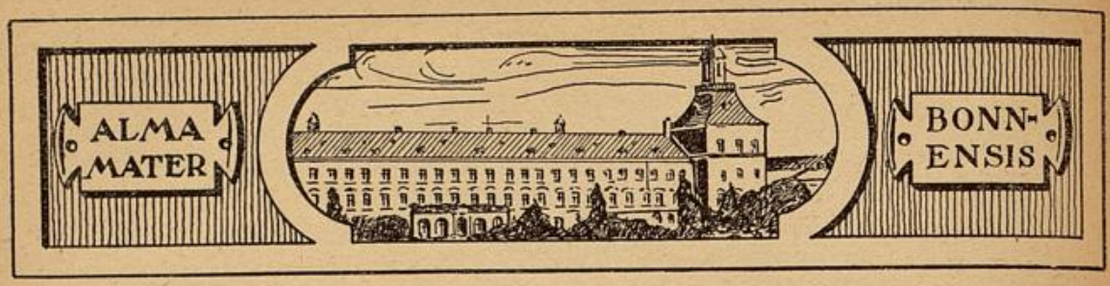
Der Weltkrieg brach aus! Daß Flor sich kriegsfreiwillig zu den Waffen meldete, war selbstverständlich; aber es geschah nicht aus Abenteuerlust oder jugendlich-flackerndem Strohfeuer, sondern aus nationalem Pflichtgefühl und schlichter Vaterlandsliebe. „Mit seiner feinen, weichen Seele war er eigentlich gar nicht für den Krieg geschaffen; aber trotzdem, nachher als er im Felde stand, schrieb er immer tapfer und fröhlich, rang er sich mit seinem frischen Humor immer wieder durch," berichtet eine Studienfreundin aus dem Marburger Semester an seine Mutter. Da er gern mit Tieren zu tun hatte, wäre er am liebsten Kavallerist geworden; trotzdem ging er zur Infanterie, weil es ihm ja in Friedenszeiten wegen der großen Kosten auch nicht möglich gewesen wäre, bei einer anderen Waffengattung zu dienen. Bei den 158ern in Paderborn sowie den 220ern auf dem Übungsplatz Heuberg in Baden erhielt er seine Ausbildung und rückte am 12. Oktober 1914 zur Westfront aus, wo er zunächst auf der Combres-Höhe, dann im Priesterwald lag. Ende November rollte sein 220. Regiment nach dem östlichen Kriegsschauplatz. In der Schlacht bei Limanova, wo er seinen verwundeten Hauptmann aus dem Feuer trug, wurde er durch einen Streifschuß am Kopfe verletzt. Nach seiner Wiederherstellung in einem Lazarett zu Dresden rückte er am 12. Januar 1915 zum zweiten Male ins Feld, und zwar nach Frankreich zum Infanterie-Regiment Nr. 158. Hier nahm er zunächst bei Aubers nördlich von La-Bassee in Flandern, dann in der Champagne bei Tahure und Le Mesnil am Schützengrabenkrieg teil und stieg zum Gefreiten und Unteroffizier auf. Zu einem Offizier-Anwärter-Kursus im Lockstedter Lager abkommandiert, verbrachte er die Zeit von Mitte Mai bis Mitte August in Deutschland und kam anschließend als Offizier zum Infanterie-Regiment 29, das sich damals bei Soissons in Stellung befand. Für einen Patrouillengang, auf dem ihm sein Begleiter an der Seite erschossen wurde, erhielt er das Eiserne Kreuz. Im übrigen war sein Feldleben bisher verhältnismäßig ruhig verlaufen. „Abgesehen von der Schlacht bei Limanova bin ich bei keiner größeren Aktion dabei gewesen. Zwar habe ich in mancher berühmten und berüchtigten Stellung gelegen, aber immer

dann, wenn dort gerade Ruhe herrschte," schreibt er an einen befreundeten Pfarrer. Wie schlicht und ehrlich klingt das, wie fern liegt diesem jungen Krieger jede eitle Ruhmredigkeit!

Da flackerte im Frühjahr 1916 die große Offensive an der Somme auf, und am 25. Juli rückte auch Flors Regiment nach dorthin ab. Hier, in der Schlacht bei Thiepval, war es, wo in der Nacht vom 12. auf den 13. August das unergründlich dunkle Schicksal seinen Lebensfaden jäh abriß. Kurz vor 11 Uhr abends hatte ein rasendes englisches Trommelfeuer eingesetzt. Als es um Mitternacht plötzlich stockte, erwartete Flor, daß nun die feindlichen Sturmwellen vorbrechen würden, und verließ den Unterstand, um seine Leute zur Besetzung des Grabens zusammenzureißen. Aber es war nur eine Finte gewesen, das Feuer setzte wieder ein, gerade, als er eine Böschung erklommen hatte und eine Leuchtkugel abschoß. Ein großer Granatsplitter traf ihn ins Herz; sofort und schmerzlos trat der Tod ein. In einem Granattrichter hat ihm sein Gefechtsmelder das Grab bereitet. Zwei Stunden später brach der feindliche Angriff vor, der Graben ging verloren. Beim Versuch, ihn wiederzunehmen, wurde die Kompagnie aufgerieben.

Fritz Flor gehörte nicht zu jenen äußerlichen Schemamenschen, von denen gleichsam nichts übrig bleibt, wenn man sie aus ihren beruflichen und gesellschaftlichen Zusammenhängen herauszulösen versucht, sondern er gehörte zu jenen, bei denen diese Zusammenhänge nur etwas Nebensächliches bedeuten, unter welchem erst als wahrer Kern ihr innerlich-persönliches Menschentum heimlich wie ein Schatz im Berge leuchtet. Und was war denn nun der ureigenste Grundtrieb seines Wesens, der all die verschiedenen Lebensäußerungen gemeinsam durchdrang? Ich glaube, es war jene reine, freudige, tätige Güte, welche nicht Schwäche, sondern Kraft bedeutet. Er liebte den hehren, weiten Sternhimmel, er liebte die Tiere, und er liebte die verschmachtende Blume, welche unbeachtet auf der Erde lag, und hob sie sorgsam auf, um sie in ein Wasserglas zu stellen. Er war freundlich gegen jedermann, vornehmlich gegen Geringere. „Für jeden fand er das richtige Wort, für alles hatte er ein feines, kluges Verständnis." Wie zartfühlend und rücksichtsvoll ist stets sein Verhalten gegen die herzleidende Mutter gewesen! Das Geld, welches er sich als Primaner durch Stundengeben verdiente, legte er in Geschenken für Eltern und Schwester an. Seine verständnisvolle Fürsorge war es auch, welche ihm als Kompagnieführer das Zutrauen der Leute erwarb. An alle möglichen Bekannten wandte er sich mit der Bitte um Liebesgaben für solche, welche sonst nichts geschickt bekamen. „Und er hat auch durch seine frohe, natürliche Ruhe und Heiterkeit seine Leute selbst in den schwersten Stunden willig und frisch zu halten gewußt," berichtet ein Kamerad. So trifft das Wort, welches Walter Flex seinem Freunde Wurche in den Mund legt: „Das Herz der Leute muß man haben, dann hat man ganz von selbst Disziplin!" auch auf ihn zu, wie er überhaupt in manchem Zuge seines Wesens an jenen Typus jungdeutschen Menschentums gemahnt, welcher im „Wanderer zwischen beiden Welten" so liebevoll gezeichnet ist.

Karl Schulze-Westen



Richard Schröder.

S. S. 11.

Richard Schröder wurde am 6. September 1893 in Marburg als Sohn des bekannten Universitätsprofessors Edward Schröder, geboren. Als 17jähriger Abiturient kam er im Sommer 1911 zu uns, nachdem er sich zunächst als Keilfuchs gründlich bei den Franken und beim S. C. umgesehen hatte, die ihn nur allzu gern zu den ihrigen gezählt hätten. Ein Sportsmann durch und durch, nicht sehr stark, aber zäh an Körper und Willen, nahm er an allen Veranstaltungen der Burschenschaft regsten Anteil und war der eifrigsten einer beim Wandern, Turnen, Fechten, Schwimmen und vor allem beim Rudern. In dem heißen Sommersemester des Jahres 1911 war er wohl täglich mit einem unserer Boote auf dem Rhein und oft ganze Tage lang a u f oder — schwimmend — i n der Sieg. Da ihn seine philologischen Kollegs, die er zunächst nur orientierungshalber belegt hatte, nicht befriedigten, sattelte er im zweiten Semester um und wurde Jurist. Ehrlich und offen, deutsch in allem, was er dachte und tat, empfänglich für alles Schöne und Große in Wissenschaft, Kunst und Natur, klug und gewandt, war er uns ein lieber Freund, den wir alle ohne Ausnahme gerne hatten. Wir werden ihn ewig im Gedächtnis bewahren als den braungebrannten, sehnigen Sportsmann mit den blauen, energischen und doch gütigen Augen. Als Inaktiver ging er zunächst nach Freiburg, wohin ihn die schöne Natur und der Wintersport zog. Jede freie Stunde und jeden Samstag und Sonntag war er mit seinen Schneeschuhen auf den Bergen. Mit dem fünften Semester kehrte er in sein Vaterhaus in Göttingen zurück, um sich dort der Vorbereitung aufs Referendarexamen zu widmen, das er im Winter 1914/1915 abzulegen gedachte.

Da kam der Krieg. Richard Schröder, der an seinem sechsten Geburtstage einen komplizierten Bruch des linken Unterarmes erlitten hatte und in Friedenszeiten um dieses „Schönheitsfehlers" willen wohl militäruntauglich gewesen wäre, stellte sich als Kriegsfreiwilliger bei der Artillerie. Als er da nicht angenommen wurde, trat er am 8. August 1914 beim Husarenregiment Hessen-Homburg (2. Kurhess. Nr. 14) in Kassel ein, wo er rasch zu einem guten Reiter ausgebildet wurde. Da er aber keine Aussicht sah, bald ins Feld zu kommen, ließ er sich Weihnachten 1914 zu den eben in der Bildung begriffenen Schneeschuhschützen versetzen, für die er durch seine Schwarzwälder und Harzer Skifahrten gut vorbereitet war. Mit dem zweiten Bataillon kam er Ende Januar 1915 in die Karpaten und im April mit einem Grenzkorps an die rumänische Grenze. Im Mai wurde er zu einem Offizierausbildungskursus

abkommandiert und im September 1915 zum Leutnant befördert. Ende September erhielt er die Einberufung zum Alpenkorps, 3. Jägerregiment, I. bayr. Schneeschuhläuferbataillon. Nach einem 14tägigen Aufenthalt seines Regimentes in den Dolomiten wurde es zunächst an die französische Front gerufen, aber kaum dort angelangt wieder verladen und nach Serbien geschafft, wo es an den kriegerischen Unternehmungen der Armee Köweß teilnahm, viele Strapazen, aber keine großen Erlebnisse hatte und monatelang in friedlichen Quartieren lag. Hier bot sich für Richard Schröder die Gelegenheit zu einem Ausflug an die mazedonische Front. Ende März kam das Regiment dauernd an die Westfront, zunächst vor Reims, dann vor Verdun. Richard Schröder hatte bis dahin viel gesehen und erlebt: Karpaten, Dolomiten, Westfront, Serbien, aber doch noch niemals bei einer großen Aktion in erster Reihe gestanden. Dieser sehnlichste Wunsch wurde ihm vor Verdun erfüllt; aber zugleich ward ihm der schönste Soldatentod zuteil. Bei der Erstürmung eines französischen Einzelwerkes westlich von Fort Vaux, fiel er am 8. Juni 1916 an der Spitze seiner Kompagnie, als e r s t e r in dem feindlichen Graben, im Augenblick des schönsten Siegesjubels von einer letzten verirrten Kugel in die Stirn getroffen. Er wurde unmittelbar hinter dem Werk, das er genommen hatte, beerdigt. Als sein Vater, vom Grabe des bald darauf gefallenen älteren Bruders kommend, auch diese Grabstätte aufsuchen wollte, lag sie unter feindlichem Feuer, und bald darauf war der heißumstrittene Boden wieder in der Hand der Franzosen.

Richard Schröder war auch von seinen Kameraden hochgeschätzt. Das beweist der Brief, in welchem sein Regimentskommandeur dem Vater die Todesnachricht anzeigt. Er lautet:

„Als Kommandeur des 4. Jäger-Regt. habe ich die traurige Pflicht, Sie davon zu benachrichtigen, daß Ihr Sohn Richard am 8. Juni abends durch einen Kopfschuß schwer verletzt wurde, dem er bald darauf erlag. E. Hochw. werden in einem der letzten Heeresberichte gesehen haben, daß bayer. Truppen ein Werk westlich Vaux nahmen. Bei dieser Gelegenheit führte Ihr Sohn Richard die 13. Kompagnie, war beim Sturm der e r s t e im feindlichen Graben und fiel im letzten Augenblick durch ein heimtückisches Geschoß. Er wurde von mir zum Eisernen Kreuz I. Klasse eingegeben. Das Bataillon verliert in Ihrem Sohn einen lieben Kameraden, der sich infolge seiner ausgezeichneten Charaktereigenschaften, seines Humors, seiner umfassenden Kenntnisse und seiner vorbildlichen Gewissenhaftigkeit unter den Offizieren eine unvergeßliche Stellung erworben hat. Die Mannschaften seiner Kompagnie verlieren einen schneidigen Führer, dem sie blindlings folgten und zu dem sie unbedingtes Vertrauen hatten. Von den schweren Verlusten des Bataillons trifft uns der Tod Ihres Sohnes am schwersten."

Der Vater setzte seinem gefallenen Sohne in der Lilier Kriegszeitung folgendes Ehrendenkmal:

M e i n e m S o h n R i c h a r d.
Dein Auge trank die Schönheit der Natur
In fremdem Land wie in der Heimat Gauen.
Durch der Karpaten Eis und Schlachtengrauen
Trug dich der Ski auf rasch verwehter Spur.

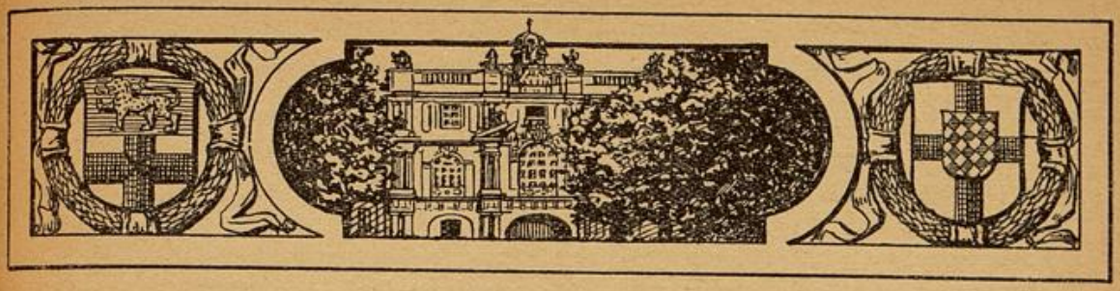
Und abermals auf winterlicher Flur
Ward dir vergönnt von Alpenhöhn zu schauen;
Du sahst im Lenz die Griechenberge blauen,
Den Frankendom im mailichen Azur.

Doch eines fehlte dir: der Erntetag!
Dein Blick verriet es, wo die Lippe schwieg —
Nun schlug die Stunde dir, die langersehnte:

Die Stunde, die dir weit die Seele dehnte.
Des hagern Schnitters letzter Sensenschlag
Galt dir — doch leuchtend schautest du den Sieg!

Fr. Rinn





August Wilmanns.

S. S. 11.

August Wilmanns, Referendar und Leutnant d. Ref. beim Inf.-Regt. Nr. 75, wurde als jüngstes Kind und einziger Sohn seiner Eltern, des Kreisarztes Dr. med. Georg Wilmanns und seiner Ehefrau Marie geb. Zedler, am 5. November 1892 in Vegesack bei Bremen geboren. Nachdem er das Realgymnasium seiner Vaterstadt bis einschließlich Obertertia durchgemacht hatte, kam er auf das humanistische Gymnasium zu Goslar, welches er im Februar 1911 mit dem Zeugnis der Reife für die Universität verließ. Zu Ostern desselben Jahres ging er nach Bonn, um die Rechtswissenschaft zu studieren. Hier trat er (wie früher sein Vater und dessen älterer Bruder) in die Burschenschaft Allemannia ein, deren Sprecher er, obgleich noch nicht 20 Jahre alt, im Sommersemester 1912 war. Im Winter 1912 bis 1913 studierte er in München und von Ostern 1913 bis 1914 in Göttingen. Seine Lieblingsbeschäftigung waren neben der Musik volkswirtschaftliche Studien. Am 18. Juli 1914 legte er in Celle die Referendarprüfung ab, und am 7. August desselben Jahres ernannte ihn der Senat der freien und Hansestadt Bremen zum Referendar. Seine Absicht, nun zunächst die juristische Doktorwürde zu erlangen, vereitelte der Ausbruch des Krieges.

Am 14. August 1914 trat er als Kriegsfreiwilliger in das Inf.-Regt. Bremen (1. Hanseatisches Nr. 75) ein und zog nach nur fünfwöchiger Ausbildung am 24. September 1914 voll Begeisterung in den Krieg nach Frankreich (Champagne) für die Sicherheit und Ehre seines geliebten Vaterlandes. Am 21. März 1915 wurde er zum Unteroffizier und am 2. September desselben Jahres zum Leutnant der Reserve befördert und bekam als solcher auch bald das Eiserne Kreuz II. Klasse. Nach einer Abwesenheit von 14 Monaten, die er zum allergrößten Teil im Schützengraben zugebracht hatte, kam er am 23. November 1915 noch einmal auf Urlaub ins elterliche Haus zurück, das er dann am 5. Dezember auf Nimmerwiedersehen schweren Herzens, aber in starker und strenger Pflichterfüllung verließ. Nachdem er 19 Monate lang alle Entbehrungen und Anstrengungen des Krieges mitgemacht hatte und zweimal verwundet worden war, fiel er, 23½ Jahre alt, in der Nacht vom 1. zum 2. Osterfeiertage, vom 23. bis 24. April 1916, von einer französischen Kugel in die linke Brust getroffen, bei Tahure in der Champagne. Am 26. April haben ihn seine Kameraden auf dem schöngelegenen Waldfriedhof bei Orfeuil beerdigt. Die Beerdigung schildert der Regimentsadjutant Dr. Oehlkers in einem Brief an seine Eltern vom 26. April 1916 mit folgenden Worten:

„Heute früh um 11½ fand die Beisetzung auf dem Friedhofe zu Orfeuil statt; zugegen waren alle zur Zeit abkömmlichen Mitglieder des Offizierkorps des Regiments, außer dem Regimentskommandeur war der Divisionskommandeur und der kommandierende General zur Stelle. Der Divisionspfarrer hielt, nachdem die Regimentsmusik feierlich gespielt hatte, und zahlreiche Kränze auf den bereits in die Gruft niedergelassenen Sarg niedergelegt waren, eine ergreifende Ansprache. Auf Grund persönlicher Bekanntschaft mit dem Entschlafenen schilderte er seinen Charakter, so wie er uns allen lebhaft vor Augen stand. Während der Andacht stand die ganze Landschaft in hellstem Sonnenschein und ließ uns doppelt hart fühlen, daß uns hiermit wieder ein treuer Kamerad entrissen worden war. Manchem, der durch das bisher Gesehene hart geworden zu sein glaubte, traten die Tränen in die Augen, als der Pfarrer am Ende seiner Predigt den Segen über dem offenen Grabe sprach, und gleich jeder der Anwesenden drei Hände Erde in die Gruft warf. Das Grab wurde dann mit einem Kreuze geschmückt und die Andacht durch einige Worte des kommandierenden Generals von Quast geschlossen."

Der so jung auf dem Felde der Ehre Gefallene war ein guter, frischer, fröhlicher Mensch, aufrichtig, wahr und rein, hart gegen sich, pflichtgetreu und gerecht, beliebt bei alt und jung, bei Kameraden, Vorgesetzten und Untergebenen. Die schönsten Hoffnungen und ein großes Glück sind mit ihm, der bestimmt schien, den Zweig seiner Familie fortzupflanzen, ins Grab gesunken. Was er begeistert als Student und Allemanne gesungen:

„Vaterland, du Land des Ruhmes
Weih' zu deines Heiligtumes
Hütern uns und unser Schwert!
Hab' und Leben dir zu geben,
Sind wir allesamt bereit,
Sterben gern zu jeder Stunde,
Achten nicht des Todes Wunde,
Wenn das Vaterland gebeut"

hat er im Leben wie im Tode wahrgemacht. Wohl ihm, daß er den schmachvollen Zusammenbruch seines geliebten Vaterlandes nicht mehr erlebt hat!

Möge er friedlich ruhen in feindlicher Erde!

W. Wilmanns.



Karl Fiedler.

W. S. 11/12.

Karl Fiedler wurde am 17. Juli 1892 in Flensburg geboren. Er besuchte von Ostern 1900 bis 1911 die Vorschule und das Gymnasium seiner Vaterstadt, an dem sein Vater noch heute als Lehrer tätig ist. Nach bestandener Reifeprüfung bezog er im Herbst 1911 die Universität Bonn, um die Rechte zu studieren. Am 27. Oktober 1911 wurde er in die äußere Verbindung der Burschenschaft Allemannia aufgenommen. Karl Fiedler war ein sehr ruhiger Mensch, der nach außen hin nur wenig hervortrat, dafür aber ein um so reicheres Innenleben führte. Sehr gern beschäftigte er sich mit schöner Literatur. Mit Cäsar Flaischlen stand er in regem Verkehr. „Wenn ich seiner," so schreibt sein Freund Karl Bockamp, „als des feinfühligen, für alles Gute, Schöne und Wahre tief und innig schwärmenden Menschen und Freundes gedenke, nehme ich gern Cäsars Flaischlens „Jost Seyfried" zur Hand, jene Bände, die er mir einst in seinem ersten Semester mit der Widmung des Leibfuchsen schenkte. Der weiche Klang und zugleich die jugend- und naturfrohe Lebensbejahung des Besten lebte auch in ihm, und wie bald mußte er den Weg gehen, der dort vorgezeichnet ist: Sturmbruch — Lieder eines Schwertschmiedes — Herzblut — Tor auf!"

Karl Fiedler war ein begeisterter Freund aller Naturschönheiten, zumal seiner Heimat. Es war ein Genuß für seine Freunde, mit ihm an der Flensburger Föhrde entlang zu gehen. Beim Anblick auf die malerisch um das Südende der Föhrde gelagerte Vaterstadt, auf das rege Leben und Treiben im Hafen, auf die weite, weite Wasserfläche, auf alle in den Jahren 1848 und 1864 umkämpften Stätten — leuchteten seine Augen auf und sein sonst so stiller Mund wurde beredt. —

Ostern 1913 ging Karl nach Berlin, kehrte aber im Herbst desselben Jahres wieder nach Bonn zurück. In der Burschenschaft bekleidete er die Ämter des Burschenkränzchenführers, Hauswartes und Ehrenrichters. Ostern 1914 setzte er seine Studien in Kiel fort.

Beim Ausbruch des Krieges trat er als Freiwilliger in das Füsilier-Regiment „Königin" (Schlesw.-Holsteinisches Nr. 86) ein und rückte nach kurzer Ausbildungszeit am 15. September 1914 mit vielen seiner Schulkameraden ins Feld. Er wurde der 8. Kompagnie zugeteilt und stand im ersten Kriegswinter an der Oisne und Aisne. Hier wurde er bald zum Unteroffizier und Vizefeldwebel befördert. Seine Briefe zeugten von großer Liebe und Begeisterung für den Soldatenberuf. In einem seiner letzten Briefe an unsern ihm später in den Tod gefolgten Rudolf Burberg träumt er

von der Heimkehr und wie sie herrlich schön werden solle. „Und dann wollen wir die alten lieben Stätten im Rheinland aufsuchen und uns freuen, daß wir diese große Zeit miterleben und glücklich heimkehren durften. Diese Hoffnung hilft uns über mißmutige Stunden hinweg."

„Irgendwo auf französischem Boden oder in russischen Wäldern und Sümpfen," schreibt Bockamp, „sind die Feldbriefe zerflattert, die mir erzählten von seinem Werdegang als Kriegsfreiwilliger, von seinem Ausrücken, von den Kämpfen und Mühen des in vorderster Linie stehenden Königin-Grenadiers und von dem Gefühl der Verantwortung und des Glückes, andere führen und betreuen zu dürfen. Geblieben aber sind die Briefe, in denen seine nächsten Führer und Kameraden von dem letzten Kampfe bei Moulins am 6. Juni 1915 berichten, wie er voranging, tödlich verwundet und schmerzlich betrauert wurde, „weil es nicht viele in der Kompagnie gegeben hat, die solches Beispiel gaben."

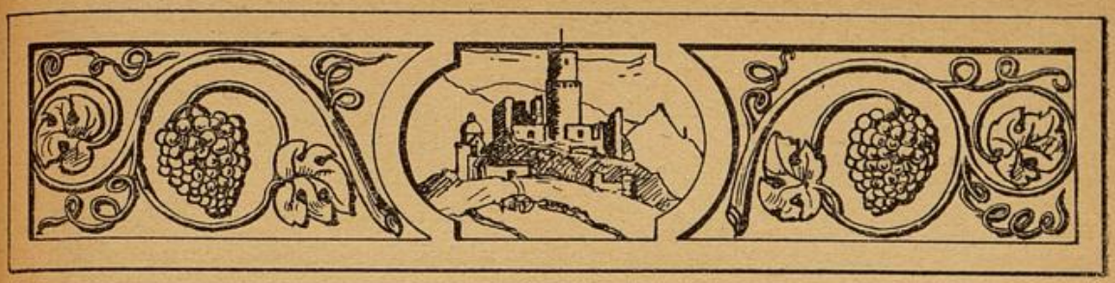
Karl Fiedler starb am 26. Juni an den Folgen seiner Verwundung (Gehirnentzündung) in dem Lazarett zu Chauny.

Nach seiner Überführung fand die Beerdigung am 3. Juli in heimatlicher Erde statt. Das Denkmal auf seinem Hügel trägt folgende Inschrift:

„Es ist ein mühsam Wandern
Zum ew'gen Ziel!
Der hat's im Sturm bezwungen,
Die Krone früh errungen,
Der für die Heimat fiel."

Cäsar Flaischlen widmete seinem jungen Freunde folgende Worte:

„Lebe wohl! — uns lebst du weiter,
Wie wir immer dich gesehn —
Und wie Frühling hell und heiter
Wird die Liebe, Kraft und Güte,
Die durch deine Jugend glühte,
Über unserm Leben stehn!"



Hans Hänicke.

W. S. 11/12.

Hans Hänicke wurde als Sohn des Apothekers Paul Hänicke am 28. Januar 1890 zu Braunschweig geboren. Nach dem Besuch der Volksschule und des humanistischen Gymnasiums seiner Vaterstadt ging er im Sommersemester 1911 für ein Semester nach München, um Rechtswissenschaften zu studieren, dann nach Bonn, wo er bei den Alemannen aktiv wurde. Er besaß bei guten Schulkenntnissen eine für seine Jugend erstaunliche Frühreife. Ein fröhlicher Humor, angenehme äußere Erscheinung, Hingabe an die burschenschaftliche Sache, angeborenes gesellschaftliches Talent sicherten ihm schnell und dauernd die Liebe seiner Bundesbrüder, auch wenn man ihn oft wegen seiner Lebensreife nicht gleich verstand. In gleicher Weise gab er sich dem Studium wie der Gesellschaft hin, stählte seinen Körper in Leibesübungen und durchwanderte die Gegenden am Rhein, wobei er jeden Winzer beehrte, der im Rufe stand, einen guten Tropfen zu haben und Verständnis hatte für die mäßig gefüllte Börse eines fahrenden Scholaren. In feinster Weise ließ Hänicke Freund und Freundin ebenso freudig und sinnenfroh auf sich einwirken, wie er sich auch allein in seine Arbeitsstube einschloß und ahnungsvoll dem Wechsel des Lebens und des Menschengeschickes nachsann. Es lag Harmonie in ihm. Im fünften und sechsten Semester studierte Hans Hänicke mit sechs anderen Bundesbrüdern und zwölf Bubenreuthern in Kiel. In den kritischen Julitagen des Jahres 1914 kam die in ihm schlummernde echt vaterländische Gesinnung zum Durchbruch. Fieberhaft verfolgte er den Gang der weltgeschichtlichen Ereignisse, die zum Kriege führen sollten. Schon befürchtete er, daß die Österreicher sich schlapp zeigen würden; aber die Österreicher blieben fest, der Krieg wurde erklärt, und unmittelbar darauf stellte sich Hans als Kriegsfreiwilliger dem Vaterlande zur Verfügung.

Er wurde angenommen und beim 19. Artl.-Regt. eingestellt. Nach erfolgter Ausbildung kam er mit seiner Batterie im November 1914 nach Frankreich. Sein Drang aber, möglichst nahe an den Feind zu kommen, bewog ihn, zur Infanterie überzutreten. Er wurde als Unteroffizier dem Ers.-Res.-Inf.-Regt. 78 überwiesen und schon im März 1915 nach Überspringung weiterer Chargen zum Offizier befördert.

Während seines Urlaubs im Herbst 1916 sah ihn sein Freund und Bundesbruder Hans Wernscheid. „Er war," so schreibt Wernscheid, „so und sovielter Führer einer Sturmkompagnie eines Regimentes vor Verdun. Seine Kompagnie war immer wieder aufgefüllt worden und hatte noch vier Angehörige der alten Stammannschaft. Er

selbst hager und straff, im Kampfe gereift, und auf den endgültigen Sieg hoffend; ab und zu lag eine leise Melancholie auf seiner Stirn, doch sein Frohsinn brach sich schnell wieder durch. Wir suchten in den wenigen Stunden ihm so viel Liebe zu erweisen, wie nur möglich war. Er ging dann wieder an die Front und bald bekam ich die letzte Nachricht von ihm, einen lieben Gruß auf einer Ansichtskarte; darauf er selbst an der Spitze seiner Kompagnie, vor ihm der Kronprinz mit Gefolge, ihm das Eiserne Kreuz I. Klasse überreichend. Die Worte an mich lauteten: „Dir, lieber Hans, zur Erinnerung an den großen Tag meines Lebens vor Verdun." — Bei den nächsten Stürmen fiel er. Sein Regimentsarzt, auch ein Burschenschafter, erzählte mir später persönlich, daß Hänicke einen Leibschuß bekommen hätte. Sein Ende erinnerte mich an ein Gedicht von Walter Flex: ein mit den Schmerzen ringender, tödlich verwundeter Leutnant stößt die Worte aus: „Morphium," und „tief senkte da der Arzt dieSpritze ein."

„Von grenzenloser Vaterlandsliebe beseelt," so schreibt sein Vater, „zog Hans in den Krieg, bis zuletzt erfüllt mit der sicheren Zuversicht des endgültigen Sieges seines so schwerringenden Volkes. Wohl ihm, daß er den jähen Zusammenbruch des Deutschen Reiches nicht zu schauen und die uns auferlegten Sklavenketten nicht zu tragen brauchte!"

In unserer Erinnerung aber wird er fortleben als ein mit allen Tugenden wahren Heldentums geschmückter junger Krieger, als ein leuchtendes Vorbild für viele, wenn dereinst die Stunde kommt, die wir ersehnen.





Karl Wernscheid.

W. S. 11/12.

Wenn man im Sommer 1912 aufs Schänzchen kam und sich am frohen Treiben der Aktivitas auf der Terrasse erfreuen wollte, dann war es sicher ein Füchslein, das jedem durch sein unbekümmertes, frisches Wesen besonders auffiel, ein Fuchs, der so ganz glücklich sein Fuchsendasein erleben durfte, der sich noch nicht von den Sorgen unterkriegen ließ, von denen jeder noch früh genug gepackt wird. Lebendig, kregel, große frohe Augen, für alle Schandtaten und Streiche zu haben, so lebte Karl Wernscheid, bei jung und alt in der Allemannia beliebt, als fideler Bruder in die höheren Semester hinein. Bier und Kneipe waren für ihn aber nicht der Inbegriff des Frohsinns, er hatte vor allem ein Verlangen, Freundschaft zu schließen, und mit seinen Freunden auf Exbummeln, zu denen er immer ermunterte, über die Fragen zu sprechen, die das Herz jedes Allemannen bewegen. Allen Anforderungen, welche die Burschenschaft an ihn stellte, wurde er gerecht. Ein fleißiger Arbeiter, ein eifriger und geschickter Fechter, ein prächtiger Freund und der beste Genosse froher Stunden, ein Bundesbruder im wahrsten Sinne des Wortes, das ist er allen gewesen, die in dieser Zeit mit ihm am Rhein fröhliche Stunden verlebt haben. Er verstand es, in allen Lebenslagen und Lebensfragen seinen Freunden mit Rat und Tat beizuspringen, ihnen über manche schwere Stunde, deren es gerade auch während seiner Bonner aktiven Semester in der Allemannia gab, hinwegzuhelfen, indem er in jugendlichem Eifer und festem Vertrauen auf das Große und Gute der alemannischen Ziele nie den Mut und die Hoffnung sinken ließ, zäh und fest an die Verwirklichung ihrer Ideale, die so ganz die seinen waren, glaubte und immer dafür in Wort und Tat eintrat. Einen jungen Allemannen, bei dem das Verlangen nach fröhlicher Betätigung mit einer tiefen, warmen Herzensbildung so glücklich vereint war, wie bei Karl Wernscheid, hat es wohl sonst kaum gegeben. Wenn er ahnte, daß einen Freund oder auch die Angehörigen eines Freundes der Kummer drückte, war er es immer, der in seiner feinen, mitfühlenden Art es so häufig fertig brachte, wieder Lebensmut und Lebensfreude zu wecken.

Karl Wernscheid wurde am 24. Januar 1892 zu Kierspe in Westf. geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Wipperfürth, studierte ein Semester in Heidelberg und trat sodann gleichzeitig mit seinem Bruder Hans im Wintersemester 1911 in die Burschenschaft Allemannia zu Bonn ein. Als der König sein Volk zu den Waffen rief, meldete sich Karl Wernscheid mit seinem Freunde Pieper zusammen am ersten Mobilmachungstage freiwillig. Beide wurden aber des starken Andranges wegen zunächst

abgewiesen und gelangten erst im November 1914 beim Artl.-Regt. 63 in Frankfurt am Main zur Einstellung. In der Zwischenzeit legte Karl das Referendarexamen in Köln ab. Nach Vollendung seiner militärischen Ausbildung in Jüterbog kam er in die Karpaten, er nahm teil an der Durchbruchsschlacht Tarnow-Gorlice und wurde dann im Mai des folgenden Jahres mit Pieper nach dem Westen versetzt, woselbst er bis zum Schluß des Krieges verblieb. Er gehörte im Anfang dem 51. Res.-Feld-Artl.-Regt. an und kam dann als Reserveoffizier zum 44. aktiven Feld-Artl.-Regt. Er war dreimal leicht verwundet und hatte zwei leichte und eine schwere Gasvergiftung. Bei dem Sturm auf die Lys und den Kemmel erhielt er das Eiserne Kreuz I. Klasse.

Die letzte Gasvergiftung mit nachfolgender Grippe wurden für unsern jungen Helden gegen Ausgang des Krieges verhängnisvoll. Im August 1918 wurde Kriegstuberkulose bei ihm festgestellt. Er kam nach Goslar ins Lazarett. Aber nur kurze Zeit hielt es ihn daselbst. Auf die Kunde von dem Zusammenbruch der Bulgarischen Front stellte er sich sofort seinem Regiment in der Garnisonstadt Trier wieder zur Verfügung. Er hatte jedoch seine Kräfte überschätzt. Die Strapazen des Krieges, die an ihm zehrende Krankheit und der Gram über den nunmehr einsetzenden furchtbaren Zusammenbruch unseres geliebten Vaterlandes hatten seinen Körper zermürbt. Bei seinen Eltern daheim fand er die liebevollste Pflege. Fast schien es, als wenn in der frischen Luft der Sauerländischen Berge und Wälder die Kraft der Krankheit gebrochen sei. Er erholte sich sichtlich und fühlte sich schließlich so stark, daß er am Amtsgericht zu Haspe noch vier Monate als Referendar zu arbeiten vermochte. Wieder alles Erwarten trat ein Rückschlag ein. In Berlin wurde er seines Kehlkopfes wegen ohne Erfolg mit Röntgenstrahlen behandelt, dann brachte ihn sein Bruder ins Hagener Krankenhaus, wo er am 10. Februar 1920 für immer entschlief.

Karl Wernscheid war ein wahrer Held, ein Held im Kriege, ein Held im Ertragen der Leiden. Karl Wernscheid war ein edler Mensch, einfach und gut, pflichtgetreu bis zur Aufopferung, bis zum Tode. Karl Wernscheid hat viel Liebe gesät und viel Liebe geerntet. Wird sein Name genannt, dann feuchten sich noch heute die Augen seiner Freunde. Kurz war dein Leben, Karl Wernscheid, aber du wirst ein Vorbild sein für viele!

Zusammengestellt nach den Berichten von W. Schneider und H. Wernscheid



Rudolf Burberg.

S. S. 12.

Rudolf Burberg wurde am 5. Dezember 1891 in Mettmann geboren. Seine Ausbildung verlief etwas unregelmäßig. Nach dem Einjährigenexamen wandte er sich ursprünglich dem Studium der Maschinenbaukunde in Chemnitz zu und wurde bei der Turnerschaft Alemannia aktiv. Die Tätigkeit dort befriedigte ihn jedoch nicht. Sein starkes geistiges Streben empfand den Mangel einer abgeschlossenen Schulbildung zu sehr, als daß er in der auf der Maschinenbauschule gebotenen Ausbildung Genüge gefunden hätte. Er ging infolgedessen nach 2 bis 3 Semestern auf das Gymnasium in Gummersbach zurück und machte dort sein Abiturientenexamen.

Während der Ferien lernte ich ihn, der ich mich kurz zuvor mit seiner Schwester verlobt hatte, kennen. Die Darstellung unserer Ziele und Bestrebungen, unseres inneren Wesens und unserer Verfassung machte auf ihn, der stets ein ernster, in sich gekehrter Mensch, trotzdem aber harmlosem, fröhlichem Genießen auch nicht abhold war, einen starken Eindruck, und ohne daß es irgendwelchen Zuredens von meiner Seite bedurft hätte, entschloß er sich, nach Bonn zu gehen und bei uns aktiv zu werden.

Seine Neigung trieb ihn zum Studium der Chemie. Das Leben in der Burschenschaft erfüllte ihn voll und ganz. Sein Leibbursch wurde Martin Flex. Beide waren ziemlich gleichgestimmte Seelen, die sich außerordentlich gut verstanden. Rudolf Burberg war ein Mensch starken Willens, der wohl in der Lage war, der Burschenschaft den Stempel seines ideal gerichteten Wesens aufzudrücken. Ich erinnere mich, daß Flex und er eines Tages bei meinem Schwiegervater zu Besuch waren, und hatte den Eindruck, als wenn Rudolf Burberg im Sinne von Martin Flex in der Burschenschaft weiter gewirkt hätte. Eine andere Seite: beide hielten mir einen längeren begeisterten Vortrag über Cäsar Flaischlen.

Von seinem sonstigen burschenschaftlichen Wirken ist mir nur bekannt, daß er Paukwart und Sprecher war. Als Fechter soll er recht gut und gewandt gefochten, als Sprecher auch in der Studentenschaft als Leiter der Vertreterversammlung eine Rolle gespielt haben. Gegenüber dem Paragraphen nahm er die Stellung eines unbedingten Verfechters des Sittlichkeitsgedankens ein. Dies entsprach auch seiner ganzen Lebensauffassung, die von hohem Verantwortlichkeitsgefühl getragen war. Das Sittlichkeitsprinzip war für ihn maßgebend, bei uns aktiv zu werden.

Durch die Unterbrechung der Schulzeit und die etwa 1½ Jahre Studium in Chemnitz war er an Alter und Lebenserfahrung seinen gleichsemestrigen Bundesbrüdern

überlegen. Unbedingte Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit, sowie ein außerordentlich feines Empfinden und Herzenstakt zeichneten ihn aus.

Bei Ausbruch des Krieges meldete er sich sofort als Freiwilliger, wurde jedoch erst im September 1914 bei dem 5. Garde-Grenadier-Regt. in Spandau eingestellt. Die Ausbildungszeit dauerte bis Schluß des Jahres, und mit der Jahreswende ging er vom Truppenteil zur Front. Das Regiment lag damals an der Rawka, dem Brennpunkt der Kämpfe an der Ostfront. Kurze Zeit jedoch nur, dann wurde es bei der großen Winterschlacht in Masuren eingesetzt.

Seine Briefe aus dieser Zeit an seine Eltern atmen frische, begeisternde Kriegslust und Freude. Anschauliche Darstellungen von Gefechten wechseln ab mit humorvoll gefärbten Darstellungen von Stimmungsbildern aus dem Schützengraben oder dem Leben der Landeseinwohner. Militärisch kurz und inhaltreich sein Kriegstagebuch: „Große Wanzerei und Esserei von fremden Feldküchen. Dann für vier Tage in den Schützengraben mit Feuer von drei Seiten. Zwei Nächte lang Buddeln an einem Lauf- und Schützengraben 200 m gegen den Feind — unter heftigem Feuer . . . und . . . verwundet, mehrere Tote im Graben. Blödsinnige Essenholerei eine Stunde lang durch Laufgräben und Rawkaschlucht, wobei es mehrere Verwundete gab. Abends für mich noch einen Königsberger Klops erwischt, während der ganze erste Zug zu kurz kam, worüber natürlich große Entrüstung."

Im März 1915 wurde Rudolf Burberg bereits zum Unteroffizier befördert und kurz darauf zum Offizierkursus in das Wartelager beordert. Nach Beendigung des Kursus erfolgte die Beförderung zum Leutnant d. R. des Regiments und die Rückkehr zur Front. Im ersten Gefecht, am 4. Juni 1915, bei einem Angriff auf die Dubissa, fiel er, durch einen Schrapnellschuß in den Leib tödlich verletzt. Er ist beerdigt auf dem Friedhof von Lydowany an der Dubissa.

Die Zuschriften seiner Vorgesetzten und Kameraden an seine Eltern klingen alle in die Worte aus: „Er war der beste, verläßlichste Kamerad, wir werden seiner nie vergessen, denn er war der Besten einer."

M. Bürger



Rudolf Spannuth.

S. S. 12.

Halbweges Reims und Trutzverdun
Da liegt ein Grab.
Es riß in einem Heldenlied
Die Weise ab.

Rudolf Spannuth! Hört ein früherer Schüler des altehrwürdigen, rebenumsponnenen Gymnasiums Martino-Katharineum zu Braunschweig deinen Namen, so geht heute noch trotz der schnell und alles vergessenden Zeit über sein Gesicht ein frohes Lachen. Dein Name schon ist ein Stück Jugend für uns, die mit dir jung gewesen, ist ein unvergängliches Hinweisen, daß es Frühling, Männlichkeit, und Treue gibt. Als Schüler haben wir ihn manchmal insgeheim mit dem kühnen Friedrich II. von Preußen verglichen, was mit manchem Recht geschah. Auch er wuchs in einer Umgebung auf, die in ihrer Zurückhaltung ihm als Knaben vielleicht weniger zusagte, als es ein Haushalt mit lebhaftem Betriebe, stets wechselnden Bildern getan haben würde. Sein Vater war der hochangesehene Kaufmann, dem weitgreifende Geschäfte die Zeit in Haus und Familie kürzten. Die kluge, aber durch ein Gehörleiden nach Innen gewandte Mutter konnte den überaus lebhaften Jungen nicht so an die Kandare nehmen, wie sie es gewünscht und wie es auch (manchmal) nötig gewesen wäre. Seinem älteren Bruder, dem er in tiefer Liebe und Verehrung zugetan war, setzte er in seinen jüngeren Jahren oft Trotz entgegen, weil er fürchtete, daß ihm die gebührende Stelle durch dessen höheres Alter und größere Kenntnisse gekürzt werden könnte. Leicht war dieser eigenwillige, echt niedersächsische Sproß einer alten Braunschweiger Familie nicht zu erziehen; das hat später auch mancher Bundesbruder erfahren müssen. Was bei ihm seine Stärke war, erschien manchem auch als seine Schwäche: Echtheit!

Die Schule schuf ihm manche Pein, nicht ohne seine Schuld. Zuwider war sie ihm nicht, aber oft fremdartig. Als Primaner hatte er wohl ein überlegenes, gutmütiges Lächeln über den „Dreh", der auf den Durchschnitt eingestellt ist, der die im Gleichschritt Wandernden am ungeschorensten läßt. Nicht, daß er in irgendeinem Fach etwas den Rahmen Sprengendes geleistet hätte, aber er war als Persönlichkeit nicht bloß dem einen oder anderen Lehrer überlegen, sondern dem Wesen der Schule überhaupt. Das Wirkliche war sein Element. Trotzdem war die Primanerzeit, oder genauer: die Primanervereinszeit, mit ihrer Romantik, ihrem Vorahnen und heißen Sehnen nach Ehre und Freiheit für ihn nicht nur etwas, was dazu gehört, sondern mit der ganzen Unmittelbarkeit seines Wesens ergab er sich ihr, vergoldet durch ‚Holdlieb

und die launige Weise", aber tiefer, inniger, herzhafter als die anderen, die auch „am tollsten gewettert". Als Fuchsmajor nahm er die Erziehung der Füchse weit ernster als seinen Schulbetrieb. Er brachte ihnen die Begriffe „Ehre, Freiheit, Vaterland" bei, noch ehe er mit herzerfreuendem Stolz sich das schwarz-rot-goldene Band über die mächtige Brust zog. Denn „viele von euch," pflegte er zu sagen, „werden weder aktiv, noch kommen sie unter die Preußen (d. h. werden Soldat), und da muß euch jetzt Vorschuß gegeben werden". Nicht ödes Gesaufe oder dickaufgetragene Selbstgefälligkeit kennzeichneten ihn, obgleich er, wie wir, schon als Primaner mit der langen Pfeife zeitweilig „bis zum Hahnenschrei" kannegießerte. Bei aller, auch betonten Derbheit war seine Seele fein. Auf der Straße bettelt ihn ein Kind an. Nicht wehrt er das zudringliche mit einer milden Gabe ab, er geht mit ihm; er hilft, von seinen Eltern unterstützt, dem Elend von Grund auf. Was er tat, tat er ganz. Vielleicht wäre er, der, wie er selbst betonte, nie Atheist war, ein Theologe von Gaben geworden. Er hat mit dem Gedanken gespielt. Ihm grauste aber vor der „schwarzen Würde". Er wurde Jurist, nicht aus besonderer Neigung, mehr aus Tradition. In einem dicken Kollegheft im dritten Semester fand ich mit lapidarer Schrift nur geschrieben: „Das Zuchthaus ist keine Versorgungsanstalt." Das war der sichtbare Ertrag aus den Vorlesungen. Mit dröhnendem Lachen rief er dem verduzten Leser zu: „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie und grün des Lebens goldner Baum."

Daß der Studiosus Spannuth aktiv wurde, aktiv in einer schlagenden Verbindung, war für den schon als Primaner speerfrohen, dem Leben zugewandten Jüngling selbstverständlich. Nur das Wo schuf Plage. Viele warben um den stattlichen Mulus, Korpsiers, Landsmannschafter und Turnerschafter. Aber mit dem sicheren Spürsinn, der ihn zeitlebens auszeichnete, suchte er nach dem ihm Gleichartigen, ihm Wesensähnlichen. Das war die deutsche Burschenschaft. Zunächst zog ihn ihre Geschichte an, die Zeit der Freiheitskriege und des Wartburgfestes, ihr opferbereites Eintreten für die nationalen Belänge Deutschlands, ihre Freimütigkeit und ihr sturmfester Idealismus. Auch du warst kein Leisetreter, kein Schönredner; keiner hat wie du so ehrlich Fatzken, Monokels und Lackschuhe verlacht. Rudolf Spannuth ist nicht ohne einige Reibung „Buchse" geworden. Aber dann galt es: entweder Bubenreuther oder Allemanne in Bonn. Gott, Ehre, Freiheit, Vaterland. „Ihre Grundsätze sind die meinen aus Sehnsucht und Erkenntnis," sagte er. Wie heilig ihm sein Allemannentum war, läßt sich eher erfühlen als ausmalen, wenn man weiß, daß er seinem treuen Vater als seine beste Gabe das Burschenband der Allemannia mit in das zu frühe Grab gab. Ein seltsamer Gedanke! Begreif ihn, denn mit ihm begreifst du Rudolf Spannuths seelisches Verhältnis zu seinem Bunde. Der ging meist allem vor. „Nicht Kunst und Wissenschaft allein, Geduld muß bei dem Werke sein," bezog er auf sein Studium. Selbst das Bummeln, das abgrundtiefe, in den ersten Semestern machte nie den Eindruck der Faulheit, weil er voll Geschäftigkeit war in vielen „dringend nötigen" Unwichtigkeiten. Denn noch einmal: was er war, war er ganz! Und Grausen konnte den unbefangenen Teilnehmer bei einer Kneipe ergreifen. Seine Singstimme hatte keinen tenoralen Glanz, war dafür aber von einer Stärke und Deutlichkeit, daß man ihn selbst aus einer Kneipkorona heraushörte. Bei seiner Größe und Kraft war er ein guter Fechter,

dem in Bonn nur Geldmacher (Frankoniae-Bonn) an „Klobigkeit" Paroli zu bieten vermochte. Eine Hochquart wischte ihm einen fast handtellergroßen Haarschopf von der Stirn und führte ihn selbst geradeswegs in die Klinik, wo er in die Narkose mit den Worten duselte: „Doktor, einen Halben aufs Spezielle! Prost!..." Eine Tiefquart gab seinem Munde von links nach rechts über die Oberlippe hin und ritsch! von rechts nach links einen gut sichtbaren Rahmen. Von einer Säbelmensur brachte er einen durchgeschlagenen rechten Arm mit nach Hause, man fürchtete, daß die Finger steif bleiben würden. Was war der Ertrag von alledem für ihn? Eine unbändige Freude am Waffenhandwerk, frischer Mut und blendende Selbstbeherrschung. Rudolf Spannuth hat die Ideale des farbentragenden, schlagenden Studenten nicht bloß mitgemacht, sondern erlebt. Was er war, das war er ganz! Tapfer und treu! Bonn, Freiburg und Kiel!

Da kam der Krieg und pochte mit ehernen Fäusten an Deutschlands Tore; zum Rhein, wir alle wollen Hüter sein. Als einer der ersten stand Rudolf Spannuth, der Kriegsfreiwillige, in Wolfenbüttel auf dem Kasernenhof des 46. Niedersächsischen Feldartillerie-Regiments. Jetzt galt es das Vaterland. Mit Gott, für Freiheit und Vaterland, für Kaiser und Reich! Zuvor, ehe er sich seinem Kaiser und Vaterland stellte, hatte er mit seiner ihm seit der Schülerzeit vertrauten ersten Jugendliebe, Agnes Wille, das Versprechen fürs Leben getauscht. Das Elternhaus seiner Braut, seiner Anne, das Haus des Sanitätsrats Dr. Wille in Braunschweig, wurde ihm, dem kurz vor dem Krieg elternlos Gewordenen, die Heimat, die auch seinen Bruder im Felde damals gleich warm und herzlich zu den Ihren zählte.

Rudolf Spannuth wußte, daß er nicht wiederkommen würde. In vertrauter Runde hat er wohl davon zu Braut und Bruder und Freunden gesprochen, aber mit jener stillen Heiterkeit, die nur ganz starken Seelen eigen ist. Als Braunschweigs Glocken, die vieler Jahrhunderte Freud und Leid geklungen, gegen den dunklen Oktoberhimmel den Jubel über den Fall von Antwerpen hallen ließen, stand er in der offenen Tür eines Güterwagens im huschenden Licht der Bahnhofslampen und sang, alle übertönend, stark, trutzig und treu, sein Bekenntnis: „Deutschland, Deutschland über alles!", indes der Zug knirschend gegen Welschland zu rollen begann. Im Reserve-Feldartillerie-Regiment 19 tat er in der 4. Batterie seine Pflicht. Patrouillengänge, für die der führende Offizier das Eiserne Kreuz I. Klasse bekam, ließen ihn Unteroffizier werden. Bei Tahure, auf dem halben Wege von Reims nach Verdun, fiel er, als er in der Winterschlacht in der Champagne vorgehende Infanterie im Granatfeuer stützen half; es war am 12. März 1915. Über ihn wogte der Kampf hin und her. Sein Kriegstagebuch ging verloren; der Inhalt war: „Gott, Ehre, Freiheit, Vaterland!"

Es starben viele der Besten im Glauben an Deutschlands Größe und Herrlichkeit, der Besten einer war Rudolf Spannuth, Alemanniae-Bonn. Das letzte Wort soll er selbst haben, was er vor seinem Ausrücken von sich und für uns als letztes Wort hinterließ:

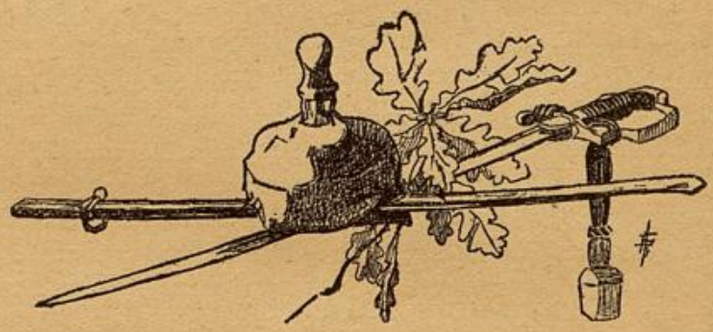
„Allen denen, die mir im Leben Gutes getan haben, danke ich von Herzen dafür, ich werde ihrer stets in treuer Dankbarkeit gedenken. Sollte ich jemandem unbewußt wehe getan haben, so bitte ich ihn um Verzeihung.

Unsern Herrgott bitte ich von Herzen, meine Braut und mich zu schützen und mich gesund aus dem Krieg heimkehren zu lassen.

Herr Gott, laß unser Volk nicht untergehen, hilf, daß der Geist des Jahres 1813 in uns allen stark sei!

Ich aber will für mein Volk und meine Braut, wenn es sein muß, in treuer Pflichterfüllung gern fallen. Rudolf Spannuth."

Studienrat Baumann, Braunschweig.





Kurt Averdunk.

S. S. 12.

Kurt Averdunk wurde am 22. März 1894 als zweiter Sohn des Professors Dr. h. c. Heinrich Averdunk und seiner Frau Alma, geb. Klanke, in Duisburg geboren, und zwar als Jüngster von fünf Geschwistern. Er war schon als kleines Kind sehr lebendig und aufgeweckt und zeigte große Begabung. Der Geist, der im Elternhause herrschte, entwickelte seine Charakteranlagen dahin, daß er als ein reiner, offener, wahrer und bewußt ehrlicher Mensch ins Leben trat.

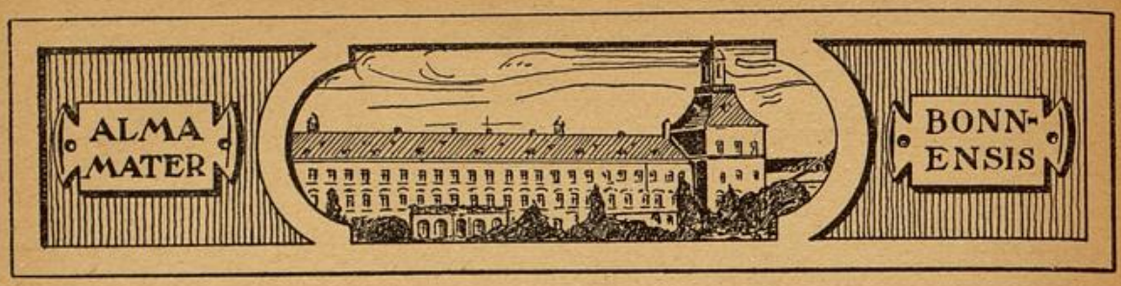
Von Ostern 1900 an besuchte er zuerst die Vorschule des Kgl. Gymnasiums in Duisburg, dann das humanistische Gymnasium selbst. Die ganzen Schuljahre hindurch zeichnete er sich durch großes Interesse und gute Leistungen aus. Am 18. März 1912 bestand er das Abiturientenexamen unter Befreiung von der mündlichen Prüfung. Sein Examenszeugnis nennt seinen Fleiß und seine Aufmerksamkeit „außerordentlich und stets angestrengt" und weist in allen wissenschaftlichen Fächern — mit Ausnahme der nur als „gut" bezeichneten Religion — „sehr gut" auf. Welch ein außergewöhnlicher Schüler er war, geht auch daraus hervor, daß das Lehrerkollegium schon ein Jahr vorher beschlossen hatte, Kurt als Unterprimaner zum Abiturientenexamen zuzulassen, was jedoch an dem Widerstande seines Vaters scheiterte. In der Oberprima beteiligte er sich sowohl an der mathematischen wie an der lateinischen Preisarbeit und errang in beiden Fächern, die so verschiedene Begabung voraussetzen, den ersten Preis. Bei aller Gewissenhaftigkeit war er weit davon entfernt, ein Streber zu sein, sondern er liebte es, fröhlich zu sein mit seinen Kameraden und mit ihnen umherzustreifen. Während seiner ganzen Schulzeit trat seine Vorliebe für die Natur und das Wandern stark hervor, ebenso für Kriegsspiele, wie sie das Schülerbibelkränzchen veranstaltete, an dessen Ferienfahrten er mit freudiger Begeisterung teilnahm.

Ostern 1912 bezog er nach kurzem Aufenthalt in England die Universität Bonn, um die Rechte zu studieren und sich zugleich mit orientalischen Sprachen zu beschäftigen, da er sich mit dem Gedanken trug, später in die Kolonial- oder Gesandtschaftslaufbahn einzutreten. Alter Familienüberlieferung getreu, wurde er in der Burschenschaft Allemannia zu Bonn aktiv, in der sein Vater, sein Oheim und sein älterer Bruder Alte Herren waren. Mit ganzem Herzen schloß er sich ihr an, und sie hat sicherlich selten solch einen begeisterten Anhänger gehabt. Es war ein Grundzug seines Wesens, daß er sich für alles Große und Schöne begeistern konnte; darum waren ihm „Ehre, Freiheit, Vaterland" nicht leere Worte, sondern lebende Ideale, und so war er auch mit strahlenden, leuchtenden Augen und heller Begeisterung in den Kreis der Allemannen

getreten. Aber Menschen mit dem großen Idealismus eines Kurt Averdunk spannen die Anforderungen an ihre Lebensgefährten leicht zu hoch. Er erwartete, daß ein jeder unter seinen Bundesbrüdern seine Ideale mit der ihm selbst eigenen Energie verfochten hätte. Die Erfahrung, daß auch in einer Verbindung Menschen ganz verschiedenen Charakters zusammenkommen, von denen jeder wieder besondere Interessen und Neigungen hat, brachte ihm eine Enttäuschung, die ihm manche trübe Stunde infolge seiner zuweilen vorherrschenden Sentimentalität bereitete. Aber seine Jugendkraft ließ sich nicht unterkriegen! Wenn man hinauszog in die schönen, sonnigen Berge, auf des Rheines grünen Wogen ruderte oder im ruhigeren Wasser der Sieg badete und allerhand Scherze trieb, war Kurt als einer der fröhlichsten mit dabei. Dann gab es für ihn keine Ermüdung; — mochte man ihm, der zwar gesund, aber nicht allzu stark war, das Bedürfnis nach Rast und Ruhe auch ansehen, mochten ihm selbst Bundesbrüder dazu raten: er hielt aus bis zuletzt. Dieselbe Tatkraft und Energie, mit der er als Schüler und Student seinen Studien oblag, zeigte er auch bei Sport und Spiel. Seine allzu große Vertrauensseligkeit jedem Bundesbruder gegenüber, ein bei Vergnügen und Spiel bisweilen auftretendes Schmollen, wenn nicht alles seinen Wünschen entsprach, trugen ihm den Spitznamen „Bubi" ein. So sehr er auch anfangs darüber zürnte, er ließ sich diesen Kneipnamen bald gern gefallen, zweifelte er doch nicht daran, daß die Bundesbrüder damit nicht nur den Trotzkopf, sondern auch den Idealisten, der er durch und durch war, kennzeichnen wollten. Und er fand sich immer mehr in die Burschenschaft hinein, erwarb sich viele wahre Freunde. Wer ihn als Freund gewonnen hatte, lernte ihn immer mehr schätzen und lieben und verdankt ihm die Erinnerung an manche unvergeßliche ernste oder heitere Stunde. Ein tragisches Schicksal brachte einen Mißklang in den Abschied von Bonn. Seine Nerven spielten ihm einen bösen Streich auf der Mensur. So sah er sich schließlich vor die Wahl gestellt, ein viertes Semester in Bonn zu bleiben oder seine Studien in Berlin ohne das schwarz-rot-goldene Band fortzusetzen. Das Studium des Arabischen und des Suaheli, das er nur in Berlin betreiben konnte, zwang ihn, aus der Burschenschaft auszutreten, seltsamer Weise am 25. Oktober, demselben Tage, an dem er ein Jahr später sein Leben für das Vaterland opfern sollte. Das war für ihn, der mit seiner Burschenschaft ganz und gar verwachsen war, die schwerste Zeit seines Lebens, mochten ihm auch die Bundesbrüder alle mehr oder weniger zu erkennen geben, daß er ihnen als Mensch und Freund auch ohne das Burschenband stets willkommen war. Es ließ ihm jedoch keine Ruhe, er fuhr ohne Wissen seiner Eltern vor Weihnachten 1913 nach Bonn und stand dort seinen Mann auf der Mensur. Seine große, aus tiefstem Herzen kommende Freude über das wiedererrungene Band wird jedem Bundesbruder, der sie miterlebt hat, unvergeßlich sein. Auch dem Elternhause wird der Augenblick stets im Gedächtnis bleiben, als plötzlich durch den Fernsprecher ein jubelndes „Vivat Alemannia!" ertönte, das nach einigen Tagen banger Sorge, in denen ein Paket, Briefe und Telegramme nach Berlin infolge eines Mißverständnisses der Wirtin als unbestellbar zurückkamen, Aufschluß gab über den Verbleib des „verlorenen Sohnes". Diese Stunden der Sorge sind die einzigen gewesen, die er während seines ganzen Lebens den Eltern bereitet hat, die mit berechtigtem Stolz auf ihn blickten.

Der Rest des W.-S. und das S.-S. 1914 gingen in Berlin schnell vorüber. Als der Krieg ausbrach, fuhr er am Morgen des 1. August, nachdem er erst am Abend vorher von Berlin heimgekehrt war, gleich wieder dorthin zurück, um sofort als Kriegsfreiwilliger bei dem 4. Garde-Gren.-Regt. (Königin Augusta), bei welchem sein Bruder Reserveoffizier war, einzutreten. Alle seine Berichte aus der Ausbildungszeit in Döberitz beweisen seine Begeisterung für die große deutsche Sache. Seine einzige Sorge war, möglichst bald herauszukommen, weil er befürchtete, es bliebe sonst nicht genug für ihn zu tun übrig. Aus dem Rekrutendepot der Augustaner wurde das Ersatz-Garde-Infanterie-Regiment 202 gebildet, mit dem er nach vollendeter Ausbildung am 13. Oktober 1914 von Berlin nach dem Westen ausrückte. Die Fahrt ging über Lüttich, Löwen, Aalst, von da zu Fuß um Gent herum immer weiter nach Westen. Täglich trafen in der Heimat kurze Berichte ein, die alle fröhlich und hoffnungsvoll gestimmt waren. Am 20. und 21. Oktober kam er zum erstenmal ins Feuer. Am 22. fand, schon vor Dixmuiden, ein scharfes Gefecht statt, bei dem die Unseren schwere Verluste hatten. Am 23. kam eine kurze Nachricht nach Hause, daß es zum Angriff gehe, ihr folgte am 24. eine ausführlichere Karte, die letzte, mit der Mitteilung, daß der Angriff noch hinausgeschoben sei. Am nächsten Tage fand er dann statt, und Kurt Averdunk starb in ihm den Heldentod. Von einem durch Duisburg kommenden Kameraden erfuhren seine Angehörigen, daß er den Auftrag erhalten habe, als Gefechtsordonnanz einer anderen Kompagnie eine Meldung zu überbringen. Als dann später im furchtbarsten Feuer seine Kompagnie vorging, sah ein Kamerad ihn schwer verwundet im Graben liegen, konnte sich aber nicht um ihn kümmern. Weitere sichere Nachrichten sind trotz eifrigster Bemühungen nicht zu erlangen gewesen, da die Kameraden wie Offiziere fast alle bei diesem Sturm gefallen sind oder schwer verwundet wurden. Auch die Nachforschungen, die sein Bruder, Dr. Paul Averdunk, an Ort und Stelle angestellt hat, sind ergebnislos geblieben. Das Regiment meldete: „Kurt Averdunk, am 25. Oktober 1914 durch Kopfschuß schwer verwundet, im Feldlazarett verstorben." So hat er zu jener Blüte der deutschen Jugend gehört, die im heldenhaften Ringen vor Ypern mit dem Liede: „Deutschland, Deutschland über alles" ihr Blut fürs Vaterland vergossen hat. Getreu den Idealen unserer Burschenschaft hat er gelebt und ist er gestorben. Er wird nicht vergessen werden.

Hellmut Coßmann



Werner Bockamp.

S. S. 13.

Werner Bockamp wurde am ersten Weihnachtstage 1894 in Duisburg geboren. Seine Jugend verbrachte er in Gelsenkirchen (bis 1898), in Duisburg-Ruhrort und seit 1907 in Köln, wohin sein Vater als Landgerichtsdirektor versetzt war. Dort besuchte er das Realgymnasium in der Kreuzgasse und bestand Ostern 1913 sein Abiturientenexamen. Um Medizin zu studieren, bezog er die Universität Bonn und wurde hier, gleich seinem Vater und seinem älteren Bruder Karl, bei unserer Burschenschaft aktiv.

Ende seines dritten Semesters brach der Weltkrieg aus, und Werner eilte am Mobilmachungstage nach Köln, um sich beim Feldartillerie-Regt. Nr. 59 als Kriegsfreiwilliger zu melden. Unvergeßlich wird uns die allgemeine Begeisterung sein, mit der sich das ganze Volk wie ein Mann erhob und sich geschlossen um seinen Kaiser scharte, das bedrängte Vaterland gegen die Feinde von West und Ost zu verteidigen. Größeres kann kaum ein Mensch erleben, als diese Tage, die so gewaltig, ernst, erschütternd und aufregend waren und wieder so herrlich und erhebend. Aller Hader, aller Unterschied war verschwunden; wunderbare, heilige Begeisterung durchwehte alle Kreise und Stände. Die deutsche Jugend voran drängte zu den Fahnen und jeder wollte der erste auf der Liste der Freiwilligen sein. Rührend war es zu sehen, wie die scharenweise nach Köln strömenden Studenten vom frühen Morgen bis zum späten Abend, in glühender Sonnenhitze, vor den Toren der Kasernen warteten, um sich in die Listen eintragen zu lassen. Tausende mußten wegen übermäßigen Andranges zurückgestellt werden. Werner und mehreren Bundesbrüdern gelang es, vom Regiment angenommen zu werden. Die erste Ausbildungszeit in Köln war nicht angenehm. Unter dem nicht regendichten Dache wurden die jungen Kriegsfreiwilligen auf dem Söller dichtgedrängt und primitiv untergebracht. Das Essen war recht schlecht, der Kasernenton noch schlimmer als zu Friedenszeiten, und hart und rauh wurden vornehmlich die Akademiker von den ausbildenden Unteroffizieren angefaßt. Tapfer und humorvoll fanden sich die Freiwilligen in ihre so plötzlich veränderte Lebenslage hinein, die so gar nicht der studentischen Freiheit entsprach. Fürs Vaterland wurden alle Leiden und Entbehrungen gern ertragen und sehnsüchtig dem Tage des Abrückens entgegengesehen. Beim letzten Appell wurden die zum Abmarsch im Spätherbst 1914 bereitstehenden Rekruten auf dem Kasernenhofe in Gegenwart ihrer Eltern noch einmal gehörig abgekanzelt und mit Schimpfworten traktiert. Kein freundliches, aufmunterndes Wort wurde ihnen beim Abschied von den Offizieren zuteil. Nichts aber

konnte die Kriegsfreiwilligen anfechten; frohen Mutes und stolz erhobenen Hauptes marschierten sie aus der Kaserne, begleitet von den ob der rauhen Behandlung entrüsteten Angehörigen und den weinenden Müttern. Werner kam mit seinem unzertrennlichen Freunde und Kameraden Jannasch zunächst noch nach Magdeburg zum Feldartl.-Regt. Nr. 40, wo sie es weit besser als in Köln hatten. Anfang 1915 rückten beide mit dem Ersatze ins Feld nach Frankreich. Hier standen sie kämpfend vor Arras und vor der Lorettohöhe bei Lens. In der Schlacht bei Loos schwebten sie in großer Lebensgefahr. Jannasch geriet schwer verwundet in französische Gefangenschaft, Werner entging nur mit knapper Not diesem Lose. Seitdem war er auf alles gefaßt, und ein gewisser Fatalismus war über ihn gekommen. Wem es bestimmt ist, der kann dem Schicksal nicht entfliehen. In dieser Stimmung schrieb er schon damals seinen „letzten Brief" an seine Eltern, den er in seiner Brieftasche ständig bei sich trug. Ich habe diesen Brief seiner Zeit der Burschenschaft zu seinem ehrenden Gedächtnis mitgeteilt, weil er Werners Denkart am besten offenbart, und sich in ihm seine totverachtende Vaterlandsliebe und Opferwilligkeit, hinter der die Sorge um die eigene Person ganz zurücktritt, klar und rein wiederspiegelt. Gefahrvollen Gelegenheiten ängstlich aus dem Wege zu gehen, war nicht seine Art. Nicht als ob er ein unbesonnener Draufgänger war, aber ihn erfüllte ganz das Verlangen des ernsten Menschen nach Selbstbewährung. Deshalb fand er im Stellungskriege keine rechte Befriedigung und sehnte sich nach Betätigung, bei der er freiwillig seine ganze Kraft und für seine Jahre schon stark ausgeprägte Persönlichkeit einsetzen konnte. Wie leicht hätte er es gehabt, sich als Mediziner aus der Front herausziehen zu lassen; aber er wollte nicht. In seinen letzten Feldbriefen gab er seiner großen Befriedigung Ausdruck, daß der Stellungskampf nun endlich aufgegeben würde und sein Korps (4) in die schweren Kämpfe an der Somme mit eingesetzt werden sollte. Am 14. Juli 1916 stand er, inzwischen zum Vizewachtmeister befördert, mit seiner Batterie in der Nähe von Bapaume zwischen Martinpuitsch und Bazentin le petit dicht vor dem Feinde. Die Engländer hatten die Nacht über ein mächtiges Trommelfeuer eröffnet und die Telefonverbindungen zerstört. Werner erhielt als Führer des Fernsprechtrupps frühmorgens den Auftrag, die Fernsprechleitungen wieder herzustellen. Bei dieser Tätigkeit, die er mit einem Kameraden allein im stärksten Granatfeuer ausübte, ereilte ihn das Schicksal. Von einem Granatsplitter in die Brust getroffen, sank er hin, konnte sich aber noch aufraffen und in den naheliegenden Infanterie-Schützengraben retten. Hier wurde ihm der erste Verband angelegt und er sodann in das in einem Schlosse untergebrachte Feldlazarett in Villers au flos transportiert. Zwei Tage später — am 16. Juli — erlag er seiner Verwundung infolge Lungenblutung und plötzlich eingetretener Embolie. Vom Lazarett aus vermochte er noch zwei Briefe, den letzten kurz vor seinem Tode, an uns zu schreiben. Er wußte nicht, daß die Lunge verletzt war, und gab sich noch bis zuletzt der Hoffnung hin, in den nächsten Tagen mit einem Lazarettzuge in die Heimat zurückgebracht zu werden. Das Eiserne Kreuz, das ihm zugesichert gewesen war, hat er nicht mehr entgegennehmen können. Die Todesnachricht wurde mir durch einen Polizeikommissar während einer Strafkammersitzung übermittelt. Ich begab mich sofort ins Kampfgebiet an der Somme nach Villers au flos und erfuhr hier, daß man

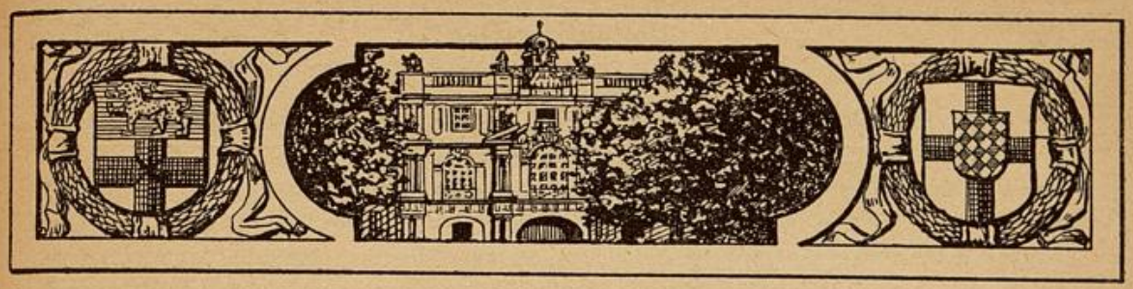
Werner schon auf dem Friedhof beerdigt hatte. Meine schwersten Stunden habe ich dann erlebt. Ich ließ die Leiche durch gerade des Weges kommende Schanzenarbeiter, die sich mir bereitwilligst zur Verfügung stellten, ausgraben, und fuhr mit ihr in einem Lastauto nach dem 60 km entfernt liegenden St. Quentin zurück, von wo die Überführung nach Duisburg erfolgte. Auf der Grabstätte der Familie Nieten hat Werner seine letzte Ruhestätte gefunden. Bei der Beerdigung erwies ihm die Burschenschaft alemannische Ehren. Mit großer Liebe hat Werner an der Burschenschaft gehangen. Das schwarz-rot-goldene Band trug er auf der Brust, als das feindliche Geschoß sie durchbohrte; auf dem Verbandsplatze ist es abhanden gekommen. Werner war von echt burschenschaftlichem Geiste erfüllt, ein starker Charakter, bei aller Tüchtigkeit und Begabung bescheiden und besonnen, mehr nach innengekehrt, gerade und aufrichtig, kein Mann vieler Worte, lauter und wahr, gesund an Leib und Seele, treu und liebenswert. Er genoß die Achtung und Zuneigung aller, die ihn näher kannten. Er hat uns Eltern nur Freude bereitet. Mir war er ein wahrer Freund geworden, der alles mit uns beriet und teilte, was uns bewegte und wir erlebten. Mit ihm ist die Sonne in unserm Hause untergegangen. Gottlob, daß in ihm bis zu seinem letzten Atemzuge der Gedanke lebendig war, den Vesper in die erhabenen Worte gefaßt hat:

„Eins steht groß in den Himmel gebrannt:
Alles darf untergehen,
Deutschland — unser Mutter- und Kinderland —
Deutschland muß bestehen."

Wohl unsern gefallenen Bundesbrüdern, die so glaubensfroh den Tod fürs Vaterland erlitten und unsere Schmach und Schande, die uns Lebende niederdrückt, nicht mehr erlebten.

Blut verpflichtet und erheischt Sühne! Wann wird aus den Gebeinen unserer lieben Gefallenen der Rächer erstehen?

Julius Bockamp



Martin Petersen.

S. S. 13.

Eine sonnige Natur war Martin, ein tatkräftiger Mensch mit idealen Bestrebungen, begeistert für alles Edle, Schöne und Männliche, besonders aber für seine Alemannia und sein Vaterland. Lauter und stark ist der deutsche Idealismus in ihm zum Ausdruck gekommen. Gewiß war das seiner Väter Erbteil, ist er doch in einem sittlich-religiösen Hause voll Seelenadel und Herzensreinheit erzogen worden. Als Sohn des Superintendenten und Pfarrers Petersen wurde Martin am 23. Juli 1892 in Wiehl, Bez. Köln, geboren. Eine goldene Kindheit war dem Jungen im fröhlichen Kreise von sieben Geschwistern beschieden. Sein anschmiegendes Wesen gewann ihm im Dorf bei alt und jung viele Freunde. Da er als Pastorsföhnlein in der Schule den andern Schülern vorgezogen wurde, entschlossen sich die Eltern schweren Herzens, ihn auf das Pädagogium nach Godesberg zu geben. Dort wohnte er das erste Jahr mit seinen beiden älteren Brüdern im Rektorat, sich nur schwer an das Anstaltsleben gewöhnend. Während der folgenden Jahre lag er zweimal an Gelenkrheumatismus und Lungenentzündung schwerkrank darnieder. Nach dem Tode seines Vaters siedelte seine Mutter mit allen Kindern nach Herford über, wo Martin in der Folgezeit das Gymnasium bis Oberprima besuchte. Am 2. Februar 1913 bestand er das Abiturium; aber statt der heißersehnten Mulusfreiheit warf ihn ein schwerer Gelenkrheumatismus aufs Krankenbett.

Sein sehnlichster Wunsch, das Burschenschafterband zu erringen, drohte durch die Folgen seiner Krankheit zunichte zu werden, war doch ein dauernder Herzfehler zurückgeblieben. Sein stählerner Wille setzte es durch, daß er trotzdem er noch nicht völlig genesen war, doch Anfang Mai 1913 sein medizinisches Studium in Bonn aufnehmen und sich seiner lieben Alemannia als Konkneipant anschließen konnte. Zu seinem größten Schmerz mußte er es sich versagen, gleich voll aktiv zu werden; aber das Versprechen, das er seiner Mutter beim Abschied gegeben hatte, nämlich mit Rücksicht auf seinen Gesundheitszustand vorläufig nicht den Schläger zu führen, hielt er. Seine Begeisterung für die Alemannia ließ ihn dann aber doch nicht eher ruhen, bis er Anfang Juni als vollwertiges Mitglied der Burschenschaft aufgenommen war. Wenn er sich auch anfangs noch schonte und mit Rücksicht auf seinen Gesundheitszustand mancher Pflichten enthoben wurde, so arbeitete er doch mit aller Energie darauf hin, seinen Körper zu stählen und den andern Bundesbrüdern an sportlicher Leistungsfähigkeit nicht nachzustehen. Dank seinem eisernen Willen konnte er bald mit uns anderen Schritt halten.

Auf dem Fechtboden, beim Schwimmen und Rudern, überall stand er seinen Mann. Auf mehrtägigen Streifzügen in die Eifel und in den Westerwald haben wir damals unserer Abenteurerlust und unserm jugendlichen Übermut freien Lauf gelassen, und selten habe ich einen treueren und zuverlässigeren Kameraden kennen gelernt. Mit welcher Liebe und Hingebung er dabei immer seiner Mutter gedachte, davon zeugen die Briefe, die er in jener Zeit nach Hause sandte. Kurz vor seiner Inaktivierung und vor Kriegsausbruch schrieb er an seine Mutter:

„Die Sturm- und Drangperiode ist vorüber; ich möchte hoffen, Dir von nun an nur noch soweit zur Sorge zu gereichen, als diese Mutterſorge, nach dem von Herzog geprägten Wort, 'Mutterglück' bedeutet. Gerade jetzt am Ende meiner Aktivitas glaube ich behaupten zu können, daß die Hauptgrundlagen meiner Lebensanschauung in den ersten drei Semestern gelegt sind, und ich hoffe, daß dieses gewisse 'zur Ruhe kommen' einen gesunden Weiterbau in Anschauungen und Ansprüchen zur Folge hat. Und ich möchte an dieser Stelle zum Ausdruck bringen, daß nach meinem ruhe- und haltlosen Pennälerleben gerade mein Bund der einzig richtige Weg zur inneren Ruhe und Einsicht gewesen ist. Wenn ich das, was die Alemannia von mir verlangt, im Leben treu erfülle, dann hoffe ich, daß für Dich auch noch Tage der Freude den Jahren der Sorge folgen werden . . ."

Nur zu bald sollte er Gelegenheit haben, das Vaterlandsprinzip seiner Burschenschaft würdig zu vertreten. Noch bevor die Kriegserklärung herauskam, verließen wir damals alle Bonn, um uns bei einem unserer Heimatsregimenter freiwillig zu stellen. So auch Martin. Im folgenden lasse ich seine Mutter reden, wie sie in einer Schrift „Der Lebensfrühling meiner Söhne" den Heldentaten ihrer beiden gefallenen Söhne Hans und Martin ein Denkmal gesetzt hat. Sie schreibt:

„Ich sehe ihn noch, wie er am 1. August, morgens nach einer Nachtfahrt von Bonn, vor mir stand, er, der fröhliche Student im vierten Semester, der sorglos begeisterte Burschenschafter, dem das Leben in tausend Farben winkte — nur den einen Gedanken verfolgend, als Kriegsfreiwilliger bei den Bückeburger Jägern angenommen zu werden. — 'Du, mit deinem schwachen Herzen?' 'Ich lasse nicht nach, bis ich's erreiche;' — und dann die jubelnde Karte: 'Ich sitze schon in der Jägeruniform.' So oft er frei hatte, fuhr ich zu ihm, konnte immer mehr wahrnehmen, wie die Lust am frischen, fröhlichen Kriege sich verwandelte in männlichen tiefen Ernst angesichts der großen Verluste seines Bataillons in Flandern. Er schrieb wenig; denn 'ich bin nach dem Dienst immer tot'. Vor seinem Ausrücken nach Frankreich, am 4. Oktober 1914: 'Gestern wurden uns die Totenmarken umgehängt. Sollte ich sie wieder heimbringen, so war ich noch nicht wert, mit den Brüdern den Heldentod zu sterben; sollte meine Kugel gegossen sein, dann falle ich für die gute Sache, und Deine und meine Gebete werden dann erhört werden.' — Am 14. Oktober 1914 schreibt er seiner Schwester: 'Heute vor acht Tagen hatten wir die hohe Ehre, von Sr. Majestät, dem obersten Kriegsherrn, besichtigt und von ihm in einer kurzen Ansprache zur freudigen Hingabe für das Wohl des deutschen Vaterlandes angespornt zu werden. Ich werde diesen Augenblick auf historischem Boden — es war bei Gravelotte auf dem Hügel, von dem aus der alte

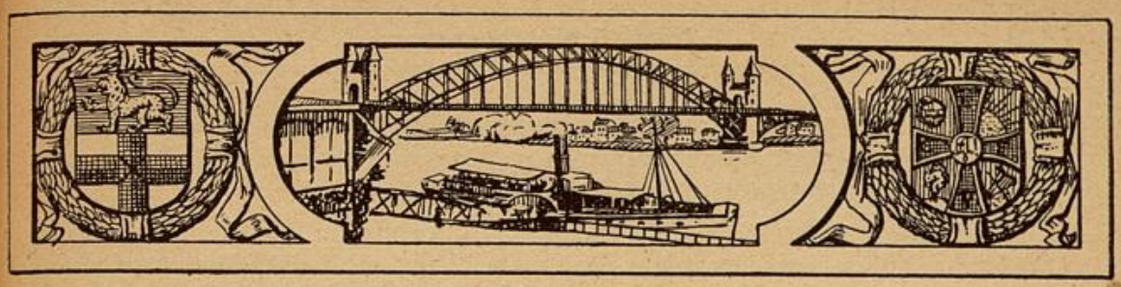
Kaiser die Besetzung von Metz dirigierte — nie vergessen. Wir warten nun sehnlich auf die Erstürmung Verduns, auf daß es im Hurra weiter geht nach Paris. Es herrscht ein wunderbar ernster Geist in meinem Bataillon. Wir haben gestern unter freiem Himmel einen erhebenden Feldgottesdienst mitgemacht und sind jederzeit bereit, unser Blut zum Wohl des Vaterlandes fließen zu lassen. Wenn ich falle, trauert nicht um mich; seid stolz, einen Sohn und Bruder dem Vaterlande geopfert zu haben. Mit dem Kriege ist vieles anders geworden. Er wird mir die ersehnte Ruhe bringen, sei es am heimischen Herd bei Euch oder an der Seite unseres lieben Vaters.' — In einem späteren Briefe: 'Zum erstenmal wird es mir offenbar, daß das Pflichtgefühl das Lebenselement eines jeden Menschen ist; und wohl dem Soldaten, der jetzt seine Pflicht tut, der Mann kann dem Tode ruhig ins Auge sehen!' Am 24. November kam er auf der Fahrt nach dem Osten durch Bielefeld; ich fand ihn, trotz Mitternacht, trotz der Tausende von Menschen auf dem Bahnhof Bückeburg, fuhr mit ihm bis nach Hannover, wir beide der Welt entrückt vor Seligkeit des Wiederhabens. Noch ein kurzes Winken — der Zug fuhr weiter, hinein in die finstere Nacht; und vor meiner Seele stand plötzlich — und greifbar jener geharnischte, römische Jüngling, der in den über ihm sich schließenden Abgrund sprang, um das Vaterland zu retten. — Nach mehrtägigen Märschen auf Polens hartgefrorener Erde stand die Kompagnie am 3. Dezember morgens um ihr Biwakfeuer, alle Grüße heimwärts schreibend. Der von Martin lautet: 'Wenn Ihr jetzt lange nichts von mir hört, so wißt, daß es mir gut geht.'

Blutigrot geht die Sonne auf. Die Deutschen marschieren rastlos weiter, die Kosaken immer vor sich her treibend. Da gegen 11 Uhr: feindliches Flankenfeuer aus einem Wäldchen! Furchtbar sind die Verluste, auch Martin stürzt tödlich getroffen zu Boden. Die Überlebenden stürmen weiter, bis sie in dem Ufergestrüpp eines kleinen Baches Deckung finden und das Feuer gegen die andringenden Russen aufzunehmen vermögen. Doch die feindliche Übermacht ist zu groß, Tod oder Gefangenschaft droht den tapferen Jägern. Im letzten Augenblick kommt Hilfe. Die Geschosse der Maschinengewehre der 244er schlagen, über die Köpfe der liegenden Jäger hinweg, den anstürmenden Russen entgegen. Ein nochmaliger Sturmangriff der Unseren wirft sie in regelrechte Flucht. Auf dem Felde der Ehre aber liegen die toten Jäger, den Körper in schräger Haltung, fast alle noch im Anschlag, die Front dem Feinde zugewandt. Über Martin Petersens sterbliche Hülle beugt sich sein liebster Kamerad und schaut ihm mit umflortem Blick in sein stilles, blasses Antlitz. Gedanken kommen und gehen, Gedanken an gemeinsam verlebte köstliche Stunden, an schwere Strapazen und erkämpfte Siege, an gemeinsame Wünsche und Hoffnungen, an treueste Kameradschaft und nun —..."

„Eine Kugel kam geflogen:
Gilt es mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggerissen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wärs ein Stück von mir."

Mit linder Hand entnimmt der Freund den Kleidern des friedlich Schlummernden — einer letztwilligen Weisung folgend — das Alemannenband, von dem der Jüngling sich auch im Felde nicht zu trennen vermochte, sowie die Uhr und das Testament, um sie den Lieben daheim zu senden. Noch ein stiller Gruß — und Martin Petersen ist allein. Fern der Heimat, aber unvergessen, schlummert er inmitten seiner Kameraden dem Auferstehungstage entgegen. —

K. Lahme



Ernst Schlenkermann.

S. S. 13.

Zum Schutz der Ehr' die Kraft der Hand,
das Herz voll Lieb zum Vaterland,
für Freiheit die Gedanken!
Das ist des echten Burschen Art,
zu der er hält und die er wahrt
ohn' Schwanken.
Sitzt froh im Kreis der Musensohn
beim vollen Glas, so schallt ein Ton
voll Mut durch seine Lieder;
in allen klingt der Spruch bekannt
„für Ehre, Freiheit, Vaterland"
stets wieder.

Auf unseren Hochschulen ist von der Studentenschaft immer das deutsche Lied gepflegt worden, und auch unsere Burschenschaft war immer eine Stätte, in der deutsche Volks-, Vaterlands- und Studentenlieder fröhlich erschallten. Die Büste unseres J. W. Lyra in der Mauer des Schänzchens ist uns nicht das weiße Marmorbild eines unvergeßlichen Bundesbruders, sondern das stolze Symbol dafür, daß das deutsche Lied in unserer Burschenschaft als ein Stück unseres Volkstums gepflegt wird, und daß wir stolz darauf sind, daß einer aus unseren Reihen es durch neue Melodien bereichert hat. So ein sangeskundiger und sangesfroher Bundesbruder war auch Ernst Schlenkermann. All die schönen Lieder vom Rhein, vom Wein, vom Wandern, von deutschem Stolz und deutschem Sehnen kannte er und andächtig lauschten die Bundesbrüder, wenn seine Laute dazu neckisch und fröhlich jauchzte oder in ernsten Tönen erklang. Und auch in seinen Liedern klang als Unterton der alte Burschenschafterspruch „für Ehre, Freiheit, Vaterland" immer wieder hervor.

Als einziger Sohn des Rektors Ernst Schlenkermann und seiner Gattin Ottilie, geb. Kellermann, am 4. Juni 1894 zu Dortmund geboren, verließ er mit einem glänzenden Reifezeugnis zu Ostern 1913 das Realgymnasium seiner Vaterstadt, um in Bonn Medizin zu studieren. Während des ersten Sommersemesters war er Militärfuchs beim Bataillon der 160er in Bonn, gleichzeitig wurde er durch seinen Vetter Willy Ploeger der Allemannia zugeführt. Mit einem fröhlichen, sonnigen Gemüt beglückt, fühlte er sich in der rheinischen Musenstadt im Kreise der Bundesbrüder sehr wohl. Seine glänzenden Fähigkeiten in Ausübung der schönen Künste — neben seiner musika-

lischen Begabung besaß er ein ausgesprochenes Talent für Zeichnen und Malen — ließen ihn sein Fachstudium nicht vergessen, wofür das während eines Kriegsurlaubs mit „sehr gut" bestandene medizinische Vorexamen Zeugnis ablegte.

Die Mobilmachung rief ihn als Sanitätsgefreiten zu den Fahnen und führte ihn auf den westlichen Kriegsschauplatz. Hier verweilte er, mit kleinen Unterbrechungen zur Förderung seines Studiums, bis zum Ende des Krieges, rückte bis zum Feldhilfsarzt auf und wurde mit dem Eisernen Kreuz II. und I. Klasse ausgezeichnet. Er machte den Rückmarsch des unbesiegten Heeres in das zusammengebrochene Vaterland mit und kehrte kurz vor Weihnachten 1918 ins Elternhaus zurück. Äußerlich frisch und gesund trug er schon den Todeskeim einer schleichenden Krankheit, entstanden durch die Strapazen und Entbehrungen des 4jährigen Felddienstes, in der Brust.

Nach kurzer Erholung ging er im Januar 1919 nach Leipzig, um sein medizinisches Studium zu vollenden. Doch bald wurden die Anzeichen seiner Erkrankung deutlicher. Mit zähester Energie kämpfte er gegen sein Leiden an und schon hatte er im Institut für Geschichte der Medizin an der Universität Leipzig seine Doktorarbeit vollendet, und der Termin seines Staatsexamens stand vor der Tür, da gebot der Zustand seiner Lunge dem Schaffensfreudigen energisch Einhalt.

Er mußte sein Studium abbrechen und suchte in den herrlichen Höhen des Schwarzwaldes Heilung. Über ein Jahr verbrachte er dort im Sanatorium von Todtmoos, sehnsüchtig schauend über die bewaldeten Berge hinaus ins deutsche Vaterland, das er so sehr liebte, und das er so oft mit seiner Laute durchwandert hatte. Aber alles vergebens! Sein Zustand wurde immer bedenklicher, und schon ließ sich der Tag der Auflösung voraussehen. Er wollte nicht draußen sterben und veranlaßte seinen Vater, ihn in die Heimat abzuholen. Hier langte er am 1. Juli 1921 als totwunder, siecher Mann an. Noch einmal drückten ihm die Freunde und Bundesbrüder, die an sein Sterbebett geeilt waren, die Hand, und dann schloß Ernst Schlenkermann am 10. August 1921 die Augen für immer. Alle Dortmunder Bundesbrüder geleiteten ihn zu Grabe, und die alte Fahne unserer Burschenschaft, von Bonn herübergeholt, flatterte und knatterte im Winde eines regnerischen Tages über seiner Gruft. Und es war, als heulte der Wind in den Lüften die alte Lyrasche Melodie:

„Die Trommel ruft ins Land hinaus;
sie ruft den Mann zum blut'gen Strauß. —
Der Bursch eilt, sich zu rüsten.
Er zieht zum Kampf um süßen Preis;
zum Abschied Mädchenlippen heiß
ihn küßten. —
Es lag so still das Leichenfeld;
des Mondeslicht es bleich erhellt,
fiel auf ein Kreuz vor allen,
darauf mit goldnen Lettern stand:
„Für Ehre, Freiheit, Vaterland
gefallen!"

W. Brauß

Gustav Müller.

S. S. 14.

Über unsern jungen Bundesbruder Gustav Müller habe ich nur dürftige Mitteilungen erhalten, am meisten noch von seiner verwitweten Mutter. Geboren ist Gustav Müller als Sohn des Eisenbahnsekretärs August Müller am 30. Mai 1895 zu Hagen i. W. Die Familie verzog später nach Elberfeld. Von 1905 bis 1914 besuchte Gustav das dortige Gymnasium. Er hatte, wie seine Mutter schreibt, ein weiches und gutes Gemüt, es war ihm stets eine Freude, seinen Mitschülern helfen zu können. Er war ein tüchtiger Schüler, fleißig und strebsam, aufrichtig und ohne Falsch, und darum bei seinen Lehrern und Kameraden geschätzt und beliebt. Eine besondere Vorliebe hatte er für die Musik. Für die Spargroschen, die er von seinen Eltern für gute schriftliche Arbeiten erhielt, und den Erlös aus dem Privatunterricht, den er jüngeren Schülern erteilte, erstand er eine eigene Trompete, das Ziel seiner Sehnsucht. Prächtig wußte er sie in der Schülerkapelle des Gymnasiums zu blasen. Wegen seines Eifers und seiner musikalischen Veranlagung wählten ihn seine Kameraden zu ihrem Kapellmeister. Gustav war stolz auf die neue Würde und setzte seine ganze Kraft und sein Können ein, das auf ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen.

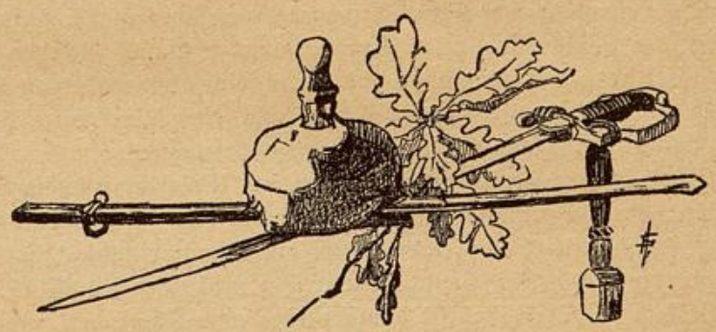
Ostern 1914 bezog er die Universität Bonn, um Medizin zu studieren und gleichzeitig im ersten Semester seiner militärischen Dienstpflicht zu genügen. Es war ihm eine besondere Freude, als er von seinen Eltern die Erlaubnis erhielt, bei den Alemannen aktiv zu werden. Die Burschenschaft war sein Stolz und sein Glück. Noch heute ist es seiner Mutter ein Trost, daß sie damals mit ihrem Mann der innigen Bitte des Sohnes entsprochen hat, trotzdem die Erfüllung der Bitte der in einfachen Verhältnissen lebenden und noch mit anderen Kindern gesegneten Familie erhebliche Mehrkosten auferlegte, deren Aufbringung ihr wahrlich nicht leicht wurde. Nur ein Semester durfte der Jüngling sich seiner goldenen Jugendzeit in Bonn erfreuen. Dann kam der Krieg.

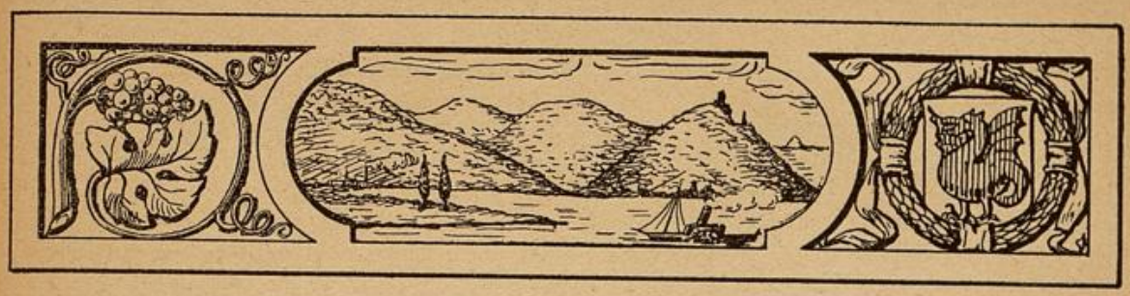
Als Einjährig-Freiwilliger im Inf.-Regt. 160 rückte er sofort ins Feld. Es war ihm vergönnt, den unaufhaltsamen Siegesmarsch der deutschen Truppen durch Belgien nach Frankreich hinein mitzumachen. Die wenigen Briefe und Karten, die er aus dem Felde in die Heimat zu schicken vermochte, atmeten trotz alles Schrecklichen, das der junge Krieger schauen mußte, unbedingte Siegesgewißheit. Mit rührender Liebe gedenkt er im Kriegsgetümmel der Eltern und Geschwister und vergißt auch die übrigen Verwandten nicht. „Möchten doch Papa und Onkel," so schreibt er, „in dieser schweren Zeit sich wiederfinden!"

Am 26. August überschritt das Regiment die Grenze zwischen Belgien und Frankreich. Die letzte Karte erhielten Gustavs Eltern aus Givet. Einige Wochen der Ungewißheit folgten, dann kam ein ins Feld gesandter Brief mit dem einfachen, in seiner Schlichtheit aber um so erschütternder wirkenden Vermerk zurück: „Gefallen auf dem Felde der Ehre."

Gustavs Bataillon machte in der Frühe des 19. Septembers einen Sturmangriff auf Souain. Als man auf eine Entfernung von 200 bis 300 m vor dem Dorf angelangt war, mußte man vor dem feindlichen Feuer Halt machen. Die Mannschaften warfen sich nieder. Im Liegen erhielt Gustav einen Schuß in den Kopf. Lautlos sank sein Haupt auf die Hände. Er war sofort tot. Bei Einbruch der Dunkelheit wurde er mit seinen gefallenen Kameraden in einem Massengrab in der Nähe des Forsthauses von Perthes beigesetzt.

Gustav Müller war einer der ersten in der großen Schar der Helden, die der grimme Tod unserer Burschenschaft während des Krieges entriß. Aber er ist nicht umsonst gefallen. Er gehört mit zu der blutigen Edelsaat unseres Volkes, die dermaleinst aufgehen wird zu köstlichem Gelingen.





Wilhelm Baukloh.

S. S. 14.

Am 17. März 1895 wurde an einem schönen Sonntagnachmittag mein Bruder Willi zu Eving, Kreis Dortmund, geboren. Im Elternhause erzogen, besuchte er vom 6. bis 10. Lebensjahre die Volksschule zu Eving und kam dann auf das Städtische Gymnasium zu Dortmund. Hier bestand er am 17. März 1914, seinem Geburtstage, die Reifeprüfung, wozu ihm der Direktor Geheimrat Dr. Franz besonders gratulierte, da dieser Tag ja für ihn ein doppeltwichtiger und unvergeßlicher Tag sein und bleiben werde.

Schon von Kindheit an besaß er große Vorliebe für die plattdeutsche Sprache, in der er sich vor allem mit seinem Großvater gern unterhielt. An seinen Eltern und Geschwistern hing er mit rührender Liebe, ganz besonders an der Mutter, deren liebevolles und aufopferungsfähiges Wesen er in hohem Maße geerbt hatte. Als ältester von drei Brüdern war er meinem Bruder Fritz und mir bei unserm Tun und Treiben in jeder Beziehung ein gutes Vorbild. Warnend trat er uns jüngeren entgegen, wenn wir etwas tun wollten, was wir nicht durften, ohne dabei aber jeden dummen Streich zu verwerfen.

Nach bestandenem Abiturientenexamen bezog er mit 19 Jahren die Universität zu Bonn, um Jura zu studieren. Bei seinem freundlichen und zuvorkommenden Wesen und gediegenem Charakter erfreute er sich bald in seinem neuen Bekanntenkreise eines guten Ansehens. Zu seinen besten Freunden gehörten seine Bücher. Was er an Geld übrig hatte, verwandte er zur Erweiterung seiner Bibliothek. Mit innerer Zufriedenheit saß er oft stundenlang in seinem Studierzimmer und las in seinen Büchern oder ordnete sie nach neuen Gesichtspunkten. Außer Jura interessierten ihn besonders deutsche Literatur und Landwirtschaft. Seine Kenntnisse in der Literatur baute er neben seinen Studien in Rechts- und Staatswissenschaften in Bonn weiter aus, zumal er dazu durch die reichhaltige Universitätsbibliothek die beste Gelegenheit hatte. Dabei aber genoß er das sorgenfreie Studentenleben nach den arbeitsreichen Jahren auf der Schule mit voller Hingabe. Er wurde aktiv und verlebte frohgemute Stunden im Kreise seiner Bundesbrüder. Von denselben standen ihm sein Leibbursch Kurt Jansen und Ernst Schlenkermann besonders nahe. Letzterer hatte ihm einst, als das Boot auf dem Rhein umschlug, das Leben gerettet.

In Willis erstes Semester fiel das 70 jährige Stiftungsfest der Burschenschaft. Schon waren alle Vorbereitungen getroffen, da brach der Krieg aus und machte alle die schönen Pläne zunichte.

Willi fuhr mit seinen Bundesbrüdern sofort heim und trat dann als Kriegsfreiwilliger in das Lothring. Feldart.-Regt. Nr. 69 ein, das damals nach Minden i. W. verlegt worden war. Er fand an dem militärischen Leben solche Freude, daß er schon bald nach seinem Eintritt sich endgültig für den Offiziersberuf entschied. Als Fähnrich im Inf.-Regt. 78 zog er im April 1915 ins Feld. Seine eiserne Auffassung vom Soldatenberuf kennzeichnen die Worte, die er auf die erste Seite seines Kriegstagebuches gesetzt hat: „Pflichterfüllung ist das höchste Lebensprinzip moderner Menschheit, daraus erwachsen Lebensfreude und stolze Genugtuung."

Als Fähnrich machte er die siegreiche Offensive gegen Rußland bis tief in die Rokitnosümpfe mit. Beim Sturm auf Brest-Litowsk war er beteiligt. Als dann im September desselben Jahres die französische Offensive in der Champagne einsetzte, wurde sein Regiment vom Osten nach dem Westen verlegt und nahm an der Winterschlacht hervorragenden Anteil.

Im Herbst 1915 erhielt Willi Baukloh das Eiserne Kreuz II. Klasse und seine Beförderung zum Leutnant. Er schrieb an seine Eltern: „Wir haben die Höhe 193 (Arbrehöhe), den sogenannten Hexenkessel, zu behaupten. Diese Höhe zieht sich hufeisenförmig hin; von allen Seiten sind wir dem feindlichen Feuer ausgesetzt. Heute ist der letzte Tag, den wir noch aushalten müssen. Was das geheißen hat, diese Höhe zu halten, davon macht Ihr Euch keinen Begriff. Heil kamen wir Sonntag abends in Stellung und lösten das 2. Bataillon des 12. Grenadier-Rgts. ab, das sieben Tage hier gelegen hatte. Montagmorgen gleich bei Tagesanbruch begann die französische Kanonade, vor allem Minenfeuer; mit 1½ Zentner schweren Granaten, die man ankommen sieht und denen man leicht ausweichen kann, warf der Feind unsern ganzen Graben ein. Dann tagsüber das übliche Granat- und Schrapnellfeuer."

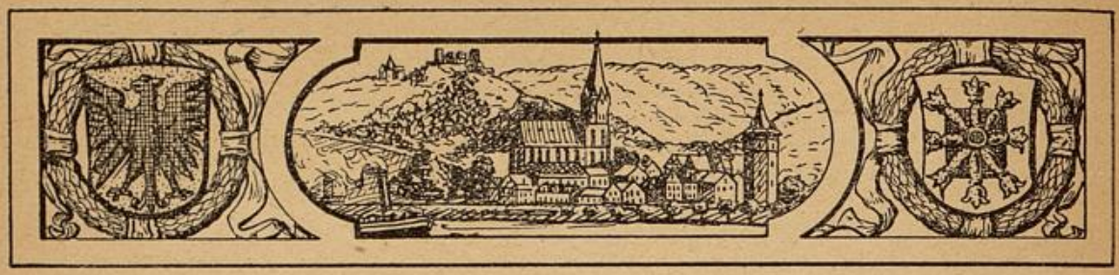
Weiter kämpfte Willi bei Hurtebise und lag im Kloster Vauclerc. Im Juni 1916 kam sein Regiment wieder nach Rußland. Bei der Brussilowoffensive erhielt Willi eine schwere Verwundung an der rechten Brustseite. Drei Wochen lang lag er im Kriegslazarett zu Brest-Litowsk und hierauf vier Monate in einem Privathause in Berlin. Zur weiteren Ausheilung wurde ihm noch eine 6wöchige Kur in Goslar bewilligt. Dann kehrte er in seine Garnison Osnabrück zurück. Im Juni 1917 wurde er abkommandiert zum Truppenübungsplatz Munster in Hannover, wo er fünf Monate Bataillonsadjutant war. Freiwillig meldete er sich — obwohl noch nicht vollständig wiederhergestellt — im September wieder fürs Feld und wurde dem Res. Inf.-Regt. Nr. 77, das bei Lille stand, überwiesen. Am 1. März 1918 wurde er Führer der 5. Kompagnie.

Die große Frühjahrsoffensive 1918 hat er anfangs gut überstanden. Als dann aber das Regiment nach Arras kam, wurde er am 7. April durch einen Granatsplitter bei der Führung seiner Kompagnie zur vorderen Grabenstellung schwer verwundet. Am 9. April 1918 erlag er seiner Verletzung in dem Württembergischen Feldlazarett 502

in Estrée, südlich von Douai. Auf dem Ehrenfriedhof zu Estrée ist er beerdigt worden. Er war eingereicht zum Eisernen Kreuz I. Klasse.

Mit großer Mühe und unter unendlichen Schwierigkeiten wurde seine Leiche am 1. Oktober durch Freundeshand nach Dortmund überführt und in der Erbgruft in Derne beigesetzt.

H. Baukloh



Fritz Patzer

S. S. 14.

Fritz Patzer war keiner von den Füchsen, auf die der Fechtwart mit stolzer Hoffnung schaute. Zu schnell war er in die Höhe geschossen. Es war keiner von denen, auf die wir uns vertrösteten, wenn die Franken uns im p. p. übel zugerichtet hatten. Aber als dann jenes wahre pro patria ausgefochten wurde gegen die, deren Land auch nach dem deutschen Stamme der Franken sich nennt, da hat er seinen Mann gestanden als der Besten einer.

Am 24. November 1895 wurde er in Essen als Sohn des Regierungsrates F. Patzer geboren. Nach einem glänzenden Abiturientenexamen kam er im Sommer 1914 zu uns nach Bonn. Nur vier kurze Monate konnte er des Lebens Mai genießen. Man möchte rückschauend dankbar dafür sein, daß er es tat, daß er alle die edlen Freuden kostete, die unsere Allemannia ihren Getreuen zu bieten hat, daß er, der Treue und Fleißige, seinem eigenen Wesen in diesen vier Monaten ein Schnippchen geschlagen hat. Denn Kolleg und Schreibtisch hat er in diesen Wochen nur ab und zu gesehen.

Über seine kurze Studienzeit und über seinen Wert als Freund schreibt uns sein Jugendgenosse Herr Hugo Kasten folgendes:

„Ja, der Krieg verschlingt die Besten! Wie oft hat nicht der unbarmherzige Schnitter Tod in den vier mörderischen Jahren, die hinter uns liegen, dies Wort Schillers in uns wachgerufen und seine Wahrheit bekräftigt! Die Blüte hoffnungsvoller Jugend haben wir draußen auf den Schlachtfeldern lassen müssen, und zu der blutigen Saat, mit der wir so viel fremde Erde düngen mußten, sollte auch er, mein unvergeßlicher Freund, gehören — und auch er war der Besten einer!

Immer war er mein liebster, um nicht zu sagen einziger Kamerad gewesen. Gemeinsam haben wir die Bänke des Kölner Marzellengymnasiums gedrückt, wo er stets durch ungewöhnlichen Fleiß und hervorragende Begabung seinen Mitschülern voranleuchtete; gemeinsam haben wir die fröhliche Kunst des Tanzens erlernt und beim ersten „Versuch mit Damen" unsere mühsam einstudierten Verbeugungen klopfenden Herzens den gestrengen Schönen produziert; gemeinsam die Freuden des ersten Maskenballes genossen und im bunten Wirbelreigen des letzten Faschings geschwelgt, der das alte heilige Köln auf den Kopf stellen durfte— bald, wie bald sollten andere Zeiten kommen!

Das junge Herz geschwellt von Frohmut und Lebenslust, bezog er dann die Bonner Universität, von wo er mir launige Briefe schrieb, die von seiner frischen Freude am ungebundenen studentischen Leben beredtes Zeugnis ablegten. 'Punkt

¼ vor sieben' — schildert er seinen Tageslauf — 'klopft es an meine Tür. Ich gebe einen unartikulierten Laut von mir, worauf besagtes Klopfen aufhört. Die Minuten langsam durchkostend, liege ich dann im Bett, sie auf der Zunge zergehen lassend wie ein Feinschmecker. So bis 7¼. 7 Uhr 20 befinde ich mich auf der Straße, im eiligsten Galopp zur Schanze. Kleidungsstücke: 1. Schuhe, 2. Strümpfe, 3. Nachthemd, 4. Hose, 5. Pekesche. ½8 bis 8¼ Paukboden nebst nachfolgender erstmaliger Waschung. Alsdann gehe ich im langsamsten Tempo heim, worauf ich nach der angestrengten Tätigkeit mit Behagen den Morgenkaffee schlürfe. Darauf Sofarekeln bis 10. Um 10¼ finde ich mich in der Badeanstalt wieder; die folgenden Stunden dagegen sind der Jurisprudenz gewidmet. Von 11 bis 1 sitze ich im Kolleg (o Bergeslast der Arbeit!!!). Endlich Mittagessen mit den Bundesbrüdern, um 2 nachmittags Pennen bis ¼4, dann eine Stunde Kolleg. Kaffee trinkt man im Café Müller, wobei die vorübergehende Damenwelt den Hauptgegenstand des Interesses bildet. Es folgt der Abendpaukboden auf der Universität. Schleunigst nehme ich mein frugales Abendmahl ein und stürze nach der Schanze zu fröhlicher Kneipe, belehrendem Vortrag oder ernster Beratung. Zum Beschluß folgt dann das Zubettgehen, was manchmal mit Schwierigkeiten verbunden ist'.

Nur kurze Monate sollte er sich seiner akademischen Freiheit erfreuen — jählings riß ihn der Krieg, dessen Ausbruch ihn alsbald in jugendlicher Begeisterung unter den Freiwilligen sah, aus den harmlosen, frisch-fröhlichen Mensuren der Alemannen hinaus ins blutige Völkerringen. Einmal noch durfte ich ihn wiedersehen, als er nach den erbitterten Yser-Kämpfen verwundet im Lazarett lag. Da hatte der Fritz mit dem idealen Schwung der Seele und mit dem doch so weichen, unsoldatischen Herzen schon wissende Augen bekommen, da wußte er schon um Not und Tod, um alle grausigen Schrecken des Krieges. Als wir dann wieder Abschied nahmen, sollte es ein Abschied auf ewig sein: ich selbst mußte hinaus, und das Auf und Ab und Hin und Her der Kriegswogen ließ uns nicht mehr zueinander kommen. Briefchen flogen noch herüber und hinüber; wie ein matter ungewisser Schimmer am fernsten Himmelssaum leuchtete dann wohl in uns beiden die Hoffnung aufs fröhliche Wiedersehen nach siegreichem Friedensschluß auf. — Gelt, Fritz, wie wollten wir dann daheim in unserm geliebten Brauhaus „Zur Glocke" beim langentbehrten Glase Kölsch unsere Erinnerungen austauschen? Es sollte nicht sein!

In jenen düsteren Herbsttagen 1918, als ich an der Maas die Schrecken unseres Rückzuges durchkostete, als schon alle Gemüter die Aussicht auf nahen Waffenstillstand beschäftigte, ereilte mich die unfaßliche Kunde vom Tode des geliebten Freundes. So kurz vor dem Ende — wie schwer ist es oft, die Wege der Vorsehung zu verstehen!

Als ich wenige Wochen später unsere Vaterstadt betrat und das feldgraue Kleid wieder mit dem Zivilrock vertauschen durfte, da fand ich daheim nur seine zutiefst getroffenen Eltern, verwaist stand sein geliebtes Klavier, und aus dem Schrank blickten mir seine Bücher wehmütig entgegen. Ich selbst aber fühlte immer schmerzlicher die Lücke, die der Krieg hier auch in mein Leben gerissen hatte.

Denn ja, Fritz, solchen Freund, wie du es gewesen, schenkt mir das Leben so leicht nicht wieder. Deine treue Anhänglichkeit, deine unbestechliche Offenheit, der

alles Falsche und Unaufrichtige fremd war, deine Bescheidenheit, deinen Idealismus, der mit jugendlicher Begeisterung alles Gute und Schöne sich zu eigen zu machen suchte, deinen stets für Humor und Fröhlichkeit empfänglichen Sinn — bei wem fände ich all diese Grundzüge deines Wesens so bald wieder zum Gesamtbilde solch' liebenswerten Charakters vereinigt? Anspruchslos, wie du warst, noch durch keine zu verwöhnte Kost verdorben und übersättigt, kanntest du noch die reine Freude, die, auch von harmlosen, unbedeutenden Anlässen genährt, sich zur alles überstrahlenden, unversiegbaren Lebenslust verdichtet. Dein Optimismus hätte dich auch in der heutigen traurigen Zeit das Leben lieb behalten lassen, und du hättest kraft deiner Fähigkeiten deinen Mann gestellt im Daseinskampfe — aber das Schicksal wollte es anders.

Nun ruhst du draußen in fremder Erde. Aus unsern gemeinsam durchlebten Schultagen klingt mir wehmütig das alte Römerwort „dulce et decorum est, pro patria mori!" ans Ohr. Süß und ehrenvoll! Ja, ehrenvoll war dein Leben wie dein Tod, mit dem du deine Pflichttreue, die dich seit jeher vor allem auszeichnete, besiegeltest. Und so, als das leuchtende Bild eines lauteren, seiner Pflicht bis zum letzten genügenden Charakters, wirst du im Herzen des Freundes fortleben auf immer." — So der Freund!

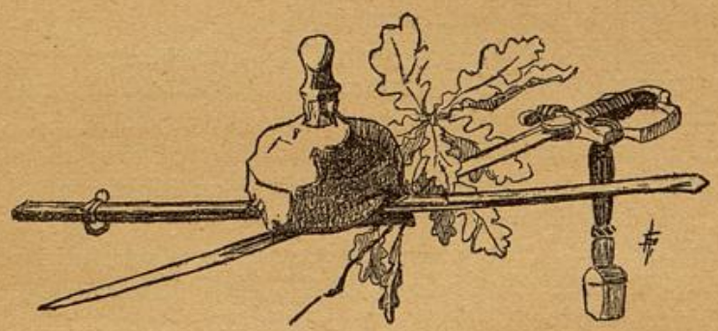
Im Inf.-Regt. 65 zu Köln war Fritz Patzer ausgebildet worden. Am 14. Oktober 1914 rückte er mit dem neugebildeten Res.-Inf.-Regt. 236 ins Feld. Am 23. Oktober wurde er bereits durch einen Oberschenkelschuß verwundet. Am 15. Januar 1915 steht er wieder in Flandern. Er ist bei Langemark und Ypern dabei und erhält das Eiserne Kreuz. Im Herbst 1915 kommt sein Regiment in die Champagne. Dort bleibt er bis zu seinem Tode. Die Teilnahme an den großen Kämpfen am Chemin des Dames im Jahre 1917 bringt ihm die Beförderung zum Leutnant der Reserve. Im Frühjahr 1918 macht er den glänzenden Angriff über den Chemin des Dames mit. Am 2. Juni 1918 wurde er zum zweiten Male verwundet. Wieder geht er zurück zu seinem Regiment. Nördlich Somme-Py ist er durch Kopfschuß auf dem großen Rückzuge am 4. Oktober 1918 gefallen.

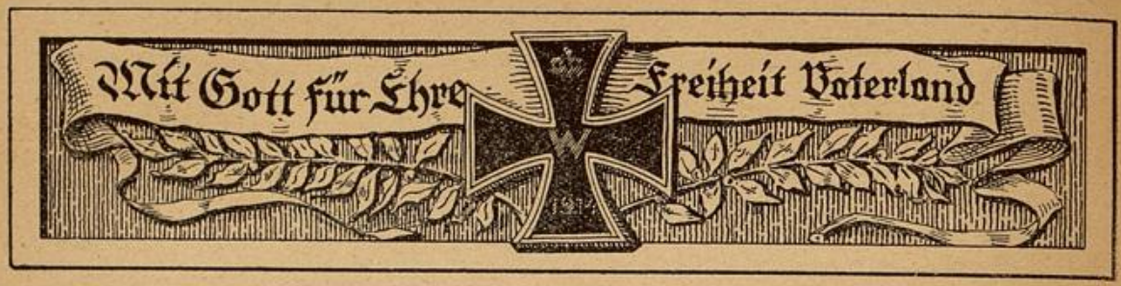
Wie Hunderttausende mit ihm hat Fritz Patzer seine Pflicht getan bis zum bitteren Ende. Nein, er hat mehr getan als die bloße Pflicht. Die bloße Pflichterfüllung hätte von ihm nicht verlangt, daß er bei zweimaliger Verwundung nach so kurzen Erholungszeiten immer wieder zur Front drängte. Es trifft zu, was sein Vater von ihm schreibt, daß er „sicherlich von vorneherein keine echte Soldatennatur" war. Aber in ihm hat etwas geglüht von dem kantischen Imperativ, und diese Glut hat ihn umgeschmolzen und gehärtet. Es ging ihm, wie vielen von denen, die hart wurden, indem sie hart mit sich verfuhren; er hat sich immer derer geschämt, die sich ob ihrer Drückebergerei und ihrer Ordenshascherei als die „Klugen" vorkamen. Er hat sich ihrer geschämt, und er hat sie gehaßt, wie wir sie hassen und verachten.

Er ist gefallen als ein Vollendeter, ein voller Mensch! Weich war seine Seele, so daß nur die linden Gedanken einer liebenden Mutter sie ganz verstanden, so daß er nur von ihr sich ganz verstanden fühlte. Aber immer war in ihm daneben die Sehnsucht nach voller Mannhaftigkeit. Die Sehnsucht ist Erfüllung geworden, ohne daß er das

hohe Gut einer reinen und zarten Seele verlor. Der Freund der Mutter ist des Vaters ganzer Stolz geworden, so daß ihrer beider Gedanken bei ihm sind mit stolzer Liebe und mit liebendem Stolze. Uns ist er das Vorbild eines Alemannen, weil in ihm das Strenge mit dem Zarten und Milde mit Mannesmut sich einten.

Albert Schmidt





Artur Blennemann.

S. S. 14.

Artur Blennemann wurde am 2. März 1893 als Sohn des Materialienverwalters Karl Blennemann und seiner Frau Mathilde, geb. Wollenweber, zu Somborn, Kreis Bochum, geboren. Nach dem Besuch der Realschule zu Langendreer trat er mit der Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst in den mittleren Postdienst ein. Er konnte sich jedoch mit den neuen, ihm zugeteilten Arbeiten nicht befreunden. Schon nach kurzer Zeit schied er aus dem Postdienst aus und bezog von neuem eine höhere Schule, und zwar diesmal die Oberrealschule zu Bochum. Ostern 1914 legte er die Reifeprüfung ab. Als stud. med. ging er nach Bonn und wurde bei den Alemannen aktiv. Nur ein Semester hat er als flotter Fuchs seinen Jugendtraum gelebt als ein richtiger Student und mit besonderer Liebe den Schläger geschwungen, da riß der ausbrechende Krieg ihn hinweg in die rauhe Wirklichkeit, in Kampf und Tod.

Artur Blennemann wurde nach mehrfachen vergeblichen Bemühungen, bei einem Regiment eingestellt zu werden, anfangs Januar 1915 beim Inf.-Regt. 125 in Stuttgart angenommen. Seine Vorgesetzten waren mit seinem Eifer und seiner Kriegstüchtigkeit so sehr zufrieden, daß sie ihn schon nach 6wöchiger Ausbildung zum Offizieranwärterkursus nach Döberitz entsandten. Mitte April 1915 rückte er als Vizefeldwebel nach Rußland aus. Sein Regiment hörte der Armeegruppe von Gallwitz an. Im August desselben Jahres erhielt er wegen seiner hervorragenden Anteilnahme an der Erstürmung des Dorfes Spitzki das Eiserne Kreuz II. Klasse. Gegen Ende des Jahres wurde sein Regiment in Serbien und Anfang 1916 bei Ypern eingesetzt.

Vom 15. bis 31. Mai erhielt Artur seinen ersten und zugleich letzten Heimatsurlaub. Zwei Tage nach seiner Rückkehr zum Regiment fiel er in den schweren Kämpfen bei Ypern, nachdem er gerade vorher zum Offizier befördert worden war. Über seinen Tod erhielten die Eltern die verschiedenartigsten Nachrichten. Ein Kamerad schrieb, daß Artur als Führer einer Aufklärungspatrouille gefallen sei; ein anderer, daß er bei einem Sturmangriff den Tod gefunden habe. Da die Engländer bei dem Gegenstoß über die deutschen Gräben vordrangen, konnte die Leiche des jungen Kriegers nicht geborgen werden. Arturs letzte Gedanken weilten bei seinen Eltern. „Du weißt ja nun die Anschrift meiner Eltern," so sagte er, als er sich vor seinem letzten Gange von einem Kameraden verabschiedete, „und nun mit Gott!"

Artur Blennemann schlummert in feindlicher Erde an unbekannter Stätte. Wir können sein Grab nicht besuchen und Zwiesprache halten mit dem stillen Schläfer, aber wir werden seiner gedenken in herzlicher Liebe und Dankbarkeit. —



Otto Reinicke.

S. S. 14.

Gern entwerfe ich ein Bild meines jungen Freundes Otto Reinicke. Es wird ja noch eine Zeit kommen, wo unser wieder zur Selbstbesinnung gelangtes deutsches Volk sich in das heilige Buch jungen, hehren Heldentums mit leuchtenden Augen und dankbarem Herzen versenken und sich daran zurückfinden wird zu dem einzigen, was dem Menschen not tut: zur Liebe, die man daran erkennt, daß einer das Leben lassen kann für die Brüder.

Ganz hell steht das Bild des jungen Freundes vor mir, ich habe Jahre lang Freude daran gehabt. Sein Leben war ein Adlerflug, und darum schließt es für mich nicht ab mit dem verzweifelten Wort „vermißt", sondern es entschwebt mir wie der hochfliegende Adler im Licht, im ewigen Licht.

Am 16. Juli 1895 ward er als erster Sohn dem Kaufmann Hermann Reinicke und seiner Gemahlin Lina Gohrlach geboren und erhielt die Namen Otto Emil Wilhelm. Den ersten Schmerz, so bekennen seine Eltern, habe er ihnen bereitet, als er nicht aus dem Kriege heimkehrte. Ein liebes, frisches Kerlchen mit hellen Augen und begeisterungsfähigem Herzen nahm er Kraft und Liebe zum künftigen Opfer früh in sich auf. Oft rief der Zehnjährige, von der Schule heimkommend, durchs Haus: „Groß und heilig ist's, für das Vaterland zu sterben." Die sorgende Mutter, als ahne sie die Zukunft, pflegte zu widersprechen: „Schöner ist's, für das Vaterland zu leben." Da kam ihr der zum Gymnasiasten Gewordene mit dem lateinischen, also unwiderleglichen Urtext: „Dulce et decorum est, pro patria mori." Leicht, und ohne Eltern und Lehrern Sorgen zu bereiten, ging er durchs Gymnasium bis zur Reifeprüfung 1914.

Aus dieser Zeit bleiben mir zwei Erlebnisse unvergeßlich. In einer Schüleraufführung des „Tell" gab er den jungen Melchtal mit hinreißender Lebenswahrheit. Erschütternd klang seine Klage über den vom fremden Tyrannen geblendeten Vater. Und dann die Rütliszene, die jetzt in meiner Erinnerung eine ungeahnte Bedeutung bekommt, der Schwur, den er und seine jungen Freunde, die späteren Kriegskameraden aus innerstem Herzen ablegten: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr. Wir wollen frei sein, wie die Väter waren, lieber den Tod, als in der Knechtschaft leben!" — Sie haben's wahr gemacht im Ernst, was sie im Spiel gelobt. Das andere Mal spielten sie den „Heyderich" von Körner. Da war er der für sein Vaterland sterbende, mit letzter Glut seines Herzens sein Vaterland grüßende Oberleutnant. Ich sehe ihn noch dort liegen, höre ihn die herrlichen Worte

hinausrufen mit seiner klangvollen Stimme und sehe ihn, der Gefangenschaft entfliehend, sterben. So wird's hernach in Wirklichkeit gewesen sein. Man wird jenen Oberleutnant bei den Seinen auch als „vermißt" gemeldet haben, wie ihn; aber keiner der Seinen wird im Zweifel gewesen sein, was sein letzter Gedanke, sein letzter Herzschlag gewesen, oder wenigstens der vorletzte, denn der letzte hat Gott gegolten. So war er. Ergreifender noch wird die Erinnerung dadurch, daß auch zwei seiner damaligen Mitspieler gefallen sind; und das Stück hat doch nur wenig Personen.

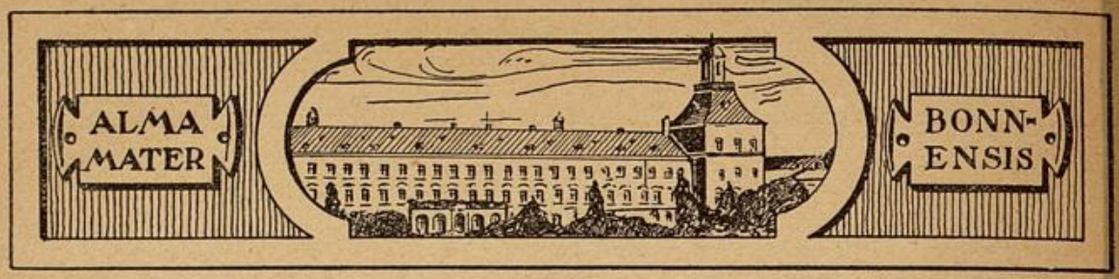
Ostern 1914 bezog er die Universität Bonn, um Medizin zu studieren. Stolz trug er die Farben seiner geliebten Burschenschaft Allemannia. Zugleich trat er als Freiwilliger in das Inf.-Regt. 160 ein. Ende Juni sah ihn seine Mutter zum letzten Mal. Bald darauf schied er auch von dem Vater. Es kam eine große Zeit. Am 8. August schon rückte er mit seinem Regiment aus. Im Siegeslauf ging es vorwärts. Nur kurze Karten und wenige Briefe konnte er schreiben. Das Ausströmenlassen des ungeheuren Erlebens seinen Eltern gegenüber mußte er sich für später vorbehalten. Und wie wird er sich darauf gefreut haben! Am Tage vor dem Abmarsch schreibt er: „Wir alle stehen doch in Gottes Hand. Morgen rücken wir aus, wohin? wissen wir alle nicht. Doch seid unbesorgt." Am 1. September schrieb er von Lonvergny: „Es liegt wieder ein Tag hinter uns, von dem man sagen kann: 'Heiß war der Tag und blutig die Schlacht!' Wir befanden uns auf der Verfolgung der Franzosen. Auf einer Höhe hatten sie sich in einem Walde sehr stark verschanzt, und nur unter großen Verlusten gelang es uns, den Feind aus der Stellung zu werfen und den Sieg davonzutragen. Viele Kameraden liegen tot oder verwundet auf dem Schlachtfelde, und ergreifend war es, als der Major gestern abend das Bataillon für die Gefallenen beten ließ und Gott danken, daß er uns glücklich bewahrt hat. Mir geht es noch immer sehr gut. Die Strapazen sind ja sehr groß, besonders die Märsche bei dieser großen Hitze, aber ich habe sie bis jetzt gut überstanden. Hoffentlich hilft der Herr weiter so!" Am 21. September schrieb er von Somme-Py: „Mir geht es immer noch sehr gut, d. h. die Strapazen strengen einen ja kolossal an, aber man kann sie doch ertragen. Seit einigen Tagen tobt hier eine große Entscheidungsschlacht auf einer Strecke von vielleicht 80 km. Wir haben vier Tage Tag und Nacht im Schützengraben im Artilleriefeuer gelegen. Nur bei Nacht konnten die Feldküchen in die Nähe kommen; dann bekam jeder einen Deckel Essen, sonst den Tag über nichts. Unsere Kompagnie hatte heute 95 Mann, mit 220 sind wir ausgerückt, die größte Anzahl ist verwundet. Hoffentlich beschützt Gott uns weiter und hilft uns zum Sieg!"

Fünf Tage später kam auch er zum Opfer. Davon schreibt sein Gruppenführer: „Es war am 26. September morgens, als wir gegen das Dorf Perthes vorrückten, zunächst als Reserve, doch schwärmten wir bald, da Perthes von französischer Artillerie heftig beschossen wurde, rechts von dort aus und gingen in Sprüngen von 200 bis 300 m vor. Ganz plötzlich und unvermutet erhielt unser dritter Zug, auf dessen rechtem Flügel ich mich mit meiner Gruppe befand, rechtes Flankenfeuer von französischen Maschinengewehren. Wir eilten einem 300 m vor uns liegenden Waldstücke zu. Da ich mich 10 Schritt vor meiner Gruppe befand, hatte ich mich beim Erhalt des Feuers noch einmal nach meinen Leuten umgeschaut, doch sah ich alle bereits am Boden liegen.

Ich warf mich schnell auch hin und erreichte teils auf dem Boden kriechend, dann wieder kurze Strecken gebückt laufend, den vor uns liegenden Wald. Außer noch einem Reservisten meiner Gruppe erreichte jedoch niemand diesen Wald. Wir gingen dann noch 500 bis 600 m weiter vor, konnten uns aber, da wir keine Unterstützung erhielten, und auch zu sehr zusammengeschmolzen waren, gegen die Franzosen nicht behaupten und mußten zurück in unsere Stellung. Hier fand sich noch ein weiterer Mann von meiner Gruppe vor, die übrigen sechs Mann kamen nicht mehr zurück." Was dabei aus Otto Reinicke geworden ist, hat man nicht erfahren können. Die Möglichkeit, daß er in Gefangenschaft geraten, ist nach dem weiteren Bericht des Gruppenführers wohl ausgeschlossen, da die Franzosen den Zurückgehenden nicht gefolgt waren, und bei der Rückkehr unserer Truppen in die vordere Stellung zwei zusammengeschossene deutsche Batterien noch an ihrer Stelle gefunden wurden und von den Franzosen nichts zu sehen war. Alle Nachfragen — und wo nur die Möglichkeit einer Auskunft sich bot, haben sie die immer noch hoffenden Eltern benutzt — haben nichts ergeben. Da sein Name auch in den französischen Gefangenenlisten nicht zu finden ist, können sich die tiefgebeugten Eltern der Annahme nicht verschließen, daß ihr geliebter Ältester am 26. September 1914 gefallen und sein Leib begraben ist, ohne daß seine Erkennungsmarke abgegeben wurde. Der jüngere Bruder Rudolf war der Erbe seiner Vaterlandsliebe, nichts konnte ihn vom Opfer zurückhalten. Auch er, der letzte Sohn seiner Eltern, ist den Heldentod gestorben.

Vermißt werden sie gewiß, bis der Eltern Herz den letzten Schlag tut. Aber stolz dürfen sie und wir mit ihnen auf die jungen Helden sein. Stolz und dankbar reihe auch ich, als Alter Herr einer Burschenschaft, das Bild meines jungen Bundesbruders ein in das Heldenbuch derer, die da starben für Ehre, Freiheit, Vaterland, mit Gott für Kaiser und Reich. Und die, welche einst lesen werden im Heldenbuch, mögen sich sagen, daß der Friede, wenn er ein ehrenhafter ist, schön sei, daß es aber dabei bleibe, daß nichts den Menschen auf Erden notwendig macht, als die Liebe, die sich opfert für die Brüder nach dem hehren Vorbild des einen, an dessen Opfer wir erkannt haben, was Liebe ist.

Pfarrer Haake in Trier.



Johannes Rellensmann.

S. S. 19.

Am 10. Januar 1899 wurde Johannes Rellensmann zu Mörs geboren. Er besuchte zunächst die Volksschule, dann das Gymnasium seiner Vaterstadt und erhielt im Alter von 18 Jahren das Zeugnis der Reife. Die kurze Zeit von zwei Monaten, die ihm bis zu seinem Eintritt in den Heeresdienst noch zur Verfügung stand, benutzte er zu juristischen und volkswirtschaftlichen Studien auf der Universität Münster. Seine militärische Ausbildung in Straßburg und späterhin im Rekrutendepot zu Cerfontaine nahm etwa ein Jahr in Anspruch. Dann begann für ihn, der inzwischen zum Unteroffizier befördert worden war, beim Feldart.-Regt. 283 der Frontdienst.

Längerer Ruhe nach langen Wochen harter Ausbildung durfte er sich nicht erfreuen: — die Mai-Offensive setzte am Chemin des Dames ein. Zum ersten Male sah er die Greuel und Schrecken des Krieges, zum erstenmal sah er dem Tode ins Auge. In Vendresse überraschte die angreifenden Truppen heftiges Trommelfeuer der Franzosen; dessen ungeachtet erstürmten sie am 27. Mai 1918 den Chemin des Dames und überschritten bei Pont-Arcy um eine Verfolgung des Feindes zu ermöglichen, die Aisne. Trotzdem der hartnäckige Widerstand der Franzosen zuweilen dem Feldartl.-Regt. Nr. 283 bedeutende Verluste beibrachte, wurde die Verfolgung mit Einsetzen aller Kräfte von neuem wieder aufgenommen. Zwischen Oise und Aisne spielten sich schwere Kämpfe ab. Ohne Rücksichtnahme auf die körperliche Verfassung verblieben die Deutschen unaufhörlich Tag und Nacht dem Feind auf den Fersen. Ihr Weg führte sie über Cramaille, Grand Rocoy, Oulchy, le Chateau-Conticourt bis Monnes. Am 2. Juni 1918 mußte wegen schweren Widerstandes der Franzosen die Verfolgung aufgegeben werden. Die vor dem Artillerieregiment liegende deutsche Infanterie war schließlich nicht mehr in der Lage, den Angriffen der weit überlegenen feindlichen Truppen standzuhalten, sie zog sich zurück, so daß die Artillerie allein bis zum Abend sich der schweren Angriffe der Franzosen erwehren mußte.

Die furchtbaren Kämpfe der letzten Wochen hatten körperlich und seelisch auf Johannes Rellensmann mächtig eingewirkt. Das rauhe Kriegsleben und das Miterleben der welterschütternden Ereignisse hatten den jugendlichen Soldaten zum Manne reifen lassen, ohne ihm sein kindliches Gemüt zu rauben. Nach kurzer körperlicher Auffrischung wurde er zu einem Offizierskursus nach Soissons kommandiert, der beim Aufflammen einer neuen feindlichen Offensive abgebrochen werden mußte. Am 10. Juli 1918 rückte sein Regiment über Eppes-Treloup-Crisolles nach Dormans, von

dort mußte es sich innerhalb kürzester Zeit über Fresnes, Brécy, Crisolles kämpfend zurückziehen, weil es durch Verrat bei weiterem Vormarsch dem Untergang preisgegeben worden wäre. Am 25. Juli 1918 wurde Johannes Rellensmann durch Granatsplitter am Arm verwundet. Sein Stolz und Ehrgeiz und die Liebe zu seiner Batterie ließen ihn jedoch davon Abstand nehmen, das Feldlazarett aufzusuchen. Kurze Zeit darauf — es war am 1. August 1918 — erhielt er wegen eines schneidigen Melderitts bei Crisolles das Eiserne Kreuz II. Klasse. Einige Tage nahm sein Regiment noch an der beweglichen Abwehrschlacht zwischen der Marne und Vesle teil, dann kam es als abgekämpfte Truppe nach Armentières in Ruhestellung.

Seit einem Jahr hatte Johannes Rellensmann sein Elternhaus nicht mehr gesehen. Die vielen neuen Eindrücke, das große Miterleben mit all seinen Begleiterscheinungen hatten nur dazu beigetragen, den Glauben an seine Ideale zu stärken und seine Lebensanschauungen zu festigen. Nach kurzer Ruhezeit wurde sein Regiment vor Verdun verlegt, wo es an den schweren Kämpfen bis zum Eintritt in den Waffenstillstand ruhmvollen Anteil nahm. Eine Viertelstunde vor dem Abschluß der Kämpfe verlor Rellensmann durch ein Sprengstück das rechte Auge, außerdem wurde er am Kopf und an der Brust erheblich verletzt. Trotz hohen Fiebers reiste er kurz entschlossen in die Heimat, um nicht im Kriegslazarett in die Hände der Feinde zu fallen. Er wurde dem Lazarett in Duisburg überschrieben. Nach mehreren schwierigen Operationen war Rellensmann soweit wieder hergestellt, daß er am 30. April 1919 aus dem Lazarett entlassen werden konnte. Die schwere Verwundung jedoch war die Ursache für seine spätere Erkrankung. Der Krieg hatte in ihn den Todeskeim gelegt.

Nach kurzer Erholungszeit im Elternhause begann er, freudig in die Zukunft schauend, sein Studium auf der „alma mater Bonnensis". Sein Verlangen nach einem Kreis gleichgesinnter Menschen wurde mit seinem Eintritt in die Burschenschaft am 21. Juni 1919 befriedigt. Durch sein bescheidenes, offenes und gediegenes Wesen gewann er bald die Sympathie der Bundesbrüder. Zwei Semester durfte er nur unter uns weilen; dann zwang ihn neue Erkrankung Bonn und die liebgewonnene Burschenschaft zu verlassen, um Heilung seines Leidens im Sanatorium Naurod bei Wiesbaden zu suchen. Seine Hoffnung, wieder zu uns zurückzukehren, blieb jedoch unerfüllt. Am 21. Juni 1920 ist Johannes Rellensmann — bis zu seinem Lebensende getreu unserm Wahlspruch „Gott, Ehre, Freiheit, Vaterland" — an den Folgen der Kriegsverwundung zu Wiesbaden verstorben.

Nachwort!

Die erste Anregung, unsern im Weltkriege gefallenen Bundesbrüdern ein Ehrenmal in Gestalt eines Gedenkbuches zusetzen, rührt von L. Aschoff in Freiburg in B. her. Aschoff fand mit seiner Anregung in weiten Kreisen der Alemannia freudige Zustimmung, wenn auch die Ansichten über die Art der Ausführung des Buches auseinandergingen. Die aktive Burschenschaft übernahm es, die für das geplante Buch nötigen Grundlagen zu beschaffen, sie stieß aber auf erhebliche Schwierigkeiten, so daß die Arbeit schließlich ins Stocken geriet. Ende 1921 erklärten sich einzelne Herren des Dortmunder Alemannenkreises unter Leitung des Unterzeichneten bereit, die Arbeit wieder aufzunehmen und sie unter allen Umständen zu Ende zu führen. Unermüdlich machten Brauß und Philippi III in Wort und Schrift auf das im Entstehen begriffene Werk aufmerksam und regten die Bundesbrüder kräftig zur Mitarbeit an. Der Erfolg blieb nicht aus. Zahlreiche Berichte liefen ein, darunter manche in packender, lebenswahrer Darstellung. Einzelne mußten sich wegen ihrer allzugroßen Länge eine Kürzung gefallen lassen, während andere allzuknappe erweitert werden mußten. Mehrere Berichte über denselben Bundesbruder wurden mit einander verschmolzen und nach Möglichkeit auch in der Form einander angepaßt. Auf diesem Gebiet war mir hauptsächlich Schulze-Westen ein getreuer und sehr geschickter Mitarbeiter. Wenn nun doch hier oder da in der Form etwas versehen sein sollte, so wolle man das gütigst mit der kurzen Zeit entschuldigen, die dem Ausschuß für die Herstellung des Buches zur Verfügung stand. Eine nochmalige Verschiebung des Termins für die Drucklegung über den 15. Mai hinaus würde das Buch wiederum um 20 000 bis 30 000 Mk. verteuert haben. — Die verschiedene Länge der einzelnen Lebensbilder erklärt sich aus der Ungleichheit der zur Verfügung stehenden Grundlagen, sodann aus der Bedeutung der Gefallenen für die Geschichte der Burschenschaft oder das öffentliche Leben. Einzelne Bundesbrüder hatten sich bereits trotz ihrer Jugend in der Wissenschaft einen geachteten Namen erworben oder waren infolge ihrer beruflichen Tüchtigkeit zu hohen Lebensstellungen emporgestiegen. Es ist wohl selbstverständlich, daß wir grade bei diesen Männern gern etwas länger verweilt haben. —

Zu ganz besonderem Danke bei der Herstellung des Buches sind wir unserm Bundesbruder Philippi I aus Münster verpflichtet. Regelmäßig hat er an den Sitzungen des Ausschusses in Dortmund teilgenommen und durch seinen aufmunternden Zuspruch kräftig dazu beigetragen, die Arbeit allen erwachsenden Widerständen und Schwierigkeiten zum Trotz zum glücklichen Ende zu führen. Die würdige äußere Ausstattung des Buches ist auf seinen sachverständigen Rat und seine feinsinnige Kunst zurückzuführen. Die Zeichnungen am Kopf der einzelnen Lebensbilder — sie stellen den Wahlspruch, das Schänzchen, die Universität, das Koblenzer Tor, die Rheinbrücke, die Godesburg, das Siebengebirge und Oberwesel dar — sind sein Werk, ebenso auch einzelne Vignetten. — Wir danken ferner herzlichst unserm Bundesbruder Oppermann für das schöne stimmungsvolle Gedicht in der Einführung des Buches und allen

denen, die durch ihre warmherzigen Nachrufe oder durch gütige Überlassung bzw. Besorgung geeigneten Materials oder durch Geldspenden uns die Arbeit ermöglicht haben. Endlich sprechen wir noch der Firma Fr. Wilh. Ruhfus in Dortmund unsere Anerkennung und unseren Dank dafür aus, daß sie trotz der während der Drucklegung fortwährend anziehenden Preise in so entgegenkommender Weise die Herstellung des Buches übernommen hat und so bereitwillig und verständnisvoll bei der Ausführung desselben auf unsere Wünsche eingegangen ist. —

Möchten die in der Einleitung angedeuteten Wünsche und Hoffnungen, die wir mit dem Gedenkbuch verbinden, in Erfüllung gehen!

Dortmund, im Mai 1922. O. Schneider I. A.

Namen-Verzeichnis.

1. Bruch, Artur, S. S. 93 . . . . . Seite 1
2. Meyer, Robert, W. S. 94/95 . . „ 4
3. Leicher, Albert, W. S. 95/96 . . „ 7
4. Rickes, Otto, S. S. 96 . . . . . „ 9
5. Stäps, Otto, S. S. 96 . . . . . „ 12
6. Haenseler, Wilhelm, S. S. 97 . . „ 14
7. Schmorl, Alfred, S. S. 97 . . . „ 16
8. Zurhellen, Otto, S. S. 97 . . . „ 20
9. Zurhellen, Walter, S. S. 98 . . „ 24
10. Spengemann, Emil, S. S. 99 . . „ 26
11. Kriegsmann, Hermann, S. S. 00 „ 28
12. Bockhorn, Erich, S. S. 00 . . . „ 31
13. Calaminus, Matthias, S. S. 01 . „ 33
14. Reining, Hermann, W. S. 01/02 „ 35
15. Meyer zum Gottesberge, Julius, S. S. 03 . . . . . „ 38
16. Klingender, Edgar, S. S. 04 . . „ 40
17. Schmincke, Karl, S. S. 06 . . . „ 43
18. Blumschein, Fritz, S. S. 06 . . . „ 47
19. Blumschein, Wilhelm, S. S. 08 . „ 47
20. Philippi, Fritz, S. S. 06 . . . . „ 50
21. De Wyl, Franz, W. S. 06/07 . . „ 54
22. Meyer, Ernst, S. S. 07 . . . . „ 57
23. Rose, Paul, S. S. 07 . . . . . „ 59
24. Loewe, Walter, S. S. 08 . . . „ 61
25. Flohr, Paul, S. S. 08 . . . . . „ 64
26. Noltenius, Hans, W. S. 08/09 . „ 66
27. Kockelke, Heinrich, S. S. 09 . . „ 70
28. Bohnenkamp, Hans, S. S. 09 . „ 73
29. Reusch, Oskar, S. S. 09 . . . . „ 75
30. Sadé, Helmut, S. S. 09 . . . „ 77
31. Flex, Martin, W. S. 09 . . . . „ 80
32. Flex, Otto, S. S. 13 . . . . . „ 80
33. Wiedenfeld, Eugen, S. S. 10 . . „ 84
34. Aring, Karl, S. S. 10 . . . . . „ 86
35. Pieper, Willy, S. S. 10 . . . . „ 89
36. Cordes, Adolf, S. S. 11 . . . . „ 93
37. Flor, Fritz, S. S. 11 . . . . . „ 95
38. Schröder, Richard, S. S. 11 . . . „ 98
39. Wilmanns, August, S. S. 11 . . „ 101
40. Fiedler, Karl, W. S. 11/12 . . . „ 103
41. Hänicke, Hans, W. S. 11/12 . . „ 105
42. Wernscheid, Karl, W. S. 11/12 . „ 107
43. Burberg, Rudolf, S. S. 12 . . . „ 109
44. Spannuth, Rudolf, S. S. 12 . . „ 111
45. Averdunk, Kurt, S. S. 12 . . . „ 115
46. Bockamp, Werner, S. S. 13 . . „ 118
47. Petersen, Martin, S. S. 13 . . „ 121
48. Schlenkermann, Ernst, S. S. 13 . „ 125
49. Müller, Gustav, S. S. 14 . . . „ 127
50. Baukloh, Wilhelm, S. S. 14 . . „ 129
51. Patzer, Fritz, S. S. 14 . . . . . „ 132
52. Blennemann, Artur, S. S. 14 . „ 136
53. Reinicke, Otto, S. S. 14 . . . . „ 137
54. Rellensmann, Johannes, S. S. 19 „ 140

Druck von Fr. Wilh. Ruhfus
Dortmund.